This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

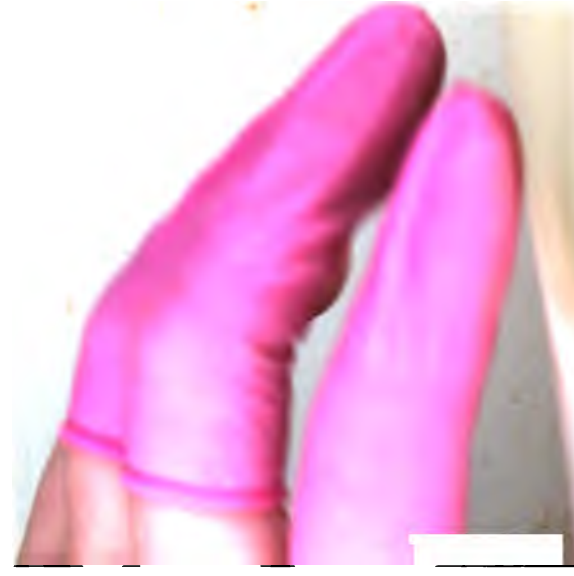
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

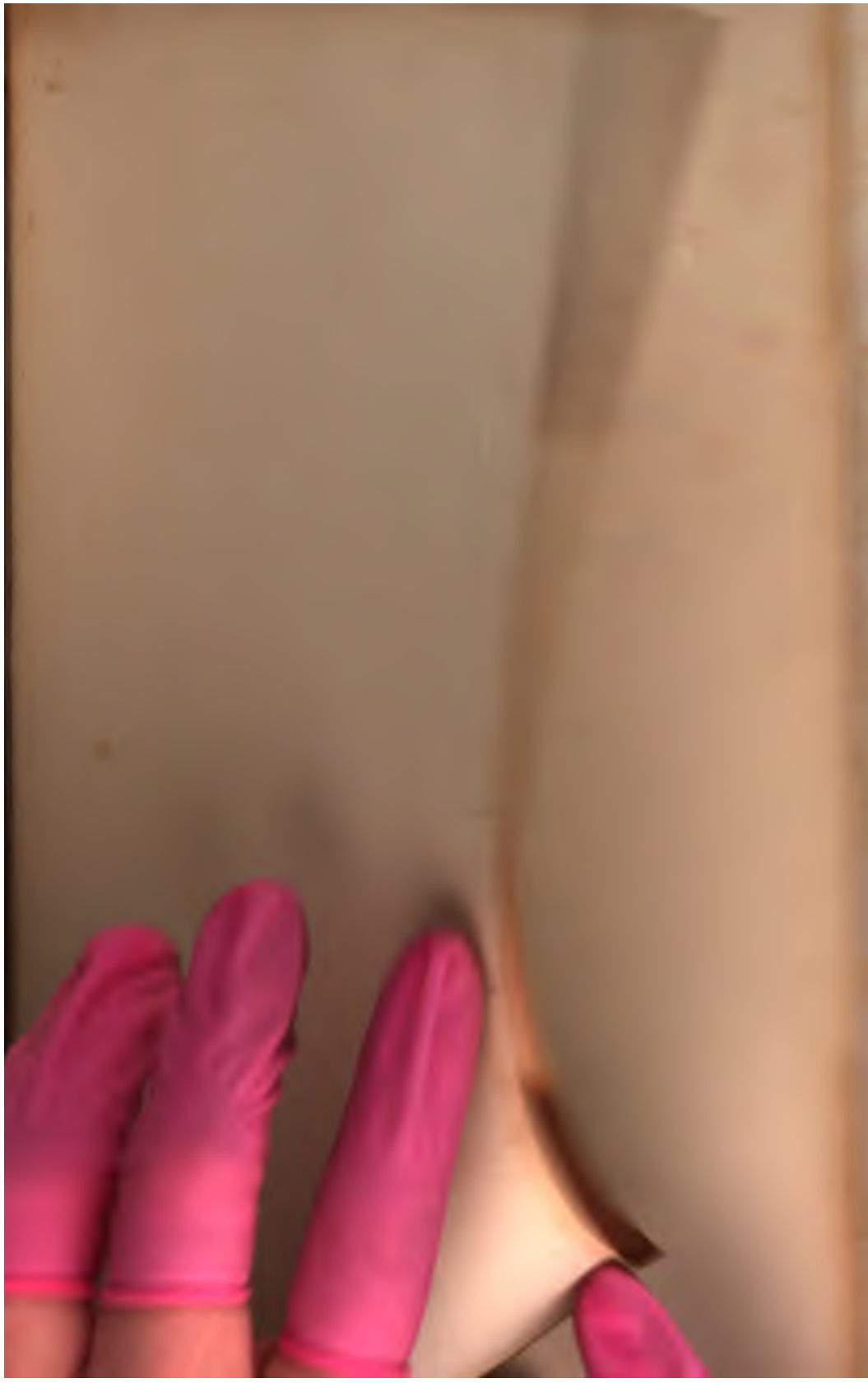
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600023635P





Neuer
PLUTARCH,

oder:

Bildnisse und Biographien

der

berühmtesten Männer und Frauen

aller

Nationen und Stände;

von

den ältern bis auf unsere Zeiten.

Nach den zuverlässigsten Quellen

bearbeitet

von einem Vereine Gelehrter.

II. Band.

Mit 120 Bildnissen in Stahlstichen.

Pesth, 1853.

Verlag von Conrad Adolf Hartleben.

2 Ib 2. 167

BIBLIOTHECA BODLEIANA

MARIA THERESIA
JOSEPH II
COLUMBUS
COOK
CORREGGIO
REMBRANDT

Maria Thereſia,

römiſch-deutſche Kaiſerin, Königin von Ungarn und Böhmen ꝛc.

Geboren 1717. Geſtorben 1780.

Dieſe große Monarchin, an Scharfſinn und hoher Geiſtesbildung der engliſchen Eliſabeth, an Entſchloſſenheit und Kraft Katharinen II. gleich, an edler Weiblichkeit und mild-gerechtem Sinne Beide überſtrahlend, war die Tochter des römiſchen Kaiſers Karl VI., des letzten männlichen Sproſſen Habsburg's, und der Kaiſerin Eliſabeth Chriſtina, gebornen Prinzeſſin von Braunſchweig-Lüneburg. Sie wurde den 13. Mai 1717 zu Wien geboren und durch den Cardinal Kollonits, der ſpäter Wien's erſter Erzbiſchof ward, getauft. Den Schlußſtein ihrer muſterhaften Erziehung legte die geiſtreiche Gräfin Fuchs von Puchhaim. Da der einzige männliche Erbe des Kaiſers Karl VI., der Prinz Leopold Johann Joſeph, geboren den 13. April 1716, ſchon am 4. November desſelben Jahres wieder ſtarb, und außer einer zweiten Prinzeſſin, der nachmals mit dem Herzoge Karl von Lothringen vermählten Maria Anna, keine weitere Nachkommenſchaft erfolgte; ſo ließ der Kaiſer die von ihm am 19. April 1713 gegebene pragmatiſche Sanction den 6. December 1724 als Hausgeſetz öffentlich kund machen, und ſie nach und nach von den Ständen aller ſeiner Königreiche und Lande anerkennen und beſchwören. Kraft dieſer berühmten Urkunde wurde nicht nur die, durch ältere Grundgeſetze eingeführte Untheilbarkeit der öſterreichiſchen Erbſtaaten beſtätigt, ſondern auch die Erbfolge der regierenden Dynaſtie nach den, in jeder Linie derſelben damals vorhandenen Perſonen beſtimmt. Es wurde nämlich feſtgeſetzt, daß, in Ermangelung männlicher Descendenten, die Succeſſion fallen ſolle: 1. auf die Erzherzoginnen Kaiſer Karl's Töchter; 2. auf die Erzherzoginnen Kaiſer Joſeph's Töchter, Kaiſer Karl's Nichten; 3. auf die Erzherzoginnen Kaiſer Leopold's Töchter, Kaiſer Karl's Schweſtern, und endlich 4. auf alle abſtammenden Erben beiderlei Geſchlechts,

durchaus nach den Grundſätzen der Primogenitur und Lineal-Succeſſion. Kraft dieſer rechtsgiltigen pragmatiſchen Sanction wurde Maria Thereſia als präſumtive Thronerbin erklärt. Sie vermählte ſich 1736 aus freier Wahl mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen, nachmaligem Großherzoge von Toscana (als römiſch-deutſcher Kaiſer Franz I.), mit welchem ſie in dreißigjähriger beglückter und fruchtbarer Ehe lebte. Nach dem Tode ihres Vaters, 20. October 1740, wurde ſie zur Alleinherrſcherin aller öſterreichiſchen Staaten ausgerufen, und erklärte den 21. November desſelben Jahres ihren Gemahl zum Mitregenten. Aber obgleich die pragmatiſche Sanction durch die erſten Mächte Europa's garantirt worden, ſo ließen ſich doch die meiſten derſelben durch des Kaiſers plötzlichen Tod und den geſchwächten Zuſtand der Finanzen und Armeen ſeit dem letzten Türkenkriege (1737—1739) verleiten, ihre Eide zu brechen und mit bewaffneter Hand das Erbe Thereſia's anzutaſten. Der Erſte, welcher mit ſeinen vermeintlichen Anſprüchen hervortrat, war der Kurfürſt Karl Albrecht von Baiern, obſchon er bei ſeiner Vermählung mit Kaiſer Joſeph's I. Tochter Amalia, auf alle Anſprüche noch insbeſondere verzichtet hatte. Der König von Spanien verlangte, als angeblicher Repräſentant der erloſchenen ſpaniſch-öſterreichiſchen Linie, die ſpaniſch-öſterreichiſchen Erbſtücke in Italien: Mailand, Mantua, Parma und Piacenza, für den Infanten Don Philipp, obgleich er früher, um den Preis beider Sicilien für den Infanten Don Carlos, der pragmatiſchen Sanction ſeine Garantie gewährt hatte. Der König von Polen und Kurfürſt von Sachſen, Auguſt III., verſuchte, von Frankreich angeſtachelt, ebenfalls Anſprüche von ſeiner Vermählung mit Maria Joſepha, Joſeph's I. älterer Tochter, herzuleiten, auf welche er doch bei derſelben Gelegenheit feierlich verzichtet hatte. Frankreich, das jetzt den Zeitpunkt gekommen glaubte, wo Richelieu's Plane zur Zertrümmerung Oeſterreichs ſich verwirklichen ſollten, kündigte ſich anfangs nur als Alliirter Baierns an, jedoch die eigenen Rechte ausdrücklich vorbehaltend, welche Ludwig XV. durch die Gemahlinnen Ludwig's XIV., ſpaniſch-öſterreichiſche Prinzeſſinnen, zu haben vermeinte. In Preußen hatte kurz vorher der achtundzwanzigjährige Friedrich II., dem früher gegen ſeinen ergrimmten Vater die Fürbitten des öſterreichiſchen Hofes das Leben retteten, den Thron beſtiegen. Dieſer fiel mit ſeiner Armee (Anfang Decembers 1740) zwei Tage früher in Schleſien ein, als ſein Geſandter, Graf Gotter, in Wien ankam, um Thereſien Allianz wider alle ihre Feinde anzubieten, wogegen der König Niederſchleſien, worauf er Rechte habe, und das übrige Schleſien dazu, als Entſchädigung für ſeine Rüſtungen, verlangte. Von

mehreren Seiten rieth man Thereſien, dieſe Forderungen zu gewähren und dadurch dieſen mächtigen Bundesgenoſſen zu erwerben, beſonders da ſpäter der König ſich mit Niederſchleſien begnügen wollte. Aber Maria Thereſia antwortete mit Würde und hochherzigem Muthe: »feindliche Waffengewalt ſei nicht das Mittel, die pragmatiſche Sanction aufrecht zu erhalten. Was der König Rechtliches anbiete, das ſei er ohnehin, als derſelben Garant, zu leiſten ſchuldig. Daß er aber Geld biete und durch Krieg aufdringen wolle, ſei ſeiner nicht würdig, noch weniger der Königin, aus deren eigenem, von ihm ausgeſaugten Lande (Schleſien) dieſes Geld gezogen ſei. Sie habe den Thron nicht beſtiegen, um ihn zu zerſtückeln. Weder das Ganze, noch die Hälfte Schleſiens könne ſie abtreten, und wolle der König Freundſchaft halten und ſich vergleichen, ſo müſſe er vor Allem Schleſien räumen.« Mit Ende Januar 1741 war, bis auf Glogau, Brieg und Neiſſe, ganz Schleſien in preußiſcher Gewalt. Am 10. April erfocht der König von Preußen durch Uebermacht den Sieg von Molwitz, der über den Beſitz Schleſiens entſchied. Friedrich drang tief in Mähren ein, franzöſiſche Heere ſetzten über den Rhein, Sardinien machte Bewegungen zur Beſitznahme Mailand's, die Baiern bedrohten Paſſau, ſelbſt die Geſinnungen der Pforte erweckten Unruhe. Am 31. Juli beſetzte der Kürfürſt von Baiern Paſſau, am 14. Auguſt 1741 Linz. Die franzöſiſche Haupt-Armee wendete ſich gegen Böhmen, ein Corps ſchloß ſich an die Baiern, die ihren Vortrab bis St. Pölten ſchickten und das unvorbereitete Wien auffordern ließen. Aber ungebeugt von dieſen Schickſalsſchlägen, im freudigen Muthe ihres Rechts, begab ſich Maria Thereſia nach Ungarn, deſſen heilige Krone ſie kurz vorher (25. Juni 1741) empfangen hatte. Hier legte ſie, auf dem Landtage zu Preßburg (11. September), den verſammelten Ständen ihr gekränktes Recht, den Undank und den Wortbruch der Mächte vor Augen. Schön und voll königlicher Hoheit, ihren Erſtgeborenen, Joſeph, auf den Armen, ſo Königin und Mutter zugleich, empfahl ſie ſich und ihr Kind der Treue und dem Muthe ihrer Ungarn. Ergriffen riſſen die ſtolzen, kriegeriſchen Männer die Säbel aus den Scheiden, und der einſtimmige Ruf: »Laſſet uns ſterben für unſern König, Maria Thereſia!« dröhnte durch den Verſammlungsſaal. Ungeirrt durch Friedrich's Einflüſterungen, rüſteten die Ungarn mit edler Begeiſterung und dem ganzen Ernſte ihres Wollens; in Maſſe eilten ſie zum Kampfe herbei. Karl Albrecht, von falſchen Entwürfen geleitet, gab plötzlich das von ihm ſo ſchwer bedrohte Oeſterreich auf, und wendete ſich gegen Böhmen, um, unterſtützt von den Franzoſen und Sachſen, die Krone dieſes Reiches auf ſein Haupt zu ſetzen.

Er that dies in dem, am 26. November 1741 eroberten Prag. Aber von jetzt an verließ das Glück die Fahnen der Feinde Thereſia's, obgleich am 24. Januar 1742 Karl Albrecht in Frankfurt zum römiſchen Kaiſer gewählt und als ſolcher gekrönt wurde. In England weckte die Begeiſterung, mit welcher Ungarn für ſeine Königin ſich in den Kampf ſtürzte, verwandte Gefühle. Das britiſche Volk ſchoß große Summen zuſammen, um Thereſien zu unterſtützen. Doch dieſe weigerte ſich voll edlen Selbſtgefühles, dieſe Summen zu empfangen, erklärend: »ſie werde keine andern Gelder annehmen, als welche ihr der König und das Parlament bewilligen würden.« Wirklich entſchied ſich Georg II., die Garantie der pragmatiſchen Sanction thatkräftig zu vertheidigen. Hannoveraner, Heſſen und Engländer rückten in die Niederlande ein, die Generalſtaaten ſendeten Geldunterſtützungen und griffen dann ebenfalls zu den Waffen für Thereſiens Rechte. Schnell wurden die Baiern und Franzoſen aus Oeſterreich vertrieben; die Oeſterreicher, beſonders die ungariſchen Völker, fielen in Baiern ein, nahmen Braunau, Schärding, Straubing, Landshut, München und Ingolſtadt, und die treuen Tyroler brachen aus ihren Bergen hervor. Jetzt wendete ſich das Blatt; Karl VII., der Thereſien aus ihren Erblanden zu verſtoßen getrachtet, wurde aus den ſeinigen vertrieben und mußte nach Frankfurt entfliehen. Auch gegen die Preußen in Mähren hatten die öſterreichiſchen Waffen Erfolg. Thereſia's Schwager, Prinz Karl von Lothringen, entſetzte Brünn, eroberte Olmütz wieder, und drängte die Feinde nach Böhmen zurück. Der Schlacht zwiſchen Czaslau und Chotuſiz (17. Mai), welche, anfangs von den Oeſterreichern gewonnen, ſich zuletzt für die Preußen entſchied, folgte am 11. Juni 1742 der Friede von Breslau, durch welchen Friedrich II. Ober- und Niederſchleſien mit der Grafſchaft Glatz, aber ohne Teſchen, Troppau und Jägerndorf erhielt. Der König von Polen und Kurfürſt von Sachſen trat am 11. September dieſem Frieden bei. So von dieſer Seite nicht mehr bedroht, machten die öſterreichiſchen Waffen ſchnelle Fortſchritte. Die Franzoſen mußten Böhmen, die Spanier Italien räumen; Eger und Prag wurden zurückerobert; die öſterreichiſchen Armeen drangen in Baiern ein, und während Karl VII. noch immer unthätig in Frankfurt zurückgehalten war, ließ ſich Maria Thereſia in München huldigen. Die Entſchiedenheit, womit Letztere die Friedensanträge Frankreichs und Baierns verwarf, und der am 13. September 1743 zwiſchen Oeſterreich, Großbritannien und Sardinien geſchloſſene Tractat von Worms, hatte Frankreichs förmliche Kriegserklärung an Oeſterreich und England, und den Abſchluß

des Frankfurter Bundes (13. Mai 1744) zwiſchen Preußen, Baiern, Frankreich, Kurpfalz und Heſſen-Caſſel zur Folge. Doch geſchah in dem hieraus hervorgehenden neuen Feldzuge nichts weiter, als daß Baiern von den ſchwachen öſterreichiſchen Beſatzungen geräumt wurde, und Karl VII. nach München zurückkehren konnte, wo er bereits den 20. Januar 1745 ſtarb. Dieſen zweiten ſchleſiſchen Krieg beendigte ſchon am 25. December desſelben Jahres der Friede von Dresden, auf den Grundlagen jenes von Breslau. Karl's VII. Sohn, Maximilian Joſeph, ſchloß jetzt ebenfalls Frieden mit Oeſterreich, welches ihm, gegen Anerkennung der pragmatiſchen Sanction, ſeine Länder garantirte. Ungeachtet des Widerſpruches von Kurbrandenburg und Kurpfalz, wurde Thereſiens Gemahl, Franz, (14. September und 4. October 1745) in Frankfurt zum römiſchen Kaiſer erwählt und gekrönt, und von ganz Deutſchland anerkannt. Endlich, nach mannigfachen Kriegswechſeln, führten die erſchöpften Finanzen Frankreich's, die Thronbeſteigung Ferdinand's VI. in Spanien, welcher ſein Heer aus Italien zurückberief, und der Vertrag der ruſſiſchen Kaiſerin Eliſabeth mit Thereſia, zu dem Abſchluſſe des Aachener Friedens (23. October 1748) zwiſchen Oeſterreich, Frankreich und Spanien. Waren die Feinde auch in mancher Schlacht Sieger geweſen, der Zweck des Krieges war ihnen völlig verloren. Maria Thereſia behielt Alles, außer dem größten Theile Schleſiens, der Grafſchaft Glatz, einigen an Sardinien abgetretenen Bezirken von Mailand und Parma, Piacenza und Guaſtalla, welche Don Philipp jedoch nur für ſeine männlichen Erben und ſo erhielt, daß ſie nach Erlöſchung derſelben, oder wenn ihm oder ſeinen Nachkommen die Kronen von Spanien oder Neapel zufielen, an Oeſterreich, Piacenza an Sardinien zurückfallen ſollten. Der Graf Wenzel von Kaunitz, der nachmals als Staatsminiſter einen ſo entſchiedenen Einfluß auf Oeſterreichs Politik erlangte, deutete, gegen die Anſicht anderer Miniſter, auf die Nothwendigkeit eines Bündniſſes mit Frankreich hin und drang durch. Der kaiſerliche Botſchafter in Paris, Fürſt Starhemberg, ſchloß am 1. Mai 1757 das Bündniß mit Frankreich, durch welches die ganze europäiſche Politik eine andere Geſtalt bekam. Vergebens ſuchte der engliſche Geſandte Keith Thereſien abzurathen, »ſich in die Arme Frankreichs zu werfen.« Die in ihren Entſchlüſſen beſtimmte Monarchin entgegnete würdevoll: »Ich werfe mich nicht in die Arme Frankreichs, ich ſtelle mich ihm zur Seite.« England, durch dieſes Bündniß gereizt, ſchloß ſich um ſo enger an den König von Preußen an, als dieſer durch Verrätherei in Kenntniß von den, gegen ihn gerichteten Abſichten der Höfe von Wien,

St. Petersburg und Dresden geſetzt wurde, und ohne vorangegangene Kriegserklärung fiel (29. Auguſt 1756) ein ruſſiſches Heer in Sachſen ein, und rückte gegen die böhmiſche Grenze. Dies gab den Anlaß zu dem ſogenannten ſiebenjährigen Kriege, der zweimal Preußens Exiſtenz bedrohte, durch Friedrich's II. Genie aber auf eine, im Weſentlichen ſeinen Entwürfen günſtige Weiſe durchgeführt wurde. Den früheren politiſchen Verhältniſſen theilweis entgegen, waren in dieſem Kampfe Frankreich und Rußland mit Oeſterreich verbunden, das deutſche Reich und ſelbſt Schweden ſtellte Hülfstruppen, während Preußen durch engliſche Subſidien und durch Truppen mehrer norddeutſchen Staaten unterſtützt wurde. Nach wechſelnden Erfolgen, beendigte den hartnäckigen, beſonders für Sachſen verderblichen Krieg, der am 15. Januar 1763 auf dem ſächſiſchen Jagdſchloſſe Hubertsburg geſchloſſene Frieden, welcher in dem Länderbeſtande der kriegführenden Mächte nichts veränderte. Während dieſes Kampfes ſtiftete die Kaiſerin zur Erinnerung an den großen Sieg bei Collin (18. Juni 1757) den Maria Thereſien-Orden, ſo wie 1764 den ungariſchen St. Stephans-Orden für verdiente Staatsmänner. Am 24. März 1764 wurde der Kaiſerin erſtgeborener Sohn, Erzherzog Joſeph, zu Frankfurt einſtimmig zum römiſchen Könige erwählt und (3. April) als ſolcher gekrönt; in ſeinen Armen ſtarb im folgenden Jahre (18. Auguſt 1765) zu Innsbruck der Kaiſer Franz. Der Tod des zärtlich geliebten Gatten verſetzte Thereſien in ſolche Trauer, daß ſie anfangs die Regierung niederzulegen und als Aebtiſſin des von ihr geſtifteten adeligen Damen-Capitels zu ſterben entſchloſſen war. Doch begnügte ſie ſich auf vielſeitige Vorſtellungen, ihren Sohn Joſeph zum Mitregenten, zum unumſchränkten Leiter aller militäriſchen Angelegenheiten, zum Großmeiſter aller Orden zu ernennen. 1771 erneuerte die Kaiſerin den von ihrer Mutter 1750 geſtifteten Eliſabeth-Orden für altgediente Offiziere, der fortan Eliſabeth-Thereſien-Orden hieß. Am 17. Februar 1772 wurde zwiſchen Rußland und Preußen zu St. Petersburg in der Stille der erſte Vertrag über die Verkleinerung Polens geſchloſſen. Beide Mächte verbanden ſich für den Fall, daß Oeſterreich eher den Krieg beſchlöſſe, als die Theilung zugäbe, und ſuchten eifrig Oeſterreichs Einwilligung und Theilnahme. Schwer entſchloß ſich Maria Thereſia's milder und gerechter Sinn zu dieſem Schritte; aber man ließ, auf Polens Zerrüttung und innere Unruhen deutend, keiner andern Vorſtellung Raum, als: friedliche Uebereinkunft ſei beſſer, als Krieg, und Friedrich II. erklärte ſich ſehr beſtimmt gegen den öſterreichiſchen Geſandten: »In Thereſia's Händen liege nun das Schickſal

Europa's. Ihr Entſchluß werde den Stab brechen über Krieg und Frieden.“ Auch der beſonnene, ſcharfſichtige Kaunitz überzeugte ſich, daß hier nur zwiſchen der Einwilligung zur Theilung Polens und einem Kriege die Wahl bleibe, und nach längerem Widerſtande geſtattete endlich die Kaiſerin, von der Pflicht der Selbſterhaltung und ihrer Friedensliebe gedrängt, dem Baron Swieten in Berlin eine Note zu unterzeichnen, durch welche vorerſt vollkommene Gleichheit der Antheile der drei Höfe feſtgeſetzt wurde. Darauf erfolgte am 5. Auguſt zu St. Petersburg der wirkliche Theilungsvertrag, in welchem jeder der drei Mächte ihr beſtimmter Antheil zugeſchieden, und der 1. September 1772 zum Tage der gemeinſchaftlichen Beſitzergreifung anberaumt wurde. Oeſterreich erwarb durch dieſe Theilung das jetzige Königreich Galizien und Lodomerien. 1773 gab Thereſia, wiewohl ungern, dem dringenden Anſinnen der bourboniſchen Höfe nach, indem ſie den Jeſuiten-Orden in den öſterreichiſchen Erbſtaaten aufhob, wo derſelbe durch zwei hundert Jahre beſtanden hatte. Abermalige Kriegsunruhen ſollten den Lebensabend der großen Kaiſerin trüben. Kaiſer Karl's VII. Sohn, Maximilian Joſeph III., der Letzte von der baieriſchen oder wilhelminiſchen Linie des Hauſes Wittelsbach, wollte, im Vorgefühle ſeines Todes und der aus demſelben unausbleiblich entſpringenden Erbfolgeſtreitigkeiten, mit der Kaiſerin Königin friedlich über die Erbfolgeſache übereinkommen. Die Unterhandlungen wurden lebhaft fortbetrieben, und wirklich erklärte, nach dem Tode des Kurfürſten (31. December 1777), der Kurfürſt von der Pfalz, Karl Theodor, ſich zum Tauſche aller baieriſchen und pfälziſchen Länder gegen die öſterreichiſchen Niederlande bereit. Frankreich gab ſeine Zuſtimmung; dagegen verlangte Preußen durch ſeinen Geſandten in Wien: daß in Baiern Alles wieder in den vorigen Stand geſetzt werde, und ließ dem Reichstage eine förmliche Beſchwerde wider den kaiſerlichen Hof vorlegen. Der baieriſche Erbfolgekrieg brach aus. Doch fielen nur Poſtengefechte vor, und der Kaiſerin Sehnſucht nach dem Frieden brachte, gegen den Wunſch des feurigen Joſeph, ſchon am 13. Mai 1779 den Teſchener Friedensvertrag zu Stande, in welchem Oeſterreich für alle ſeine Anſprüche den Theil Baierns zwiſchen der Donau, dem Inn und der Salza, Karl Theodor die böhmiſchen Lehen und Mindelheim erhielt, Preußen aber mit ſeinen Abſichten auf Gebietserwerbungen leer ausging. Am 20. November 1780 wurde Maria Thereſia von einem ſtarken Bruſtkatarrh befallen, der ſich zuſehends verſchlimmerte und am 29. die große Kaiſerin, im 64. Jahre ihres Alters, in die Arme des Todes führte. 41 Jahre hatte ſie regiert zum Heile

Oeſterreichs, bewundert und hochverehrt von Europa. Sie hatte Oeſterreich mit allen Segnungen des Friedens begabt, und auf der Grundlage, welche ihre unermüdliche Hand gelegt, vermochte die Neuzeit ihre großen und dauernden Werke aufzuführen, ſo feſt und zuverläſſig hatte die vortreffliche Fürſtin gebaut. Ein milder, fruchtbarer Geiſt des Lebens ſchritt von ihrem Throne über ihre weiten Staaten dahin; Erziehung, Schulweſen, Gewerbe und Induſtrie blühten auf, neue Städte, neue Dörfer entſtanden, neue Landſtraßen und Canäle durchzogen die Ebenen, der Kunſtfleiß des Auslandes fand hier Ermunterung, und fremde Coloniſten beflügelten das einheimiſche Streben. Thereſienſtadt in Ungarn und das durch Tyroler Anſiedler bevölkerte Thereſienfeld in Oeſterreich erhalten dankbar das Andenken der weiſen Pflegerin und Landesmutter; ebenſo die in ein Erziehungs-Inſtitut für junge Adelige umgewandelte ehemalige kaiſerliche Favorite auf der Wieden in Wien, als nunmehriges Thereſianum. Große Aufmerkſamkeit widmete die kaiſerliche Frau dem Militärweſen. Sie gründete die Militär-Akademie zu Wiener-Neuſtadt, ließ 1754 das Gebäude der jetzigen k. k. vereinigten Hofkanzlei in der Wipplingerſtraße zu Wien bauen, gründete ein eigenes Staats-, Hof- und Hausarchiv, wie auch unter ihr die organiſche Sonderung der geheimen Hof- und Staatskanzlei erfolgte: ſie ſchuf den Staatsrath und gründete die Akademie der orientaliſchen Sprachen. Durch ihre Großmuth und Fürſorge entſtanden mehrere Schulen und Gymnaſien, das Savoy'ſche und Löwenburg'ſche Convict, das Wiener Univerſitätsgebäude, die Graveur- und Boſſirſchule bei der Akademie der bildenden Künſte zu Wien, die hohe Schule zu Lemberg, die Akademien zu Brüſſel, Roveredo und Mantua, das Univerſitätsgebäude zu Pavia, das erneuerte Lyceum zu Klauſenburg, die erneuerte und von Tyrnau nach Ofen verlegte königlich-ungariſche Univerſität, die botaniſchen Gärten und die Sternwarten zu Wien, Mailand und Pavia. Sie gab 1774 einen neuen Zolltarif heraus, hob 1776 die Tortur gänzlich auf und beſchränkte — unbeſchadet des unter ihr erſchienenen Strafcodexes („Thereſiana"), der noch die volle Strafhärte der früheren Zeit ausſpricht — die Todesſtrafe auf die größten und gefährlichſten Verbrechen. Sie zeichnete Gelehrte und Künſtler aus und ermunterte ſie durch Belohnungen. Sie war fromm im ſchönſten Sinne des Wortes, ihr Wandel muſterhaft, von natürlichem Widerwillen erfüllt gegen Alles, was mit Tugend und Sittenreinheit im Widerſpruche ſtand. Sie war unermüdlich in der Arbeit, ihre Weiſe, ſich auszudrücken, feſt und beſtimmt, ihr Styl bündig, klar und charakteriſtiſch. Sie vertraute nicht leicht, aber

dann auch vollſtändig. Entſchloſſenheit und Großmuth waren ihre Hauptzüge; ihren Gegner Friedrich II. warnte ſie mitten in den Feindſeligkeiten vor Anſchlägen gegen ſeine Perſon. Wie ihren Geiſt und ihr Herz, ſo hatte die Natur auch ihre Geſtalt ausgezeichnet. Sie war von hohem Wuchſe, den das vollkommenſte Ebenmaß zierte. Ihr ſchöngeformtes Geſicht belebte die blühendſte Farbe und ein feuriges, doch mildes Auge; die Naſe war gebogen, der Mund, ohne die hervorſtehende burgundiſche Lippe, von lieblichem und anmuthigem Ausdrucke, ihr Haar blond. Mit den Jahren nahm ſie an Umfang zu, und die Pocken, an denen ſie in ihrem 49. Jahre lebensgefährlich erkrankte, zerſtörten ihre Schönheit. Doch blieb ihr der majeſtätiſche Anſtand, das herzgewinnende Weſen. Ueberall in ihren Staaten begegnen uns Spuren ihrer ſegensreichen Regierung, und Maria Thereſia's großer und edler Geiſt ſchreitet noch jetzt, in der erhabenen Nachfeier ſeines Wirkens, durch Oeſterreich.

Joſeph II.,

römiſch-deutſcher Kaiſer, König von Ungarn und Böhmen.

Geboren 1741. Geſtorben 1790.

Drohend, ſturmbewegt, faſt hoffnungsleer war für Oeſterreich das Jahr, in welchem jener große, und doch ſo unglückliche Monarch das Licht der Welt erblicken ſollte. Von franzöſiſchen, baieriſchen und preußiſchen Heeren bedrängt, ſchrieb damals Maria Thereſia, nach deren Erbe Wortbruch und Habgier die Hände ausſtreckten, ihrer Schwiegermutter, der Herzogin von Lothringen: daß ſie keinen Ort wiſſe, wo ſie ihre Entbindung ruhig abwarten könne. Eine ſo rauhe Wiege bereitete die Zeit dem unvergeßlichen Joſeph, und auch ſein Sterbelager wollte ſie ſpäter nicht weicher betten! — Den 13. März 1741 wurde Joſeph zu Wien geboren, der Erſtlingsſohn der großen Maria Thereſia und des nachmaligen Kaiſers Franz, der erſte Sprößling des neu und herrlich erblühenden habsburg-lothringiſchen Stammes. Der Fürſt Karl Batthyany leitete, als oberſter Hofmeiſter, ſeine

Erziehung. Joſeph war ein munteres, liebenswürdiges Kind, voll Leben und Bewegung, ſtolz und bisweilen vorlaut, aber gleichwohl gutmüthig. Sein außerordentliches Jugendfeuer ließ ihn an der mechaniſchen Methode des gewöhnlichen Unterrichts wenig Geſchmack finden; er faßte ſchnell und leicht, aber langes Sitzen, wiederholtes Auswendiglernen war ſeine Sache nicht. In den gewöhnlichen Prüfungen ſtand er daher nicht immer obenan; dagegen that er ſich frühzeitig durch ſcharfſinnige Bemerkungen, witzige Einfälle, bedeutende Fragen und Antworten aus ſeinem eigenen Kopfe hervor, und verrieth ſchon damals den werdenden Selbſtdenker. In den Leibesübungen, zumal, wenn ſie einige Beziehung zum Militärſtande hatten, erfüllte er alle Wünſche ſeiner Meiſter, und an der Muſik fand er ſo viel Geſchmack und Vergnügen, daß er durch ſein ganzes Leben ſich fleißig mit ihr beſchäftigte, und ſelbſt mehre Inſtrumente ſpielte. Den 6. October 1760 vermählte er ſich mit Maria Iſabella, des ſpaniſchen Infanten, Don Philipp, Herzogs von Parma, Tochter. Er liebte ſie mit allem Feuer ſeiner Seele; doch ſchon am 27. November 1763 entriß ſie ihm der Tod. Sie hatte ihm zwei Töchter geboren, von denen die erſte, Maria Thereſia (geboren am 20. März 1762), am 23. Januar 1770 ſtarb, die zweite, Chriſtine, den Tag ihrer Geburt (22. November 1763) nicht überlebte. Zum zweiten Male vermählte er ſich (22. Januar 1765) mit Maria Joſepha von Baiern, Kaiſer Karls VII. Tochter, welche ihm keine Leibeserben hinterließ, und am 28. Mai 1767 verſchied. Seitdem blieb er unvermählt. Am 3. April 1764 wurde er zu Frankfurt als römiſcher König gekrönt, und als am 18. Auguſt 1765 ſein Vater ſtarb, folgte er demſelben in der deutſchen Kaiſerwürde. Zugleich ernannte ihn ſeine Mutter zum Mitregenten in den Erbſtaaten, zum Chef des geſammten Militäretats, wie zum Großmeiſter aller Orden. Lacy ward ſein Lehrer in der Kriegskunſt. Joſeph äußerte ſeinen erſten Einfluß auf die Regierung dadurch, daß er die ſpaniſche Hofetiquette und allen überflüſſigen Aufwand abſchaffte, die Leibeigenſchaft aufzuheben und in die politiſchen Geſchäfte mehr Ordnung zu bringen ſuchte. Aber, wie ſpäter in weit größerem Maßſtabe, ſo ſtellten ſich auch damals ſchon dem lebhaften Verbeſſerungsgeiſte des jungen Monarchen bald Hinderniſſe entgegen, die ihm nicht erlaubten, bereits ſo viel Gutes zu bewirken, als er gewünſcht hätte. Indeſſen wollte er nicht nur ſeine eigenen Länder, ſondern auch andere europäiſche Staaten aus eigener Anſchauung kennen lernen; daher unternahm er 1766 eine Reiſe durch Ungarn nach dem Temeswarer Banat bis an die türkiſche Grenze, beſah die

Feſtungswerke, die Truppen, die Manufakturen, den Feldbau, den Zuſtand des Bürgers in den Städten und des Bauers auf dem Felde. Seine Reiſen machte er mit der größten Einfachheit, von nur wenigem Gefolge begleitet, und man konnte bei jeder Gelegenheit wahrnehmen, wie Prunkloſigkeit, Popularität, Arbeitſamkeit, Wißbegierde und ſtrenge Oekonomie die Hauptzüge ſeines Charakters bildeten. 1769 reiſete er zum erſten Male nach Italien, kam am 25. März in Rom an, als die Kardinäle eben zur neuen Papſtwahl im Conclave verſammelt waren, und empfahl ihnen, ohne Vorurtheil und Parteilichkeit ein würdiges Oberhaupt der Kirche zu wählen. In Portici beſuchte er ſeine Schweſter, beſtieg den Veſuv, und beſichtigte, nebſt anderen Merkwürdigkeiten, die Schiffe im Hafen zu Neapel. Am 25. Auguſt 1769 beſuchte er, unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein, König Friedrich II. im Lager bei Neiſſe. »Nun ſehe ich meine Wünſche erfüllt!« ſagte Kaiſer Joſeph, und Friedrich rief: »Dies iſt der glücklichſte Tag meines Lebens!« In einer geheimen Unterredung ſchloſſen beide Monarchen einen Tractat, um die Ruhe und Neutralität Deutſchlands zu ſichern, falls es zwiſchen Frankreich und England neuerdings zum Bruche kommen ſollte. Als Joſeph auf dieſer Reiſe durch Mähren ging, legte er, ähnlich dem Beherrſcher China's, ſeine Achtung für den unentbehrlichſten Stand dadurch an den Tag, daß er, auf der Liechtenſtein'ſchen Herrſchaft Poſoriz, auf offenem Felde den Pflug eines Bauern ergriff und mit eigenen Händen einige Furchen ackerte. Die Zwiſchenzeit war vorzüglich der Sorge für die Verbeſſerung des Kriegsweſens im Ganzen und im Detail gewidmet. 1770 erſchien das neue Dienſt- und Exercier-Reglement, und 1771 die große Anſtalt der Militär-Conſcription in ſämmlichen deutſchen Erbſtaaten. Eine der erſten Sorgen Joſeph's war, den Sold mehrer Branchen zu verbeſſern, und die Erziehung der Soldatenkinder väterlich zu beſtellen. Zum Schluſſe und Beginn aller Rechnungen wurde der 1. November feſtgeſetzt, wovon ſich das ſogenannte öſterreichiſche Militärjahr herſchreibt. Durch Uebungslager ſuchte er das Heer vor Abſpannung zu hüten. 1770 ging er, um den gewöhnlichen Truppenübungen beizuwohnen, wieder nach Mähren. Hier war es, wo der König Friedrich II. am 3. September ihm im Lager bei Mähriſch-Neuſtadt einen Gegenbeſuch machte. Seitdem war Joſeph der glühendſte Bewunderer und Nachahmer des berühmten Preußenkönigs, dem er an kaltblütiger Praxis nachſtehen mochte, an Geiſteshoheit, Großartigkeit der Entwürfe und an Gedankenflug ihn dafür weit übertraf. Bei dieſer zweiten Zuſammenkunft ſcheint Polens Schickſal entſchieden

worden zu ſein; denn nach zwei Jahren kam die Theilung dieſes Reiches zu Stande, wodurch Oeſterreich ohne Blutvergießen Galizien und Lodomerien mit drei Millionen Menſchen erwarb. Unmittelbar darauf bereiſete Joſeph dieſe neuen Länder und ließ ſich daſelbſt huldigen. Als 1771 — 72 Oeſterreich und Mähren, beſonders aber Böhmen, von drückendem Mangel heimgeſucht waren, kam Joſeph in Perſon, um den Bedrängten beizuſtehen, dem Wucher und dem liſtigen Aufkaufe der Nachbarn vorzubeugen. Den 1. April 1777 reiſete er unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein nach Paris, überraſchte daſelbſt ſeine königlichen Verwandten, beſichtigte alle Merkwürdigkeiten, entzückte Jedermann durch Herablaſſung und einnehmendes Weſen, und verſchaffte den Pariſern zum erſten Male den ungewöhnten Anblick, daß in ſeiner Geſellſchaft der König und die Königin ohne alles Hofgepränge die Spaziergänge beſuchten. Nach ſechswöchentlichem Aufenthalte ſchied er wieder von Paris, bereiſete Frankreichs Seehäfen, ging von Bordeaux bis über die ſpaniſche Gränze, und kehrte über Marſeille und Lyon zurück. Wie in Paris, ſchlug er durchgängig allen feſtlichen Empfang aus. Auch die gelehrten und literariſchen Notabilitäten ſuchte er während ſeiner Reiſen auf; er ſah Buffon, d'Alembert, Rouſſeau, Sauſſure und Haller; dagegen ging er durch Ferney, ohne Voltaire ſehen zu wollen. Kaum war er nach Wien zurückgekehrt, als, durch den Tod des Kurfürſten Maximilian Joſeph, der baieriſche Erbfolgekrieg ausbrach. Glühend ſehnte ſich Joſeph, ſeine Kraft mit dem Gegenſtande ſeiner Bewunderung, ſeinem nunmehrigen Gegner, Friedrich II., in offener Schlacht zu meſſen. Aber wie er den Krieg, ſo begehrte Maria Thereſia den Frieden, und während Joſeph Anſtalten zur großartigen Fortſetzung des Kampfes traf, pflegte die Kaiſerin Mutter Unterhandlungen, um denſelben zu beendigen. Dieſer Doppelpolitik ſeiner Gegner verdankte Friedrich II. ſeine Rettung aus wiederholt gefahrvoller Lage, bis die Feindſeligkeiten (13. Mai 1779) durch den Frieden zu Teſchen beendigt wurden, der, zu Joſeph's Verdruße, Oeſterreich blos mit dem Innviertel bereicherte. Bald darauf reiſete Joſeph nach Rußland, ſah zu Mohilow (5. Juni 1780) die mächtige Katharina II., begleitete ſie nach Smolensk, eilte nach Moskau und verlebte einige Wochen in St. Petersburg und in den ruſſiſchen Oſtſeehäfen. Er ſchloß mit Katharina eine lebenslängliche Freundſchaft, und gewann ſich auch im Norden die Herzen der Völker. Als (29. November 1780) die große Maria Thereſia dahinſchied, beſtieg Joſeph den Thron als Alleinherrſcher der Erbſtaaten. Erhebliche Veränderungen im Staate und in der Kirche bezeichneten gleich

die ersten Tage seiner Regierung. Er führte die Conduitenlisten ein, um die Angestellten nach ihren Fähigkeiten zu unterscheiden, erleichterte die Büchercensur, und gab, nach Friedrich's II. Muster, die Norm: »Kritiken, wenn es anders keine Schmähschriften sind, nicht zu verbieten, sie mögen nun den Landesherrn selbst, oder den letzten Unterthan betreffen.» Ungeachtet seiner großen Empfindlichkeit, ertrug er standhaft die Rügen, welche, jener Erlaubniß gemäß, sich gegen ihn selbst erhoben. Den Kammerbeutel, aus welchem Maria Theresia bisher ihren unvergleichlichen Wohlthätigkeitssinn befriedigt hatte, hob Joseph, weil mancher Unwürdige daraus gezehrt, gänzlich auf, und erließ ein Pensions-Regulativ, das allerdings manchen Tadel erfuhr. Am 11. April 1781 wurde alle Verbindung österreichischer Klöster mit auswärtigen Ordensgeneralen und Congregationen untersagt, bald darauf das Verbot erneuert, päpstliche Bullen ohne das landesherrliche Placitum anzunehmen. Der Theologie beflissene Jünglinge sollten nicht mehr in das Collegium Germanicum nach Rom oder Padua, oder in das Kroatische nach Bologna gesendet werden, welche Anstalten theils nach Pavia übertragen, theils dort durch andere ersetzt wurden. Es sollten hinfort keine Geldsendungen nach Rom Statt finden, und die Dispensen nur unentgeldlich angenommen werden. Auch geschahen Voreinleitungen zur Zerstückelung der allzu weitläufigen und reichen Pfarreien; Lokalkaplanien sorgten für das Bedürfniß der stark angewachsenen Volkszahl. Während der Reise des Kaisers in seine und in die vereinigten Niederlande (Mai 1781) schritten die Reformen im Innern unaufhaltsam fort. Es erschien die neue Gerichtsordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Den 15. October 1781 erschien das Toleranz-Edict, welches den Lutheranern, Reformirten und nichtunirten Griechen die Uebung ihres Glaubens, das Recht, Bürger zu werden, Grundstücke zu erwerben, und zu Staatsämtern zu gelangen, ertheilte. Auch das Schicksal der Juden milderte Joseph durch Satzungen, welche alle entehrenden Bezeichnungen von ihnen nahmen, und ihnen mit allen andern Unterthanen gemeinsam die Wege der Bildung, des Gewerbes, Handels, Eigenthums, und sogar der Aemter und Würden des Staates öffneten. Am 1. November 1781 hob er die, bereits von Theresien sehr gemilderte Leibeigenschaft gänzlich auf. Mit der, von ihm angeordneten Schleifung der Gränzpässe in Tyrol und der niederländischen Festungen, fiel auch der Barriere-Tractat und das, seit dem spanischen Erbfolgekriege hergebrachte Besatzungsrecht der Generalstaaten von selbst hinweg; denn Joseph wollte zuerst und um jeden Preis Herr in seinen Landen sein. In

der Lombardei revindicirte Joſeph die Vergleichung aller geiſtlichen Pfründen, hob die Bruderſchaften auf und beſchloß eine Verminderung der Klöſter; doch blieb die Wirkſamkeit der ehrwürdigen Inſtitute der barmherzigen Brüder, der Eliſabethinerinnen, Urſulinerinnen ꝛc. ungeſchmälert. Ein perſönlicher Beſuch des Papſtes Pius VI. in Wien (März 1782) vermochte in den Entſchlüſſen Joſeph's nichts zu ändern. Kurz darauf erfolgte die gänzliche Abwürdigung der Todesſtrafe, an deren Stelle die harten Strafen des Schiffziehens und der Anſchmiedung in ewigen Gefängniſſen kamen, welche letztere mit ihrer Furchtbarkeit den Fehler verband, daß ſie kein Beiſpiel gab. Mit zu ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit dehnte Joſeph die entehrenden Strafen auf jeden Stand aus, ja er verſchärfte bisweilen den von den Gerichtsbehörden gefällten Spruch. Für die Adminiſtration inländiſcher Verwaltungsgegenſtände wurde eine vereinigte Hofſtelle gegründet; es erſchien ein neues Ehepatent, das die Gränzen der weltlichen und geiſtlichen Gerichtsbarkeit hinſichtlich dieſes Gegenſtandes genau beſtimmte. Die Ehrloſigkeit unehelicher Geburt und gewiſſer Beſchäftigungen fiel hinweg, die Zwangsvorſchriften bei den Zünften und Handwerken erloſchen; für die Civiliſirung der Zigeuner wurde nach Kräften gewirkt. Für das Aufkommen des Handels arbeitete Joſeph mit unermüdlicher Ausdauer. Durch den Handelsvertrag mit der Pforte vom 15. März 1783 wurden die öſterreichiſchen Unterthanen ganz gleich mit den ruſſiſchen, als die zumeiſt begünſtigten im Handel und Wandel in den weiten Reichen der Pforte erklärt, welche letztere es übernahm, für Räubereien der Barbaresken an öſterreichiſchen Schiffen und Gut Entſchädigung zu leiſten. 1784 wurde der, ſechs Jahre früher von Baiern ſelbſt ausgegangene Vorſchlag: Baiern gegen die Niederlande zu vertauſchen, erneuert. Karl Theodor war dazu geneigt; der König von Preußen aber, obgleich anfangs die Miene der Bereitwilligkeit annehmend, erklärte: daß ein ſolcher Tauſch ſelbſt freiwillig nicht Statt haben dürfe, und ſchloß, um ſeinen Widerſpruch kräftiger durchzuſetzen, mit Sachſen und Braunſchweig-Lüneburg am 23. Juli 1785 zu Berlin den ſogenannten Fürſtenbund, dem ſich bald auch die Kurfürſten von Mainz und Trier und die meiſten weltlichen Fürſten des deutſchen Reiches anreihten, der aber gleichwohl nichts Erhebliches leiſtete, und mit Friedrich's II. Tode 1786 ſich wieder auflöſete. Jenes Tauſchproject ſcheiterte nicht ſowohl an dem Fürſtenbunde, als vielmehr an Karl Theodor's Unentſchloſſenheit und anderen Umſtänden, namentlich an dem gleichzeitig ausgebrochenen Streite mit den Holländern über die freie Schifffahrt auf der Schelde, der, nach

einigen Feindseligkeiten von holländischer Seite, durch den Tractat zu Fontainebleau (8. November 1785) beendigt wurde. Die Generalstaaten leisteten Abbitte, bezahlten zehn Millionen Gulden, traten einige Gränzdistricte ab, räumten oder schleiften mehrere Forts, und anerkannten die Hoheit des Kaisers über die innere Schelde von Antwerpen bis an die Spitze des Ländchens Saftingen. Da bisher ungeheure Summen für Waren in das Ausland geströmt waren, so erließ Joseph am Ende des Jahres 1784 das Verbot der Einfuhr aller Fabrikate und vieler rohen Erzeugnisse des Auslandes, und ging in den Entbehrungen ausländischer Bedürfnisse mit muthigem Beispiele voran. 1784 und 1785 schuf er das Taubstummen-Institut, welches unter die Leitung eines Schülers des Abbé de l'Epée kam, die medizinisch-chirurgische Joseph's-Akademie mit ihren trefflichen anatomischen Präparaten, das allgemeine Kranken-, das Gebär- und Findelhaus. Um eine Gleichheit der Abgaben Aller herzustellen, beschloß er eine durchgreifende Steuerregulirung, und im April 1784 wurde durch ein Patent in allen deutschen Landen die vorbereitliche Ausmessung und die Bestimmung des Ertrages anbefohlen. Fünf Jahre dauerte diese Arbeit, und als sie, nicht ohne Uebereilung und schwere Kosten, vollendet war, waren nicht nur alle Güterbesitzer unzufrieden, sondern auch die meisten Bauern höher angesetzt, als zuvor, und allenthalben Zwiespalt. Daher wurde Joseph's Verordnung gleich nach seinem Tode wieder aufgehoben, und das ganze Steuerwesen provisorisch wieder auf den vorigen Fuß gesetzt. Die Ungarn hatte es verletzt, daß Joseph nicht, wie alle seine Vorfahren, sich in ihrer Mitte krönen ließ, und ihre großen Vorrechte nicht beschwören wollte, daß er sogar die heilige Krone von Preßburg in die Schatzkammer nach Wien bringen ließ; denn es lag in seinem Plane, Ungarn, wie alle übrigen Theile der Monarchie, durch Einführung der deutschen Sprache im Geschäftsstyl, in Verfassung und Sitte zu germanisiren und zugleich unbeschränkt zu regieren; wobei er freilich die sehr verschiedenen Privilegien der einzelnen Länder seiner Monarchie nicht genug berücksichtigte. Seine Idee, die Grundsteuer auch in Ungarn einzuführen, dieses Land, der Fundamental-Verträge unbeschadet, in Handel und Abgaben zu einem Ganzen mit seinen Staaten zu vereinigen, stieß daher im voraus auf Mißtrauen und Unbereitwilligkeit. Auch in Belgien äußerte sich theilweise Widersetzlichkeit, die jedoch mit eben so vieler Mäßigung als Kraft bekämpft wurde. Die Bruderschaften und verschiedene Klöster verschwanden, Priester-Seminarien wurden errichtet; die Universität zu Löwen erhielt einen verbesserten Plan.

Der ſouveräne Rath von Brabant wurde aufgelöſet; an ſeine Stelle kam ein höchſter königlicher Rath. Die Lande wurden in Kreiſe eingetheilt, und eine neue Gerichtsordnung eingeführt. In dieſer Zeit geſchah auch die Bearbeitung des neuen allgemeinen Geſetzes über Verbrechen und deren Beſtrafung und des bürgerlichen Geſetzbuches, von welchem aber nur das Perſonenrecht vollendet worden. Während in Frankreich die Revolution mehr und mehr ihr Haupt erhob, erklärten Oeſterreich und Rußland 9. Februar 1788 den Krieg an die Pforte. Ungeheure Armeen ſtanden gegen einander. Vor Eröffnung des Feldzuges gründete Joſeph das Ehrenzeichen der goldenen und ſilbernen Medaillen, mit angemeſſenen Löhnungszulagen, ſo den Ruhm mit dem Nutzen verbindend. Er ſelbſt ging zur Armee ab, theilte alle Mühſeligkeiten und Entbehrungen ſeiner Soldaten, und ſetzte ſich bei Erſtürmung der ſerbiſchen Feſte Sabacz perſönlich ſo ſehr der Gefahr aus, daß drei Kanoniere an ſeiner Seite erſchoſſen wurden. Doch die läſſige Mitwirkung der Ruſſen ließ den Erfolg dieſes Feldzuges weit hinter den Erwartungen bleiben, und Joſeph kehrte zu Ende des Octobers 1788 tiefbekümmert nach Wien zurück, feſt entſchloſſen, auch den zweiten Feldzug in Perſon mitzumachen, woran ihn jedoch die üble Wendung hinderte, die ſeine Krankheit mit eintretendem Frühjahre nahm. Der folgende Feldzug 1789, der erſt im Juni begann, war, obſchon die Ruſſen wiederum nichts Entſcheidendes unternahmen, ungleich glücklicher und ruhmvoller für die öſterreichiſchen Waffen. Die Uebergabe von Berbir, die Siege bei Fockſany, Mehadia, Schuppaneck, Martineſtje, Porczeny und Vaideny, die Eroberung Belgrad's durch Loudon (9. October) und jene Semendria's, die Uebergabe Bukareſt's, folgten ſchnell auf einander. Ein ausgedehnter Waffenſtillſtand wurde geſchloſſen. Indeſſen wurden die inneren und äußeren Verhältniſſe Oeſterreichs täglich bedenklicher und verwickelter. Preußen wirkte theils offen, theils verſteckt gegen Oeſterreich; es ſuchte das Bündniß Polens, unter der Vorſpiegelung, die Rückgabe Galiziens von Oeſterreich zu erzwingen. Mit Preußen war Schweden im Bunde, und Beide durften auf britiſche Subſidien rechnen. In Ungarn und in den deutſchen Erbſtaaten herrſchte Mißvergnügen wegen mancher unternommenen Neuerungen, oder wenigſtens wegen deren Formen. Aber in Brabant kam es zu offenen Widerſetzlichkeiten, und als der Kaiſer dieſerhalb (6. Juni 1789) die Beſtätigung der joyeuse Entrée widerrief und eine drohende Sprache führte, erfolgten Tumulte über Tumulte, Schmähſchriften und Aufrufe zur Empörung, bewaffnete Verſammlungen und Werbungen um auswärtigen Schutz. Das Gouver-

nement mußte den Inſurgenten weichen. In dieſer finſtern Geſtalt begegneten die Erdendinge dem ſterbenden Blicke des großen, unglücklichen Kaiſers. Die Mühſeligkeiten des letzten Feldzuges, raſtloſe Anſtrengungen, Schmerz über zertrümmerte Hoffnungen und Entwürfe, verjährte körperliche Uebel, hatten Joſeph's Geſundheit hart erſchüttert; bedenklich angegriffen, kam er im December 1788 nach Wien zurück. Zwar ſchien der Sommeraufenthalt in Laxenburg und Hetzendorf ihm neue Kräfte zu verleihen, doch magerte er zuſehends ab. Der Winter rief ſein Unwohlſein zurück, und im Januar 1790 entſchied ſich die Hoffnungsloſigkeit ſeines Zuſtandes. Mit hoher Faſſung überzeugte er ſich von der Nähe ſeines Todes. Trotz des Abrathens ſeiner Aerzte, verdoppelte er ſeine Arbeiten und Anſtrengungen, und bürdete ſeinen letzten Tagen das ſchwere, ſelbſtentſagungsvolle Werk auf: die meiſten ſeiner neuen Einrichtungen in den Niederlanden, in Tyrol und Ungarn zurückzunehmen. Dem letzteren Lande hatte er insbeſondere (18. December 1789) die Abhaltung eines Landtages verheißen, der ſeine königlichen Rechte und wohlgemeinten Anordnungen mit den Wünſchen der Nation ausgleichen ſollte, und am 18. Februar 1790 wurde die heilige Reichskrone aus der Burg zu Wien nach Ofen abgeführt. Mit Seelenſtärke und Innigkeit nahm er, im Vorgefühle ſeines baldigen Endes, von ſeinen Miniſtern und Freunden Abſchied, und dictirte bis in die vorletzte Nacht hinein ſeinen Kabinetsſecretären. Am 20. Februar 1790, Morgens nach 5 Uhr, brach der Tod ſein großes Herz. Am 22. wurde ſein Leichnam in der kaiſerlichen Gruft bei den Kapuzinern beigeſetzt. — Joſeph II. war von mittler Größe, ſehr gut und kräftig gebaut, mehr voll, als mager. Er beſaß eine ſchöne gewölbte Stirn, ſtarke Augenbrauen, eine große, gebogene Naſe, Augen voll lebendigen Ausdruckes und von ſo ſchönem Blau, daß es in Oeſterreich eine Zeitlang Mode war, Kleider von der Farbe ſeiner Augen — Kaiſeraugenblau genannt — zu tragen. Seine Haare waren lichtbraun. Seine Züge beſaßen in jüngeren Jahren außerordentlich viel Anmuth und Würde. Mit den Jahren nahm ihre Schönheit, wie auch die Friſche ſeiner Geſichtsfarbe ab. Sein Sprechen war meiſt laut, haſtig und ernſt, ein treuer Wiederhall ſeines Feuergeiſtes. In ſeinem Anzuge war er ſehr einfach, doch ſtets nett und reinlich. Er hatte ein ſehr glückliches Gedächtniß, einen ſchnell durchdringenden Verſtand, den ſeine äußerſt lebhafte Phantaſie bald beflügelte, bald beirrte, und eine reiche Ader von Witz, der ſich, namentlich von Paris und Potsdam aus, ſeines ganzen Zeitalters ſo vollſtändig, und nicht immer auf erſprießliche Weiſe bemächtigt hatte. In

ſeinen Arbeiten hatte er eine Fertigkeit erlangt, daß es ihm an Schnelligkeit, Vielſeitigkeit und ausdauernder Anſtrengung keiner ſeiner Beamten gleich that. Wenn Joſeph in kühner Ungeduld häufig dem Gange der natürlichen Entwickelung zuvor eilte, wenn er bisweilen baute, ehe noch der Grund feſt ſtand, zugleich ſäen und ernten wollte, und ſein Ziel ſchneller überflog, als erreichte; ſo erblicken wir darin den ungleichen Kampf eines titaniſchen Strebens mit den ewig unverrückbaren Geſetzen der Zeit und der Dinge. Aber die große Idee ſeines Wirkens und Lebens iſt unverloren geblieben, und unauslöſchbar leuchtet Joſeph's Name, das Geſtirn der Humanität und Aufklärung, ſeinen und allen kommenden Jahrhunderten vor. Viele Gebäude mußte der große Kaiſer mit eigener Hand wieder einreißen, die er mit Begeiſterung entworfen, mit Schweiß und Sorge aufgeführt hatte; die Welt ſetzte ihm ihren trägen Rädergang, die Menſchheit Gleichgiltigkeit und kalte Zweifel entgegen, und ſo ſchied er, ein unmuthiger Gott, aus einer Welt, die er mit gewaltigen Liebesarmen an ſich preſſen wollte, und die ſich ächzend gegen ſeine Umarmung ſträubte. Der Lichtgedanke, der ihn beſeelt und geleitet, ſollte erſt der Nachwelt klar werden. Und ſie ſteht weinend an ſeinem Grabe, Sühne flehend für den Undank und das Mißverſtändniß der vorangegangenen Generation, die ihn ſo wenig erkannte. Ja, das deutſche Volk hat ihn in das Innerſte ſeines hiſtoriſchen Heiligthums aufgenommen, und die Volksſage wollte lange nicht an ſeinen Tod glauben, ſo wenig ſie an den Tod des großen Friedrich Barbaroſſa glauben will, des deutſchen Städtefreundes, der, nach der Sage, noch immer nicht geſtorben iſt, ſondern alt und ehrwürdig, mit endloſem Barte, mit Krone und Scepter im Kyffhäuſſer Berge ſitzt, geweihte Sterbliche bisweilen zu ſich heranwinkend und zu ihnen ſprechend in bedeutſamen Worten und geheimnißvollen Zeichen. Und ſo thront auch Kaiſer Joſeph fort und fort in den Herzen der Völker, ein Held, ein Vorkämpfer, der die Menſchheit ihrem Ziele näher gebracht und, ob auch im Kampfe verblutend, doch den Sieg kräftig vorbereitet hat.

Chriſtoph Columbus.

Geboren 1447. Geſtorben 1506.

Am Hofe König Ferdinand's und der Königin Iſabella von Spanien erſchien im J. 1484 ein Fremdling, und legte den kühnſten Plan vor, der je bis dahin einem Hofe vorgelegt worden war. Es galt nichts Geringeres, als — die Entdeckung einer neuen Welt, wovon er die Ehre und den Beſitz den Herrſchern anbot, die ihn in den Stand ſetzen würden, ſeinen Gedanken zur That zu machen. Schon die Alten hatten von einer, jenſeits der Säulen des Herkules gelegenen, großen Inſel Atlantis geſprochen, hatten ſie vielleicht gekannt, und ihre Spur war in der Dämmerung des erſten Mittelalters wieder verloren gegangen. Der Gedanke aber, daß die weſtliche Hälfte der Erdkugel doch auch Land enthalten müſſe, war nie ganz aufgegeben worden. Die glücklichen Unternehmungen der Portugieſen zur See bereiteten größere vor; und dieſe größern waren dem Sohne eines genueſiſchen Seemann's aufbehalten, der, ſchon als Knabe auf dem ſtürmiſchen Elemente heimiſch, als Jüngling über Büchern und Karten den Plan zur Reiſe brütete. Er legte ihn zuerſt ſeinem Vaterlande Genua vor, — ungläubiges Kopfſchütteln war der Lohn ſeines redlichen Willens. Betrübt, aber unbeirrt wandte er ſich an Heinrich VII. von England, — und erfuhr das gleiche Loos. Er baute ſeine Hoffnung auf das unternehmende Portugal; abermals vergebens! Mit jener durch nichts zu bezwingenden Beharrlichkeit, welche, wenn man Columbus Leben überdenkt, das eigentliche Wunder ſeines Charakters und ſeiner Größe ausmachte, ſahen wir ihn nun am ſpaniſchen Hofe für den Gedanken ſeines Herzens ſprechen. Nach acht Jahren bitterer Kämpfe, die ihm kleinlicher Unglaube, engherziger Neid, ſchlaue Dummheit und Gemeinheit bereitet hatten, erhielt er von der Königin — drei kleine Schiffe, und hundert und zwanzig Menſchen zu dem rieſenhaften Unternehmen! Ein feierlicher Vertrag ſicherte ihm und ſeiner Familie (er hatte die Tochter eines portugieſiſchen Seemannes geheirathet) die vicekönigliche Würde in den, vielleicht erträumten, neuen Ländern, — und am 3. Auguſt des J. 1492 ſegelte Columbus, halb angeſtaunt,

halb mitleidig belächelt von der alten Welt, aus dem Hafen von Palos ab. Anfangs ging es erträglich, da man ſich auf den canariſchen Inſeln mit friſchem Waſſer verſehen hatte. Als man aber dann, auf einem zuvor nie befahrenen Meere, ein und zwanzig Tage lang, ſich immer in derſelben Richtung ſah, und nichts als Himmel und Waſſer ringsum, als die Nahrungsmittel knapper wurden, und der Muth des erſten Impulſes verraucht war, — da wurden die Zweifler wieder laut und lauter; ſie ſteckten die Mannſchaft durch ihre Beſorgniſſe an, und Columbus bedurfte all ſeiner Geiſtesgegenwart und Beredſamkeit, um ſie zu beſchwichtigen. Seltſame Zeichen, die auch ihn in Erſtaunen ſetzten, vermehrten die Unruhe: Die Magnetnadel wich um einen ganzen Grad ab; das, wie mit Gras bedeckte Meer ließ verborgene Klippen befürchten. Die Unruhe wuchs bis zum offenbaren Aufruhr; man verlangte von Columbus die Rückfahrt: da rauſchten Schwärme von Vögeln über den Maſten hin. »Ihnen entgegen!« rief der unerſchrockene Führer — »ſie ſind Boten eines nahen Landes!« — Der Muth kehrte wieder, — aber ſchwand auch wieder, als keine neuen Vögelſchaaren erſchienen. Drohend traten die Wildeſten vor Columbus hin, und riefen, ihn über Bord zu werfen, wenn er die Rückkehr verweigere. »Nur noch drei Tage gebt mir Friſt!« rief er ihnen zu — »und wenn auch dann noch kein Land erſchienen iſt, ſo ſei es!« Demjenigen, der es zuerſt erblicken würde, verhieß er eine Belohnung. In banger Erwartung vergingen die Stunden; und es war Mitternacht, als vom Maſtkorbe des voranſegelnden Schiffes der Ruf: Land! erſchallte, und hundertfach wiederhallte. Columbus ſchwieg; er hatte ſchon Abends zuvor (am 11. October) ſeinen Vertrauten die Küſte mit dem Finger gezeigt. Das Schwert in der Rechten, in der Linken die Fahne, betrat Columbus, der erſte, den neuen Boden, nahm Beſitz von ihm im Namen ſeines Königs, und nannte ihn, zum Andenken der überſtandenen Gefahren — St. Salvator. Beſchämt lagen ſeine Gefährten vor ihm auf den Knieen, und die Einwohner der Inſel verſammelten ſich, und ſtaunten die Fremdlinge an. Sie gaben durch Zeichen zu verſtehen, daß weiter nach Süden hin ein Land liege, in welchem viel Gold zu finden ſei. Man ſegelte der Richtung nach, und entdeckte neue Inſeln. Die eine ward, dem Vaterlande der Schifffahrer zu Ehren, Hiſpaniola, die zweite Cuba genannt. Doch allmählich würde Columbus in ſeiner neuen Welt zu einem Robinſon geworden ſein, wenn er nicht daran gedacht hätte, ſich aus der alten zu erfriſchen; denn er hatte von ſeinen drei Schiffen nur Eines mehr. Das zweite war geſcheitert, das dritte hatte ſich

auf dem Meere von ihm entfernt, und war nicht mehr zum Vorſchein gekommen. Da baute er aus den Trümmern des geſcheiterten eine Art hölzerner Feſtung, überließ es der freien Wahl ſeiner Leute, wer hier zurückbleiben wolle, und, nachdem ſich dreißig dazu gemeldet, trat er mit dem Reſte die Rückfahrt nach Europa an. Aber auch hier drohte das Schickſal, das ſchwer und kaum Errungene im Keime für ewig wieder zu vertilgen. Ein Sturm erhob ſich, — und der Untergang war nahe. Für jeden Fall gefaßt, und nicht ſeine Rettung, ſondern nur die ſeiner Entdeckung im Geiſte bedenkend, zog ſich Columbus ergeben in ſeine Cajüte zurück, ſchrieb die Geſchichte ſeiner Fahrt auf eine Pergamentrolle, ſchloß ſie in ein Faß, und überließ dieſes den Wellen, die es wohl irgendwo an's Land treiben würden! Da legte ſich der Sturm, friſche Winde blieſen in die Segel, und — am 15. März des J. 1493 ward der Entdecker der neuen Welt vom Donner des Geſchützes, vom Geläute der Glocken und von tauſendſtimmigem Jubelrufe im Hafen von Palos begrüßt. Seine Reiſe an den Hof war ein Triumphzug; Staunen und Neugierde begleiteten, die Erzeugniſſe der neu entdeckten Länder ſchmückten ihn. Achtungsvoll empfing das königliche Paar den außerordentlichen Mann; neben dem Throne war ihm ſein Seſſel bereitet, und ſitzend ſtattete er ſeinen Bericht ab. Mit allen Zeichen königlicher Huld überhäuft, zum Grand von Spanien erhoben, bat er — wieder in ſein wildes Element zurückkehren zu dürfen. Jetzt gab man ihm 17 Schiffe, und 1500 Mann, und, begleitet von den Segenswünſchen ſeines zweiten Vaterlandes, trat Columbus im Herbſt desſelben Jahres ſeine zweite Fahrt an. Ein ſchlimmer Gefährte aller großen Erfolge, — der Neid, mit Allem, was ſich ſo gerne an ihn hängt, war leider! am Ufer zurückgeblieben, und wartete der rechten Stunde. Dieſe blieb nicht aus. Die in Hiſpaniola zurückgelaſſene Colonie fand Columbus vernichtet; er gründete an ihre Stelle eine Stadt, die er, der Königin zu Ehren, Iſabella nannte. Dann ging es raſtlos neuen Entdeckungen zu. Allein es fanden ſich nicht überall, wie ſeine neuen Begleiter thöricht gehofft hatten, ohne Mühe und Beſchwerde Gold und Schätze, — und ein Murren entſtand, das die getäuſchte, müßige Habſucht erhob. Dazu kam, daß Columbus mitten in ſeinen Unternehmungen, deren Laſt er am ſchwerſten trug, erkrankte. Dieſen Augenblick benützten jene Unzufriedenen, und ſandten nach Spanien die ſchwärzeſten Schilderungen von der neuen Welt, mit der man Europa ſchmählich betrogen habe. Die Verläumdung fand dort den Neid, der ſich mit ihr verband, und — Aguado, ein perſönlicher Feind Columbus, ward

zur Unterſuchung abgeſandt. Columbus, als Vicekönig auf ſeinem Boden, hielt es für unwürdig, ſich hier irgend einem Richterſpruch zu unterzieh'n; er ernannte ſeinen Bruder zum Statthalter, und — ſegelte ſelbſt nach Spanien zurück. Allein er hatte zuvor, ſeinem Zweck freilich angemeſſen, noch eine Maßregel getroffen, die keine Billigung verdient. Er ließ den Eingebornen alles Gold abfordern; und, obwohl er dabei keineswegs mit der Grauſamkeit verfuhr, wie ſpäterhin ſeine Nachfolger, ſo erſcheint doch dieſer Schritt als der erſte Vorbote vieler ſchmerzlichen Begebenheiten. Mit den erpreßten Schätzen nun kehrte der Angeklagte zurück, — und widerlegte durch die That die Worte ſeiner Feinde. Allein dieſe ruhten nicht; und als er, um ſeine dritte Fahrt zu beginnen, Mannſchaft aus den Gefängniſſen begehrte, eilten ſie ſchadenfroh, dieſem unvorſichtigen Wunſche zu willfahren. Im Juli 1498 ſegelte er zum dritten Male ab, und, nach wechſelnden Abenteuern und neuen, wichtigen Entdeckungen, auch am Feſtlande Amerika's, kehrte er in ſeine urſprünglich gegründete Colonie zurück. Er fand ſie im Zuſtande der Geſetzloſigkeit und des Aufruhrs. Sein Herz blutete, aber er that, was der Augenblick zu fordern ſchien. Unerbittliche Strenge hier, Mäßigung und Milde dort, überall Weisheit und Unermüdlichkeit, ſtellten den Schein der Ordnung zur Noth wieder her. Nur in dieſem Sinne hatte er es gemeint, als er, zur Gewinnung von Arbeitern, die Vertheilung der Ländereien und Bewohner, anordnete, — die leider! den erſten Grund zu den Gräueln der ſpäteren Sklaverei gelegt hat. Die Geſchichte wendet furchtſam ihr Auge von jenen erſten Scenen, mit welchen die neue Welt von der alten begrüßt ward, — wie der Genius des Glücks das ſeine damals von Columbus Leben wandte. Denn die Verläumdung ruhte nicht. Selbſt Iſabella vermochte den Helden nicht länger zu ſchützen: Bovadilla ward abgeſandt, ihn zur Rechenſchaft zu ziehn. Er kam, ließ den Vicekönig zu ſich laden, und, als dieſer, im Gefühle ſeines Rechtes, erſchien, — verhaften, in Ketten legen, und gefeſſelt nach Spanien ſenden. Männlich ertrug Columbus die tiefe Schmach; begehrte nur, als er den Boden Europa's betrat, Gehör vor ſeinem Könige, und als er erſchien, als ſeine einfache Rede, ſeine Ehrfurcht einflößende Perſönlichkeit die beſte Erklärung ſeines Lebens und ſeiner Thaten waren, ſetzte ihn der beſchämte Hof in alle ſeine Würden wieder ein. Allein das Gefühl deſſen, was man ihm ſchuldig war, blieb nicht immer gleich warm. Zwei Jahre vergingen; und als — nicht Columbus, ſondern ein Anderer nach Hispaniola geſchickt wurde, die dortigen Zuſtände zu ſchlichten, da mußte er wohl fühlen, daß

es lau geworden war. Aber auch dieſe bittern Erfahrungen demüthigten ſeinen Geiſt nicht. Nicht der Dank des Monarchen, — die Vollendung ſeines Werkes lag ihm am Herzen. Zufrieden, daß man ihm wenigſtens vier elende Schiffe gegeben, ſegelte er im März 1502 zum vierten Male aus, um die gehoffte Durchfahrt nach Oſtindien zu finden. Wider Willen trieb ihn der Wind an die Küſte ſeiner Colonie; man verweigerte ihm den Hafen, um ſeine Schiffe beſſern zu laſſen und einen drohenden Sturm abzuwarten. Dieſer kam; und der Admiral mußte ſeine Schiffe in einem Verſtecke bergen. Ein neuer Sturm hemmte ihn auf der wieder begonnenen Fahrt. Vor ſeinen Augen ſcheiterten alle ſeine Schiffe, und nur mit Mühe rettete er ſich mit ſeinen Gefährten nach Jamaika. Hier führte der unglückliche Held, ein volles Jahr durch, ein Leben voll von Drangſalen, Kämpfen und Gefahren. Die Spanier wütheten gegen ihn, der, wie ſie, hier zu der kümmerlichſten Exiſtenz verdammt war, und drohten, ihn zu ermorden, und die Einwohner, welche ſie durch ihr freches Betragen empört hatten, fingen an, ihnen die Lebensmittel zu verweigern. Der Untergang Aller ſchien unvermeidlich, und Niemand ſah Rettung und Rath — als Columbus. Er hatte eine Mondfinſterniß berechnet, und verkündete, indem er auf das Geſtirn deutete, nahe Zeichen vom Zorne der Götter, wenn man die Fremdlinge nicht ehrte. Da verfinſterte ſich der Mond, — und die Wilden baten auf den Knieen, ſie zu ſchonen, und gaben, was verlangt ward. Noch vergingen Monate in ſolchen Bedrängniſſen, bis zwei Schiffer, die Columbus ausgeſandt hatte, endlich mit einem größern Fahrzeuge erſchienen. Columbus beſtieg es, verließ am 28. Juni 1504, zum letzten Male Amerika, und erreichte, in Folge der erduldeten Leiden, ſchwer erkrankt, Spanien, wo ſeine Beſchützerin Iſabella inzwiſchen geſtorben war. Vernachläſſigt und vereinſamt, nur der Erinnerung an ſeine Thaten und Schickſale überlaſſen, ſtarb hier der Entdecker Amerika's, das nicht einmal nach ihm genannt wurde, am 20. Mai d. J. 1506, im 59. Jahre ſeines Lebens. Sein letzter Wille ordnete an, daß ſein Leichnam über's Meer auf den von ihm entdeckten Boden Amerika's gebracht, und die Feſſeln, die er getragen, mit in ſein Grab gelegt werden ſollten. Es geſchah.

Zu Columbus Ruhme ein Wort hinzuzufügen, wäre Beleidigung ſeines Angedenkens. Seine Geſchichte, ſelbſt in den kurzen Umriſſen, auf die wir hier begränzt waren, ſpricht lauter, als alle rhetoriſchen und poetiſchen Deklamationen; lauter, als das ſchimmernde Denkmal, das, wie zum Hohne der Geſchichte, ihm zu Sevilla geſetzt ward. Ob denn der erſte

Gedanke zu ſeiner Entdeckung ein ſo großes Verdienſt geweſen? Darauf antwortet am beſten ſeine eigene Antwort: die Geſchichte vom Ei des Columbus. Ob, durch die große Entdeckung, für die neue Welt aus der Habſucht, Grauſamkeit und all den Laſtern der Verbildung der alten, — und für die alte aus der Nahrung dieſer Laſter durch die Schätze der neuen, aus den Giften und Krankheiten der alten, ein reiner Segen erwuchs? Dieſe Frage hat die Menſchheit, mit ſo vielen andern, trüben und verhüllten, an die Weltgeſchichte zu richten. Sie wendet ſich vertrauensvoll an die Alles ausgleichende, richtende, führende Vorſehung; mit dem Leben des großen Mannes, das wir gezeichnet, — mit ſeiner Einſicht und ſeinem Wollen hat dieſe Frage nichts zu ſchaffen. Den Menſchen richtet aber nicht die Geſchichte, ſondern einzig und allein: ſeine Einſicht und ſein Wollen.

Cook.

Geboren 1728. Geſtorben 1779.

Wenn nicht das, was ein Menſch beſitzt oder weiß oder erträumt, ſeinen Werth beſtimmt, ſondern das, was er iſt, die innerſte Energie ſeines Weſens, — die ſich in dem offenbart, was er *thut*, — ſo gehört Cook unter die ausgezeichnetſten Menſchen, die je gelebt haben; und das Bild eines ſchlichten, aber thatkräftigen Mannes muß beſonders einer Zeit frommen, welche ſich in den müſſigen Künſten der Verfeinerung gefällt. Reich an Handlung und Ereigniſſen iſt ſeine Geſchichte, — auf wenigen Blättern nicht zu erſchöpfen; ſchlicht, wie er ſelbſt, gedrängt, wie ſeine Rede zu ſein pflegte, wollen wir ſie erzählen.

Sohn eines Yorker Bauern, dem er am 3. November 1728 geboren ward, hatte James Cook keine weitere Erziehung, als daß er in der Pfarrſchule leſen, ſchreiben, rechnen, und den Katechismus lernte. Vom dreizehnten Jahre an lernte er den Matroſendienſt, und übte auf einem Schiffe den eines Schiffkoches, ſeinem Namen getreu. Auf einem andern Schiffe zum Steuermann verwendet, fühlte er, was Noth that, und es regte ſich ſeine angeborne Energie. Er verwendete alles erſparte und erhaltene Geld

auf das emſigſte Studium der Mathematik und Schiffskunſt, und erwarb ſich darin gründliche Kenntniſſe. Er bewies ſie auf mehrern kleinern Reiſen; die ſtille Beharrlichkeit, womit er, bei der pünktlichſten und ſtrengſten Pflichterfüllung, ſeine Studien betrieb, erweckte ihm Achtung; und, als man, zur Eroberung Quebec's, tüchtiger Seeleute bedurfte, ward Cook als Schiffmeiſter, und einige Jahre darauf, zur genauern Aufnahme der Inſel New-Foundland, als Landmeſſer benützt. Dort that er ſich durch Herzhaftigkeit, hier durch Ergebniſſe des unermüdlichſten Fleißes hervor. Hier war es, wo ihm ſein Pulverhorn, das Feuer fing, den Daumen der rechten Hand zerſchlug; ſo, daß er von jener Zeit an nur mittelſt des Zeige- und Mittelfingers ſchreiben konnte. Die ſtrengſte Enthaltſamkeit, bei den rauheſten Strapatzen, ließ ihn ſo viel erſparen, daß er ſich ein Häuschen mit einem kleinen Garten bei London kaufen konnte. Hier brachte er ſeine Winter zu, hier meinte er wohl, als Schiffmeiſter und Landmeſſer, ſeine Tage zu beſchließen. Aber die Stunde ſeines Rufes war noch nicht gekommen. Die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London wünſchte den Durchgang der Venus durch die Sonne i. J. 1769 auf einer Inſel des ſtillen Meeres beobachten zu laſſen. Sie wandte ſich an den König, und dieſer gab ſogleich Befehl, ein Schiff auszurüſten, und wies eine Summe Geldes an. Die neuentdeckte Inſel Otaheiti in der Südſee ward als die tauglichſte zum Zwecke erkannt, und der berühmte Admiral Lord Hawke ſollte den Mann beſtimmen, dem ein ſolches Unternehmen anzuvertrauen wäre. Seine Wahl fiel auf Cook, und dieſer hatte nun ſeinen Platz in der Welt gefunden. Joſeph Banks als Botaniker, Dr. Solander und verſchiedene Künſtler geſellten ſich mit geiſtigen und Geldmitteln ihm zu, und, ſo gerüſtet, ſegelte Cook, als Schiffslieutenant nach Otaheiti ab. Hier kam ihm ſein Umgang mit den Wilden in New-Foundland zu ſtatten; er wußte ſich auf eine merkwürdige Weiſe die Liebe wie den Reſpekt der Inſulaner zu erwerben, und ſchützte das wehrloſe Volk vor der wilden Roheit der Europäer. Zahlreiche Entdeckungen folgten nun der begonnenen Fahrt. Zahlreiche Beſchwerden, welche Cook mit immer gleichem Gemüthe trug, fehlten nicht. Vier und zwanzig Stunden lang hing das Schiff auf Korallenklippen; man hörte, während der ganzen Zeit keinen Schrei der Verzweiflung; unerſchrocken, wie der Führer, deſſen Muth ſich Allen mittheilte, arbeitete man und erwartete das Schickſal. Die weitere Fahrt von Neuholland ab, durch einen vor ihm nie beſchifften Meeresſtrich, ſtellte einen Triumph männlicher Beharrlichkeit und Geiſtesgegenwart dar. Drei Monate lang mußte man

ſich, das Senkblei in der Hand, durch eine Kette von Klippen hintaſten, an denen das Schiff jeden Augenblick zu ſcheitern drohte, während es über eine ſichere, unergründliche Tiefe zu gleiten ſchien. Die Gefahr wuchs ſtündlich; ſo daß man einmal in eine Stelle, die man kurz zuvor für die gefährlichſte gehalten, zurückkehrte, um nur dem plötzlichen Untergang zu entrinnen. Das Schiff zog Waſſer, die Mannſchaft erkrankte, die Lebensmittel ſchwanden, — allem dem zu Trotz führte Cook die Fahrt zum Ziele, und entdeckte die Meerenge, welche Neu-Guinea von Neuholland trennt. Von dieſer Reiſe zurückgekehrt, ward Cook dem Könige vorgeſtellt, der ihn zum Schiffscommandeur ernannte. Bald darauf munterten franzöſiſche Unternehmungen auf, das unerforſchte Südmeer auf Entdeckungen zu befahren. Der Mann dazu war jetzt gefunden; und im Sommer 1772 trat Cook ſeine zweite Weltumſeglung, mit zwei Schiffen, an. Banks ging diesmal nicht mit; ſeinen Platz nahm Forſter ein. Dieſem dankte man einige Anſtalten, wodurch dieſe Reiſe ſehr gewann; vorzugsweiſe in Sanitätsbeziehung. Drei Jahre dauerte die Fahrt, und von 120 Menſchen ſtarb nur Einer an Krankheit. Cook ſelbſt aber erkrankte auf der Südſee. Sein feſter Vorſatz, nicht beſſer zu ſpeiſen, als der Letzte ſeiner Matroſen, untergrub ſeine Geſundheit. Lange unterdrückte er ſein Leidensgefühl; als es aber nicht mehr möglich war, da war es rührend zu ſehen, wie Alles trauerte, da der Mann lag, der durch Einſicht, Vorſorge, Muth und Herzlichkeit Jedem als Vater und als Bruder galt. Brühen aus dem Fleiſche eines treuen Otaheitiſchen Hundes, den Forſter ſchlachten ließ, erhielten das Leben des Capitäns. Er genas, und durchkreuzte vielfach den ſüdlichen Ocean, indem er theils Entdeckungen machte, theils bewies, daß keine zu machen waren. Nach ſeiner Rückkunft ward er zum Flottenkapitän erhoben, und nun dachte er abermals, in Ruhe die Früchte ſeiner Mühen genießen zu können. Während aber ſeine Schiffe zwiſchen den Eismaſſen des Südmeers geſegelt waren, war eine Entdeckungsreiſe in die nördlichen Polargewäſſer verunglückt. Kaum war Cook wieder daheim, ſo wurde eine neue Expedition angetragen, wozu man wieder den vielfach bewährten Seemann vorſchlug. Eine Belohnung von 25,000 Pfund Sterling ward verheißen, wenn man ſich dem Nordpole bis auf einen Grad nähern würde. Cook hatte von der vorigen Fahrt einen Mann aus Otaheiti, Omai, mit nach England gebracht, den Lichtenberg, welcher mit ihm bei Solander frühſtückte, als angenehm, beſcheiden und lebhaft ſchildert. Dieſer ſollte nun in ſeine Heimat, wohin er ſich ſehnte, zurückgebracht, und dann die nördliche Durchfahrt zwiſchen

Asien und Amerika versucht werden. Im Juli 1776 begann Cook seine dritte Reise um die Welt. Auf den Inseln angelangt, ward Omai vom Freudengeschrei seiner Landsleute begrüßt, und man fand nicht, daß sie ihn seines Glückes wegen, England gesehen zu haben, beneidet hätten. Dann ging es kühn nordwärts. Die Meerenge, welche Asien von Amerika trennt (Cook's Straße), ward wirklich gefunden, und Entdeckungen folgten auf Entdeckungen. Es bildet einen wohlthuenden Contrast gegen die Geschichte der ältern, spanischen Entdeckungen in der neuen Welt, wenn man liest, wie Cook an den meisten Orten, die er fand, geliebt, ja fast göttlich verehrt ward. So ging es ihm auch in Owaihi, wo man ihn reichlich mit allen Erfrischungen versah. Als aber auf der Weiterfahrt ein Sturm ihn zwang, nach dieser Insel zurückzukehren, — fand er die Gesinnung der Einwohner verändert. Es entstanden kleine Feindseligkeiten; man stahl eins der englischen Boote. Cook fordert es zurück, man verweigert es; er verfügt sich zum Häuptling der Wilden, man begegnet ihm mit frechem Hohne; seine Hitze übermannt ihn, er gibt Feuer auf einen der Wilden, — und sein Schicksal ist entschieden. Wüthend fallen sie über ihn her, und der Unglückliche, mit vier seiner Gefährten, wird das Opfer ihrer Rache. So fiel der größte Weltumsegler, am 14. Februar des J. 1779. Der bedenklichste Zug seines Charakters, den man schon bei mehrern frühern Anlässen bemerkt hatte: eine, seiner Energie angemessene, Heftigkeit, die um so brennender losbrach, je länger er sie mit Selbstbeherrschung zurückgezwungen, ward seine Nemesis.

Die anziehende Schilderung, welche von seiner Persönlichkeit gegeben wird, ist der beste Commentar zu seinem Leben. Er war ein dürrer, hagerer, breitschultriger Mann, von gesundem, kräftigem Knochenbau. Wie alle Seefahrer größerer Statur, ging er stark gebückt, um nicht an die Kajütendecke zu stoßen. Sein Gang war weit und derb, wie der eines Matrosen; sein graues, kleines Auge blickte scharf, aber nicht lebhaft. Die vortretende Oberlippe sprach ein gewisses verachtendes, düsteres, verschlossenes Wesen aus. Man erkannte — sagte Lichtenberg — an den Falten des Antlitzes den Mann, welcher der Schmied seines eigenen Glückes war, und bei dieser Arbeit oft redlich geschwitzt haben mag! Die Eigenschaften der Geselligkeit hatte er nicht. Man hat ihn auf einer dreijährigen Reise nur Einmal für sich hin singen, Einmal pfeifen, aber desto öfter fluchen gehört. Merkwürdig enthaltsam, liebte er weder den Wein noch das andere Geschlecht. Gelehrsamkeit und Lectüre waren nicht seine Sache. Vorsichtig,

muthvoll, nur oft zu feurig in Gefahren, arbeitſam und beharrlich in der Ruhe, dürſtend nach Ehre, Arbeit und Beſitz, war Cook zu dem Berufe geboren, in dem er kaum ſeines Gleichen gehabt hat. Seine Fahrten haben mehr zur Vermehrung der menſchlichen Kenntniſſe beigetragen, als faſt alle frühern, und ſein Beiſpiel zeigt noch den Spätlingen einer überbildeten Zeit, deutlicher und beweiſender, als die bilderreichſten Dichtungen: was der Menſch aus eigener Kraft vermag!

Anton Allegri da Correggio.

Geboren 1494. Geſtorben 1534.

Aeußerſt ſpärlich fließen die Nachrichten über die Lebensumſtände dieſes großen Malers, und befremden muß es, daß ſein eigenes Zeitalter, das von ſeinem hohen Ruhme doch bereits durchdrungen war, es ſich nicht mehr angelegen ſein ließ, die Schickſale des unſterblichen Meiſters aufzuzeichnen. Unglaublich wenig läßt ſich mit Gewißheit von ihm erzählen; kritiſch feſtgeſtellt iſt Folgendes. Antonio Allegri wurde zu Correggio, einer Stadt im Modeneſiſchen Gebiete, geboren und, eine damals bei den Künſtlern Italiens übliche Gewohnheit, auch größtentheils nach ihr benannt. Seine Eltern wollten ihn für die Wiſſenſchaften erziehen; aber ſeine Liebe zur Kunſt ſiegte und beſtimmte ſeinen Lebensplan. Wer ſeine Meiſter geweſen, iſt nicht mit Zuverläßigkeit anzugeben. Nach einer Schenkungsurkunde von 1527 ſcheint ſein Oheim, Lorenzo Allegri, welchem eine vor mehren Jahren noch im Dome zu Modena erſichtliche Frescoarbeit zugeſchrieben wurde, ihm die erſte Anleitung in der Kunſt gegeben zu haben. Unerweislich iſt die Behauptung, daß die beiden Mazzoli ſeine Lehrer geweſen, eben ſo daß Francesco Bianchi Frari ihn unterrichtet habe. Da man in Correggio's erſten Arbeiten eine gewiſſe Trockenheit wahrnimmt, die dem Mantegna eigen iſt, ſo hat man gewöhnlich dieſen als ſeinen Meiſter angegeben. Allein Jener ſtarb 1506, da Antonio 12 Jahre alt war; jedenfalls alſo hätte Letzterer nur ge-

ringen Vortheil von Mantegna's Unterricht ziehen können. Ebenfalls eine bloße Muthmaßung iſt: daß Correggio durch das Studium der Werke Giorgione's den erſten Begriff jener großen Maſſen von Licht und Schatten, und von Tizian jenen feinen und wahren Tact im Colorit, ſo wie den Mechanismus einer großen Behandlungsart in der Oelmalerei erlangt habe, die dazu erfordert wird, um den Zauber des Lichts und der Harmonie hervorzubringen, welche man in ſeinen Gemälden wiederfindet. Die ihm eigene Grazie ſeiner jugendlichen Figuren und Köpfe hat eine große Aehnlichkeit mit jener Lieblingsphyſiognomie des da Vinci, die man in vielen, beſonders in weiblichen Geſtalten desſelben bemerkt, ſo daß die Vermuthung Halt gewinnt, Correggios erſte Empfindung für dieſe beſondere Eigenſchaft der blühenden Jugend in der Natur ſei dadurch genährt und zum Leitfaden ſeiner Kunſt geworden. Wie aus mehren ſeiner Werke zu erkennen iſt, mußte Correggio auch die Baukunſt ſtudirt und einen edlen Geſchmack darin erlangt haben; eben ſo legte er, nach der rühmlichen Gewohnheit der Maler jener Zeit, ſich auf die Sculptur. Ob er den Meiſel auch in Marmor geführt, iſt zwar nicht mit Sicherheit bekannt; wohl aber ſieht man in der Kirche St. Margaretha zu Modena an dem plaſtiſchen Werke einer Grablegung von Anton Begarelli, ſeinem Jugendfreunde und Gehilfen, drei Figuren in gebrannter Erde und mit Farben bemalt, für Correggio's Werk an. Daß dieſer in ſeiner frühen Jugend ſchwerlich Rom und die antiken Werke dieſer Stadt geſehen, und aus letzteren weſentlichen Unterricht geſchöpft haben dürfte, zeigt ziemlich ſichtbar der Sinn, in welchem er ſich ſeine Gegenſtände dachte, und die Art, wie er ſeine Farben handeln ließ. Häufig erzählt iſt die Sage worden, daß Correggio beim Anblick von Rafael's Cäcilia ausgerufen habe: »Anch' io son pittore« (auch ich bin ein Maler); doch beweiſet dieß nichts Anderes, als des Künſtlers frühes Selbſtgefühl, und daß er ſeine Vortrefflichkeit weniger den Vorbildern des klaſſiſchen Griechenlands, als ſeinem eigenen Genie zu danken habe. Ob er ſpäter nach Rom kam, iſt vielleicht eben ſo ungewiß; er malte faſt immer zu Parma und in der Lombardie. Die Erſtlinge ſeiner Kunſt führte er in Modena aus, kam aber ſchon 1518 nach Parma und begann kurz darauf die Arbeit im Nonnenkloſter St. Paulo, wo er eine Reihe poetiſcher Compoſitionen vollendete, die den reinen Geiſt des Alterthums athmen. 1520 begann er die berühmte Kuppel der dortigen St. Johanneskirche zu malen und vollendete ſie 1524. Durch dieſes Werk wurden nun auch die Vorſteher der Domkirche angereizt, ihre Kuppel ebenfalls von Correggio gemalt zu ſehen, und ſchloßen mit ihm 1522

für dieſe Arbeit einen Contract von ungefähr 1000 Zechinen. Indeſſen ſcheint er dieſelbe erſt 1526 angefangen, und nicht vor 1530 vollendet zu haben. Mengs nennt ſie die ſchönſte aller Kuppeln, welche vor und nach Correggio gemalt worden. Aus ſeinem Privatleben weiß man nur noch, daß er ſich zweimal verehlichte und in beiden Ehen Kinder zeugte. Die oft erzählte, auch von Oehlenſchläger ſeinem Trauerſpiele: »Correggio,« zu Grunde gelegte Sage: der Künſtler habe die Zahlung von 60 Scudi für Frescobilder in der Kirche St. Giovanni in Parma, in lauter Kupfermünze erhalten, und da er ſie aus Freude ſogleich nach Correggio, ſeinem Geburtsorte, habe tragen wollen, ſei er, unter der Laſt erliegend, erkrankt und geſtorben — iſt, ſo wie überhaupt das Gerücht von des Künſtlers drückender Armuth, längſt widerlegt. Die erwähnte Zahlung erhielt er 1524, alſo zehn Jahre vor ſeinem Tode. Wahr iſt es, daß er anfänglich für geringe Preiſe arbeitete; doch mit ſeinem Rufe ſtieg auch ſein Lohn, und überdieß erwarb er durch Erbſchaften einiges Vermögen, ſo daß alſo von ſeiner Dürftigkeit nicht die Rede ſein kann. Mit den großen italieniſchen Meiſtern theilte er die Fruchtbarkeit, und man muß bewundern, wie viele Werke er in ſeiner kurzen Lebenszeit erſchuf. Mengs hat ausführlich auf die Eigenthümlichkeiten und hohen Verdienſte Correggio's hingewieſen. Drei Eigenſchaften ſind es, die man ſtets an demſelben bewundert: Grazie, Harmonie und die Führung des Pinſels. Es iſt eine eigene Anmuth in den Stellungen und Bewegungen ſeiner Figuren, eine Lieblichkeit in dem Ausdruck derſelben, die ſich durch einen unſäglichen Reiz des Gemüthes bemächtigt. Er iſt unübertrefflich im Helldunkel, d. h. in der äſthetiſchen Vertheilung des Lichtes, in der Geſchicklichkeit, ſeinen Figuren Rundung zu geben und ſie vor- und zurücktreten zu laſſen, und der Schöpfer einer magiſchen Harmonie, worin er alle andern Meiſter übertraf und unerreichbar bleibt. Seine Zeichnung iſt mehr elegant und reizend, als correkt; ſeine Färbung markig, keck und bewunderungswürdig in den Halbtinten. Der Geſchmack in ſeinen Draperien iſt idealiſch, und Alles auf die Wirkung des Halbdunkels berechnet. Sein vorzüglichſtes Augenmerk richtete er auf die Verkürzung, da ſein Geiſt, allem Rauhen und Harten abgeneigt, ſich eine beſtändige Abwechſelung zur Regel machte, indem gerade durch die Verkürzung die Stellungen ſich beſeelen, und die Grazie mit der Leichtigkeit der Bewegungen wächſt. Unübertrefflich iſt er im Nackten. Seine Behandlung verbindet Glanz mit Größe und Wahrheit; ſie iſt leicht, ungemein zart und reizend. Dann gelang es ihm auch nicht weniger in der Zuſammenſtellung der Theile,

ſie durch wohlgeordnete Licht- und Schattenmaſſen und deren ſtufenweiſe Verſtärkung nach dem Grade der Nähe oder Entfernung des Gegenſtandes, verſtändig aus einander zu halten und wieder in Eines zu verbinden durch den Zauber einer wunderbaren Harmonie. Der Luft bediente er ſich durchaus dabei als eines der wirkſamſten Mittel, jene Wirkung von Deutlichkeit und Zuſammenhang hervorzubringen. Allenthalben läßt er ſie ſpielen, und bald dichter, bald durchſichtiger zwiſchen ſeine Gegenſtände treten, um die verſchiedenen Grade ihres Abſtandes genau zu bezeichnen. Er war ein Meiſter in der Luftperſpective, und, wie Mengs richtig bemerkt, der Erſte, der es zum einzigen Zweck der Malerei machte, den Sinn und das Gemüth des Betrachters zu ergetzen. Die herrlichſten und bedeutſamſten Gemälde Correggio's befinden ſich in Parma und Dresden; in letzterer Stadt auch die weltberühmte „Nacht," ein Meiſterſtück ohne Gleichen in der Abſtufung vom höchſten Licht bis zum tiefeſten Dunkel, und zugleich hochpoetiſch durch die darin ausgeführte Idee, alles Licht in dem Gemälde, nur von dem göttlichen Kinde, dem Lichte der Welt, ausgehen zu laſſen, das mit vollkommener Sonnenhelle die Gruppe neben ſich, wie auch die über ihm, auf einer durchſichtigen Wolke ruhenden und anbetenden Engel beleuchtet.

Paul Rembrand van Rhyn.

Geboren 1606. Geſtorben 1670.

In einer Mühle unweit Leyden, dem klappernden Herrenſitze ſeines Vaters, wurde dieſer vielbekannte niederländiſche Maler und Kupferätzer den 15. Juni 1606 geboren. Der alte Müller hatte große Dinge mit ſeinem Söhnlein vor; er wollte es zum Gelehrten erziehen laſſen, doch das Schickſal machte es anders. Mit der Feder wollte es dem jungen Paul nicht gelingen; aber mit Bleiſtift und Pinſel wußte er deſto beſſer zu ſchalten. Sein erſter Lehrer in der Malerei war ein gewiſſer Jakob von Zwanenburg; nach drei Jahren nahm ihn Peter Laſtmann in Amſterdam in die Lehre, und ſpäter gaben ſich noch andere Meiſter mit ihm ab. Tüchtig ausgebildet, zog er wie-

der in die Heimath und die Natur vollendete in ihm, was die Schule der Kunſt begonnen. Um 1630 ſiedelte er nach Amſterdam über, wo er ſeitdem bis an ſeinen Tod verblieb, wie oft er auch ausſprengte, er werde Holland verlaſſen. Er ſagte dies nur, um ſeine Bilder im Preiſe hinaufzutreiben, wie er denn überhaupt aus Geiz zu mancherlei unwürdigen Mitteln griff und die Kunſt nicht ſelten zum Handwerke herabzog. So ließ er durch ſeine vielen Schüler, die ihm obendrein den Unterricht mit ſchwerem Gelde zahlen mußten, Bilder oder Kupferplatten ausführen, die er dann retouchirte und als ſeine eigenen Arbeiten verkaufte. Auch verkaufte er Platten zu drei bis vier verſchiedenen Malen, indem er ſie anfangs unvollendet hingab, dann, nachdem er ſie zu geringem Preiſe wieder an ſich gebracht, weiter ausführte, wieder vermarkte, wieder zurückkaufte, daran änderte und als neue an den Mann brachte. Ja er ging ſo weit, daß er ſolche Arbeiten durch ſeinen Sohn, als hätte ſie dieſer ſeinem Vater entwendet, unter der Hand verkaufen ließ, um dadurch die Begierde der Kunſtliebhaber höher zu ſpannen und die Preiſe hinauf zu treiben. So trugen Talent, Berühmtheit, Schlauheit und guter Haushalt, ſeiner unerſättlichen Habgier ein anſehnliches Vermögen zuſammen; dieſes, doch nicht des Vaters Geiſt und Fähigkeiten, erbte ſein Sohn Titus, dem es nie gelungen iſt, ſich in der Kunſtwelt einen Namen zu erringen. Verheirathet hatte ſich Rembrand mit einer hübſchen Bäuerin aus Rarep, die er häufig portraitirt hat. Unter den Schülern, die er zog, ſind Dow, Bol, Eckhout, Poorter, Koning, Flink, Bramer bekannt und theilweis berühmt geworden. Rembrand's Gemälde und Figuren treten feſt und maſſiv auf; eine derbe Sinnlichkeit, geſättigt in Kraft und eigenthümlichem Behagen, zieht ſie tief zur Erde herab und verwehrt jeden Aufflug zum Idealen. In gemeinen Kreiſen bewegte ſich ihr Schöpfer, und auch ſeine Werke ließ er nirgend über dieſe Sphäre hinaus. Wenn daher kein höherer Geiſt der Kunſt aus ihnen ſpricht, ſo iſt ihnen eine um ſo größere phyſiſche Wahrheit eigen; daher die ſcharfe Beſtimmtheit ſeiner Portraits, die maſſige Durchdrungenheit ſeiner Geſtalten. In der Zeichnung macht man ihm mancherlei Anſtände, ſeine Hände und Füße ſind plump, ſeine Draperie ſchwer und ungefällig; aber eine merkwürdige Praktik in der Farbengebung, die er fett und breit behandelt, eine wunderbare, treffliche Miſchung der Tinten, die ſelbſt durch das Bräunliche ſeines Colorits licht und friſch hervorglänzt, wiegt ſeine Fehler auf und ſtellte ihn in die Reihe der erſten Meiſter. Er gefiel ſich in grellen Contraſten der höchſten Lichter und der tiefſten Schatten, die er mit kühner Originalität unmittelbar neben einander zu

TASSO
MILTON
PALMERSTON

ſtellen wußte, daher er die Beleuchtung auch immer von oben nahm. Seine radirten Blätter ſind geſucht und geſchätzt; ſeine Gemälde, unter denen man die Portraits obenan ſtellt, in allen bedeutenden Gallerien zerſtreut.

Torquato Taſſo.

Geboren 1544. Geſtorben 1595.

Scheint es doch, als ob erſt das Unglück den Menſchen zum höchſten Ausdrucke ſeiner Weſenheit erhebe, und als ob die Todesſchmerzen einer ſchönen Seele ihr die reinſte Weihe der Verklärung brächten. Darum ſteht auch der edle, unglückliche Dichter Torquato Taſſo, über deſſen Haupt das Mißgeſchick alle ſeine Pfeile ausleerte, der Nachwelt mit ſeinen Schmerzen faſt noch näher, als mit ſeinen lieblichen Geſängen, und wie er aus ſeinem Grabe heraus noch immer den Zauberſtab über unſere Fantaſie ſchwingt, ſo iſt er zugleich der Freund und Vertraute unſers innerſten Gefühls geworden, und ſein klagendes Geſchick lebt in unſern Herzen fort, wie die Klänge ſeiner Leier in den Sphären der Unſterblichkeit forttönen. Torquato Taſſo, den 11. März 1544 zu Sorrento geboren, ſtammte aus einer alten adeligen Familie und war der Sohn jenes trefflichen epiſchen und lyriſchen Dichters Bernardo Taſſo (geb. 1493, geſt. 1569), den im lebenvollen Ausdrucke der Leidenſchaft, im Wiedergeben der Natur und in der Darſtellung romantiſcher Vorgänge nur der große Arioſt übertrifft. Ernſt und Würde waren ſchon dem Knaben Torquato eigen; frühzeitig machte er große Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, wie auch in ritterlichen Uebungen; doch blieben Philoſophie und Poeſie ſeine Lieblingsſtudien. In Padua ſollte er die Rechte ſtudiren; aber ſchon im 17. Jahre trat er mit einem epiſchen Gedichte: »Rinaldo« hervor, das in ganz Italien Bewunderung erntete, und jetzt gab er, mit Bewilligung ſeines Vaters, die Rechtsſtudien auf, und widmete ſich ausſchließend literariſchen und philoſophiſchen Studien. Schon in Bologna ging er an die Ausführung ſeines großen epiſchen Gedichts, das die Eroberung Jeruſalem's unter Gottfried von Bouillon verherrlichen ſollte, und welche Arbeit,

bei häufigen Unterbrechungen, ſtets das Hauptziel ſeines Wirkens blieb. Später machte ihn der Cardinal Lodovico von Eſte zu ſeinem Hofcavalier und ließ ihn 1565 der Vermählung ſeines Bruders, des Herzogs Alfonſo, mit der Erzherzogin von Oeſterreich, in Ferrara beiwohnen. Des Herzogs geiſtreiche und ſchöne Schweſtern, Lucrezia und Leonore, nahmen lebhaften Antheil an dem jungen Dichter; der Herzog ſelbſt nahm ihn mit größtem Wohlwollen auf und ermunterte ihn, an ſeinem Epos fortzuarbeiten, welches Taſſo ſeinem hohen Gönner zu widmen beſchloß. Auch in Frankreich, wohin er den Cardinal von Eſte begleitete, wurde er von dem Könige Karl IX. auszeichnungsvoll aufgenommen, und trat mit dem Dichter Ronſard in ein inniges, auf geiſtigen Austauſch gegründetes Freundſchaftsverhältniß. Nachdem der Cardinal ihm wegen einiger zu rückſichtloſen Aeußerungen ſeine Gunſt entzogen, trat Taſſo, unter ehrenvollen Bedingungen, in die Dienſte des Herzogs Alfonſo von Ferrara, und dichtete ſein, damals mit Enthuſiasmus aufgenommenes, jedoch ſpäter durch Guarini's »treuen Schäfer« übertroffenes dramatiſches Idyll: »Aminta«, das der Herzog mit großem Glanze aufführen ließ und ſeitdem ſeine Gunſt für den Dichter ſteigerte. Sein Glück wurde von Vielen beneidet und nun an ſeinem Untergange gearbeitet. Von einem langwierigen Fieber geneſen, beendigte er im Frühjahre 1575 ſein großes Gedicht »Goffredo«, die Quelle ſeines Ruhmes wie ſeiner Leiden. Aber die abweichenden und widerſprechenden Urtheile, die er darüber von denen hören mußte, welchen er es mittheilte, verwirrten ihn dergeſtalt, daß er in eine vorübergehende Krankheit fiel. Er nahm Aenderungen daran vor; der Herzog erwies ihm noch größere Huld, als früher, und ſeine Gönnerin, Lucrezia von Eſte, die ſich von ihrem Gemahle getrennt hatte und nach Ferrara zurückgekehrt war, hielt ihn ſtets in ihrer Nähe. Neue Ehren erwarteten ihn in Rom, wohin er im November 1575 reiſete, um befähigte Stimmen über ſein Gedicht zu vernehmen. Der Cardinal Ferdinand von Medicis, unterrichtet, daß Taſſo mit ſeiner Lage in Ferrara nicht in jeder Hinſicht zufrieden ſei, bot ihm eine Anſtellung bei ſeinem Bruder, dem Großherzoge von Toscana, an. Dennoch entſchied ſich Taſſo, aus Dankbarkeit für den Hof von Ferrara, dorthin zurückzukehren. Hier erregte ihm ſein Verhältniß zu der reizenden Gräfin Leonore Sanvitali, Gemahlin des Grafen von Scandiano, welcher ſeine Muſe rückhaltlos huldigte und deren Gunſt er in hohem Grade genoß, abermaligen Neid und vermehrten Haß, beſonders da der Herzog ihn zum Hiſtoriographen des Hauſes Eſte ernannte. Seinen gereizten Seelenzuſtand ſteigerte die Nachricht, daß

ſein Gedicht, welches er noch nicht reif zur Veröffentlichung achtete, und deſſen Früchte er für ſich ſelbſt zu ernten hoffte, in einer Stadt Italiens gedruckt worden. In ſeiner Melancholie ſah er auch da Gefahren und Mißgunſt, wo er ſie nicht zu ſuchen hatte, und zog eines Tages in den Gemächern der Herzogin von Urbino den Degen gegen einen ihrer Diener. Der Herzog Alfonſo ahndete dies durch einen kurzen Hausarreſt, ließ ihn mit gutem Erfolge ärztlich behandeln und ſuchte durch die Tröſtungen der Religion ihm den innern Frieden zurückzugeben. Aber Taſſo's Seelenleiden wuchs immer mehr; in einem Anfalle höchſter Schwermuth entfloh er (am 20. Juli 1577) plötzlich aus Ferrara und eilte nach Sorrento zu ſeiner verwitweten Schweſter Cornelia. Ihre liebevolle Pflege ſchien ihn zu beruhigen; der Hof von Ferrara vergaß des Vorgefallenen, und Taſſo kehrte dorthin zurück. Doch bald erneuerte ſich ſein trauriger Zuſtand; er ergriff zum zweiten Male die Flucht und erhielt, nach längerem planloſen Umherirren, eine ehrenvolle Stellung in Turin bei dem Herzoge Victor Emanuel. Er ſchien wieder aufzuleben; aber bald faßte ihn eine ungeſtüme Sehnſucht nach Ferrara. Er kehrte dorthin zurück, wurde aber mit Kälte und Geringſchätzung aufgenommen, von dem Herzoge und den Prinzeſſinnen gar nicht vorgelaſſen. Da ſchmähte der erbitterte Dichter öffentlich den Herzog und den Hof, und Alfonſo, ohne erbarmende Rückſicht auf Taſſo's Seelenſtimmung, ließ ihn (März 1579) in das St. Annenhoſpital bringen und dort als einen Verrückten halten. Da man ihm ſo die Rolle eines Raſenden aufdrang, artete ſeine Schwermuth auch wirklich zuweilen in vorübergehenden Wahnſinn aus, wozu ſeine, obſchon edle und reine Liebe zu der Prinzeſſin Leonore wohl beigetragen haben mag. Aber in ruhigen Augenblicken ſetzte er ſeinem Geſchicke würdevolle Faſſung entgegen. Sein Gedicht wurde mittlerweile, ohne ſeine Zuſtimmung, in vielfältigen Auflagen, theilweiſe in ſehr verſtümmelter Art gedruckt, was ihn tief bekümmerte, mit welcher Bewunderung auch die Welt es aufnahm. Durch den unzeitigen Eifer mancher Freunde, die ihn auf Koſten Arioſto's erhoben und dadurch die Akademie der Crusca zu den bitterſten Ausfällen gegen Taſſo und deſſen Gedicht veranlaßten, wurde ſeine Lage noch verſchlimmert; er antwortete mit Ruhe und Anſtand auf dieſe Angriffe. Endlich, nach ſiebenjähriger Gefangenſchaft, öffnete, zufolge der für ihn auftretenden einflußreichen Vermittler, im Juli 1586 ſich Taſſo's Kerker. Mit hohen Ehrenbezeigungen wurde er in Mantua vom dortigen Fürſten Vincenzo von Gonzaga aufgenommen, wo er längere Zeit verweilte. Dann trieb ſeine innere Unruhe und ſein krankhafter Argwohn

gegen Welt und Menſchen, dem das Scheitern mancher Plane und Lieblingswünſche fortwährend neue Nahrung gab, ihn von Ort zu Ort. Doch war er dabei nicht müßig; er gab ſeinem zweiten Gedichte: »Jeruſalem,« die letzte Feile und ſchrieb ſein Gedicht von den ſieben Tagen der Schöpfung. Auf die wiederholten Einladungen des Papſtes ging er endlich nach Rom, wo nebſt dem heiligen Vater ihm beſonders der Cardinal Cintio Aldobrandini mit der äußerſten Liebe und Sorgſamkeit begegnete. Letzterem widmete Taſſo aus Erkenntlichkeit ſein „erobertes Jeruſalem.“ Dafür bewirkte ihm derſelbe bei dem Papſte die feierliche Krönung auf dem Capitole. Die Feierlichkeit ſollte, um an Schönheit zu gewinnen, im Frühjahre Statt finden. Aber während des Winters erkrankte Taſſo ernſthafter, als je. Im Vorgefühle ſeines nahen Todes ließ er ſich in das Kloſter von St. Onufrio bringen, und in derſelben Zeit, wo man ſeine Krönung vorbereitete, ſchied er den 25. April 1595 aus dem Leben, der höchſten irdiſchen Ehre entfliehend, um den ewigen Ruhm zu gewinnen. Mit Dante und Arioſto bildet er das große Kleeblatt italieniſcher Dichtkunſt, und wenn auch ſein Gedicht: »das befreite Jeruſalem«, den höchſten epiſchen Zweck nicht vollſtändig umfaßt, ſo hat er in der ächt dichteriſchen Ausführung einzelner Scenen, in dem romantiſch-ſüßen Zauber des Ganzen, das Herrlichſte, Unübertrefflichſte geleiſtet, und in der Klauſe des Gelehrten, wie im ſangeskundigen Munde ſeines Volkes, lebt er ewig, unſterblich fort.

John Milton.

Geboren 1603. Geſtorben 1674.

Dieſer erhabene Dichter Englands, deſſen Muſe, von den Stürmen einer wilden Zeit eingeſchüchtert und geſchreckt, zu jenem reinen, untrübbaren Urquell zurückflüchtete, von welchem alle Poeſie ausgeht: zur Gottheit ſelbſt, wurde den 9. December 1608 zu London geboren, und war der Sohn eines Notars. Durch Privatunterricht und dann auf der St. Paulsſchule vorbereitet, ging er 1624 auf das Chriſt-College zu Cambridge,

erwarb ſich vielſeitige Kenntniſſe, und erhielt 1628 die Grade eines Baccalaureus und Magiſters. Sein poetiſcher Drang machte ſich zuerſt in lateiniſchen Gedichten Luft; 1634 verſuchte er ſich in einer Farce: »the mask of Cosmus,« welche auf dem Privattheater des Grafen von Bridgewater zur Aufführung kam, und 1638 erweiterte er auf Reiſen ſeine Weltanſchauung und Menſchenkenntniß. In Paris machte er die Bekanntſchaft des Hugo Grotius, und vertiefte ſich dann an Ort und Stelle in die Literatur Italiens, die auf ſeine eigene Richtung großen Einfluß nahm; den großen Galilei beſuchte er im Kerker. Seinen Plan, von Neapel nach Sicilien und Griechenland zu gehen, unterbrach die mittlerweile in ſeinem Vaterlande auflodernde Revolution. Nach fünfzehnmonatlicher Abweſenheit kehrte er nach London zurück, wo er ſeitdem blieb. Von einem unbeſtimmten Feuer getrieben, ſtürzte er ſich mitten in die Brandungen ſeiner Zeit, und ließ ihr ſeine äußere Ruhe, ſeinen Seelenfrieden zum Opfer. Er gab ſeine Stimme bei den ausgebrochenen Religionsſtreitigkeiten; doch leuchteten mitten in dieſen düſteren Kämpfen ſeine ſchönen »juvenile Poems« auf. Vielleicht hoffte er durch die Revolution eine erhöhte Stufe im bürgerlichen Leben zu gewinnen; darum ſchloß er ſich ihren Grundſätzen eifrig an, und ſetzte durch ſeine, in dieſem Geiſte verfaßten Schriften ſich dergeſtalt im Vertrauen der republicaniſchen Partei feſt, daß Cromwell ihn zum lateiniſchen Secretär des Staatsrathes ernannte. Er verfaßte 1651, als Widerlegung der 1649 von Salmaſius veröffentlichten »Vertheidigung des Königs,« die berüchtigte »Vertheidigung für das engliſche Volk,« die vom Parlament mit 1000 Pfund belohnt wurde. Ihr folgten mehrere ähnliche Schriften, die er kränkelnd und erblindet ausarbeitete. Nach Carl's II. Rückkehr auf den engliſchen Thron verlor Milton ſeinen Poſten, und hatte, nachdem ſeine »Vertheidigung für das engliſche Volk« durch den Henker verbrannt worden, ſogar für ſeine perſönliche Sicherheit zu fürchten, als er unerwartet in die Vergeſſenheitsacte begriffen wurde. 1665 vollendete er ſein unſterbliches Gedicht: »Das verlorene Paradies,« das von der Gegenwart völlig verkannt, mit einem Schmachhonorar von 10 Pfund belohnt und erſt von einer gerechteren ſpäteren Zeit gewürdigt wurde. Da dieſes Gedicht Symboliſches in Begebenheiten zu verwandeln ſtrebt, ſo entbehrt es natürlich jenes allumfaſſende Leben, das des größeren Dante »göttlicher Komödie« eigen, ebenſo jenes Element des Hiſtoriſch-Heiligen, welches den »Meſſias« des deutſchen Klopſtock durchweht. Dennoch bleibt es eines der erhabenſten Gedichte, welche die europäiſche Literatur aufzuweiſen hat. Sein zweites Epos,

das jenem zur Ergänzung dienen ſollte: »das wiedergefundene Paradies,« erhob ſich nicht zu gleichem Werthe. Der arme blinde Dichter lehrte ſeine Töchter die lateiniſche, griechiſche und hebräiſche Sprache, und ließ ſich dann von ihnen bei ſeinen gelehrten Arbeiten helfen. Von Charakter war er aufrichtig und redlich; ſein Urtheil zeugte von großem Scharfblicke, ſein Witz war treffend. Nach einem Leben voll Unruhe und harter Prüfungen ſchied er den 10. November 1674 aus der Welt, die ſeinen Blicken ſchon längſt erloſchen war. In der Weſtminſter-Abtei wurde ihm in neuerer Zeit ein Denkmal errichtet.

Lord Palmerſton.

Geboren 1784.

Henry John, Baron Temple, Viscount Palmerſton, den wir an den neueſten Weltereigniſſen ſo großen Antheil nehmen ſahen, zum irländiſchen Hochadel gehörig und ein Nachkomme des berühmten Staatsmannes Sir William Temple, iſt den 20. October 1784 geboren. In Cambridge gebildet, trat er 1805 in das Haus der Gemeinen, und neigte ſich hier mit Entſchiedenheit auf die Seite der Regierung. 1809 ward er Staatsſecretär für das Kriegsdepartement, in welcher Stelle er ſich unter verſchiedenen Verwaltungen bis zum Jahre 1828 behauptete. In früherer Zeit ſich mehr den Grundſätzen der Torypartei anſchließend, bekannte er ſich ſpäter zu Canning's liberalen Anſichten und, nach deſſen Tode, zu Huskiſſon's politiſchen Grundſätzen. Als Mitglied des Miniſteriums, ſtimmte er zwar gegen Ruſſel's Antrag auf die Zurücknahme der Teſt- und Corporationsacten (April 1828), erklärte aber dennoch ſich ſelbſt gegen jene unbilligen Geſetze, deren Aufhebung er nur aufgeſchoben wiſſen wollte, bis das größere Uebel, die Rechtsbeſchränkung der Katholiken, gehoben ſei. Im Mai 1828 trat er mit Huskiſſon aus dem Miniſterium, und vertheidigte im Parlamente das von Letzterem im Streite mit Wellington beobachtete Verfahren. Als durch die öffentliche Stimme die Miniſter genöthigt wurden, den Katholiken die

geforderten Rechtswohlthaten zu gewähren, vertheidigte Palmerſton die Anſprüche dieſer Religionspartei in einer Rede, welche eine der vortrefflichſten iſt, die bei den Verhandlungen über die Emancipation gehalten wurden. Mit Grey kam er im November 1830 als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in das Kabinet, vertheidigte bei den Verhandlungen über die Parlamentsreform den Antrag des Miniſteriums im März 1831 mit Nachdruck und Gewandtheit, und erklärte ſich, die Macht der öffentlichen Meinung anerkennend, nachdrücklich gegen die Grundſätze der Tories. Als Grey im Juli 1834 ſeine Entlaſſung nahm, blieb Palmerſton unter der darauf folgenden Verwaltung des Lord Melbourne auf ſeinem Poſten. Als der König Wilhelm am 14. November 1834 das Kabinet als aufgelöſet erklärte, und Sir Robert Peel an die Spitze der Verwaltung trat, wurde Palmerſton jener Stellung entrückt. Da aber im April 1835 Peel ſich zurückzuziehen genöthigt wurde, und Melbourne, das Haupt der alten Whigverwaltung, den Auftrag erhielt, das neue Kabinet zu bilden, trat Palmerſton von Neuem als Miniſter des Auswärtigen ein. Als ſolcher faßte er ſeit Juli 1839 beſonders die Beruhigung des Orients in's Auge, und weil Frankreich den in dieſer Beziehung gefaßten europäiſchen Beſchlüſſen beizutreten zögerte, legte er dem britiſchen Kabinet einen Plan vor, dieſe Angelegenheit ohne Frankreichs Zuziehung in Uebereinſtimmung mit den übrigen Mächten zu erledigen. Am 15. Juli 1840 ſchloß er mit Oeſterreich, Rußland und Preußen die bekannte Uebereinkunft, und ſetzte den kriegeriſchen Drohungen Frankreichs eine feſte Beharrlichkeit entgegen, indem er — was auch der Erfolg beſtätigte — überzeugt war, daß Frankreich nicht zum Ernſte ſchreiten würde, auch dieſe Ueberzeugung gegen den franzöſiſchen Geſandten in London offen ausſprach. Die würdige und gemeſſene Stellung der Mächte nöthigte Frankreich, zur Politik des Friedens zurückzukehren. Die kriegeriſchen Unternehmungen gegen China, durch die Opiumfrage herbeigeführt, und die zweideutigen Verhältniſſe zu den vereinigten Staaten, durch Gränzirrungen und durch die Gefangennahme des M'Leod veranlaßt, waren Probleme, welche Palmerſton ſeinem Nachfolger zur Löſung hinterließ; denn als im Auguſt 1841 durch die toryſtiſche Stimmenüberlegenheit das Miniſterium Melbourne zum Weichen gebracht wurde, ſchied auch Palmerſton aus ſeiner bisherigen Wirkſamkeit, und ſchloß ſich im Parlamente der Oppoſition an.

Lord Melbourne.

Geboren 1779.

William Lamb, Viscount Melbourne, iſt der älteſte Sohn des 1828 verſtorbenen Sir Peniſton Lamb, der ſchon 1770 zum Lord Melbourne erhoben und 1815 Pair des vereinigten Königreichs ward, und kam den 15. März 1779 zur Welt. Seine früheſte Bildung erhielt er in Eton, ging dann nach Oxford und machte ausgezeichnete Fortſchritte in den Wiſſenſchaften. Im Parlamente bekannte er ſich zur Whigpartei und entwickelte in ſeinen Reden große dialektiſche Fertigkeit; ſeine Geſchäftskenntniſſe bereicherte er anſehnlich während der zwei Jahre, in denen er das Amt eines erſten Secretärs für Irland bekleidete. Lord Grey's Berufung an die Spitze des Kabinets verſchaffte Melbourne das Miniſterium des Innern (November 1830). Seine Grundſätze waren immer ſo gemäßigter Art und jedem Factionsſinne ſo fremd, daß keine Partei ihn unbedingt den ihrigen nennen konnte und ſeine Anhänger bisweilen an ihm irre wurden. Mit Entſchiedenheit drang er in ſeinen Reden auf die Veränderung des Wahlgeſetzes, die als ein laut ausgeſprochener Volkswunſch gewährt werden müſſe. Uebrigens brachte er damals, in dem ihm anvertrauten wichtigſten und ſchwierigſten Theile der Staatsverwaltung, keine Maßregel von hervorſtechender Wichtigkeit zur Ausführung. Als Graf Grey, nach den Verhandlungen über die iriſche Zwangsbill, ſich am 9. Juli 1834 von der Verwaltung zurückzog, wurde Melbourne, in welchem man einen Staatsmann von eben ſo feſtem Charakter, als hellem politiſchem Blicke erkannt hatte, zum Premierminiſter ernannt. Der erſte Schritt ſeines neuen Kabinets war die Zurücknahme jener iriſchen Zwangsbill, ſtatt deren ein ungleich milderer Geſetzentwurf dem Parlamente vorgelegt und von demſelben genehmigt wurde. Dies aber weckte den heftigſten Widerſtand der proteſtantiſchen Partei, und ſchon am 14. November 1834 erklärte der König Wilhelm plötzlich, daß er das Kabinet durch den Austritt Lord Althorps als aufge-

löſet betrachte. Sir Robert Peel trat an Melbourne's Stelle. Aber bald darauf unterlag Erſterer den planmäßigen Angriffen der Whig's hinſichtlich des iriſchen Kircheneinkommens (30. März 1835) und trat von der Verwaltung zurück. Der König ſah ſich genöthigt, ſich den Whigs, die er erſt vor Kurzem ihres Einfluſſes beraubt, wieder in die Arme zu werfen, und Melbourne, als Haupt dieſer Partei, trat von Neuem an die Spitze des Kabinets. Wegen Melbourne's milderen Geſinnungen gegen Irland wurde im Hauſe der Lords die Regierung geradezu beſchuldigt, einen geheimen Bund mit dem iriſchen Aufwiegler O'Connell geſchloſſen zu haben, und Melbourne, um nicht zu den gehäſſigſten Verunglimpfungen Anlaß zu geben, ſah ſich zu der Erklärung genöthigt, daß er weit entfernt ſei, O'Connell's revolutionäre Anſichten zu theilen, und von keiner Verabredung mit demſelben wiſſe. Mit großer Beredſamkeit vertheidigte er den Vorſchlag der neuen engliſchen Städteordnung und ſetzte denſelben gegen das Haus der Lords durch. Mit dem Regierungsantritte der Königin Victoria (20. Juni 1837) ſchien die Macht der von ihr begünſtigten Whig's ſich noch mehr zu befeſtigen. Als der miniſterielle Geſetzentwurf, nach welchem die Verfaſſung der Inſel Jamaica auf drei Jahre außer Kraft geſetzt werden ſollte, im Hauſe der Gemeinen eine Mehrheit von nur fünf Stimmen erhielt, kündigte Melbourne (7. Mai 1839) im Hauſe der Gemeinen an, daß die Miniſter ihre Entlaſſung gegeben hätten, weil ſie fürchteten, das Vertrauen des Hauſes der Gemeinen nicht mehr zu beſitzen, auf welches ihre Verwaltung ſich geſtützt habe, und rieth der Königin, ſich wegen Bildung einer neuen Verwaltung an den Herzog von Wellington zu wenden. Als aber der von Letzterem vorgeſchlagene Sir Robert Peel noch vor Bildung des neuen Kabinets den Hofſtaat der Königin im Sinne ſeiner Partei umgeſtalten wollte und, zufolge der entſchloſſenen Weigerung der Monarchin, ſeine Vollmacht zurückgab, konnte Melbourne, von Neuem zu der Königin berufen, den dringenden Bitten derſelben, in ihrer Verlaſſenheit ihr ſeine Dienſte nicht zu entziehen, keine kalte Weigerung entgegenſetzen. Er und ſämmtliche Miniſter behielten ihre Stellen. Doch in dem 1841 eröffneten Parlamente behielten die Tories durch Stimmenmehrheit die Oberhand, und nöthigten, vermöge eines durchgeſetzten Nichtvertrauensvotums, die Whigverwaltung zum Rücktritte. Melbourne, von Natur nicht ehrgeizig, legte die Gewalt mit einem, ſelbſt von ſeinen Gegnern anerkannten Gleichmuthe nieder. Er hatte dieſelbe auch früher nur behalten, um dem Wunſche der Königin zu entſprechen, welche mit der Liebe einer Tochter

an ihm hängt, und die in der Kenntniß der Verfaſſung und der Rechtszuſtände Englands ſeinen belehrenden Unterricht genoß, was ſelbſt ſein toryſtiſcher Nachfolger, Sir Robert Peel, ehrend zur Sprache gebracht hat.

Rafael Sanzio.

Geboren 1483. Geſtorben 1520.

Von Zeit zu Zeit pflegt der erhabene Schöpfer der Natur dem Menſchengeſchlechte, als Markſteine ſeiner Entwickelung, einzelne Genien zuzuſenden, die, unerreichbar, nimmer wiederkehrend, dem anſtrebenden Geiſte ein »Nicht weiter!« zuwinken, die ſo groß, ſo außer allem Maße menſchlicher Leiſtungen, daß es faſt ſcheinen könnte, als hätten ſie aufgehört, bloße Mittel und dienende Kräfte des Ganzen zu ſein, und als wären nicht ſie vorhanden der Kunſt wegen, ſondern die Kunſt nur da zum Siege und zur Verherrlichung jener. So ſchlang auch Rafael alle früheren Keime der Malerſchulen des mittleren Italiens in ſich, um ſie, zur höchſten Vollkommenheit, in einem einzigen majeſtätiſchen Stamme zu vereinigen, und die Kunſt einer Höhe zuzuführen, wodurch ſie in den kommenden Jahrhunderten den Jüngern immer mehr aus den Augen entrückt wurde. So einzig und wunderbar, ſo dem Früheren ein Schlußpunct und dem Spätern ein Vorbild, ſo das Ganze durchdringend und durch faſt überirdiſche Vollendung wiederum von dem Ganzen ſich losſcheidend, ſteht er da, daß er noch jetzt unſere Claſſificatoren von Profeſſion, die nun einmal Alles in wohlgeſonderte Rubriken und Tabellen bringen müſſen, in Verlegenheit ſetzt, ob ſie ihn den größten Maler der neueren, oder den letzten der alten Kunſtperiode nennen ſollen. Ueber den Tag, ja ſelbſt über das Jahr ſeiner Geburt iſt man nicht einig; an einem Charfreitage ſoll dieſer Geiſt das Daſein begrüßt, und wiederum an einem Charfreitage die Erde verlaſſen haben, die, wie reich ſie ihn auch an Ruhm und Freuden ausgeſtattet, ihm doch um ſo

viel weniger zu ſpenden vermocht hat, als er ihr. Wir folgen, ohne auf weitere Erörterungen einzugehen, hier den geprüfteſten Angaben, welche bisher über ihn ausfindig gemacht worden ſind. Giovanni Santi oder Sante (welcher Name nach der Zeit fälſchlich, aber allgemein, in Sanzio verwandelt worden), ein Mann von geringer Herkunft, doch wohlerfahren als Maler und Dichter, aus Colbordolo, einem Caſtelle unweit Urbino, gebürtig, vermählte ſich kurz nach 1480 mit Magia Ciarla, einer ſchönen Kaufmannstochter. Die Frucht dieſer Ehe war Rafael und ſomit die Meinung Derer grundlos, die ihn für ein ſogenanntes Kind der Liebe ausgeben. Sein Geburtstag war wahrſcheinlich der 28. März 1483, ein Charfreitag. Noch ſteht zu Urbino, wenige Schritte von der Locanda della Stella, das kleine, von Backſteinen erbaute Haus, in welchem Rafael das Licht der Welt erblickte; über dem Eingange hat man eine Marmortafel mit einer Inſchrift folgendes Inhalts angebracht: »In dieſem kleinen Gebäude wurde Rafael, der unſterbliche Maler, geboren. Gib, o Fremdling, dem Namen und dem Schutzgeiſte dieſes Ortes die Ehre, und wundere dich nicht, daß die göttliche Weisheit mit menſchlichen Dingen bisweilen zu ſpielen ſcheint und Großes im Kleinen einzuſchließen pflegt.« Giovanni Santi, obgleich durch eine Feuersbrunſt um ſein Habe gebracht, that dennoch, was möglich, für des Knaben Erziehung. Venturini, der auch Michel Angelo's Lehrer, unterrichtete ihn im Lateiniſchen; in der Malerkunſt aber ward Giovanni, deſſen noch vorhandene Bilder auf einen verſtändigen Meiſter ſchließen laſſen, ſelbſt der erſte Lehrer ſeines Sohnes. Weſentlichen Nutzen mag Rafael auch aus den Lehren ſeines Oheims Bramante Lazzari, der in der Folge Baumeiſter der Päpſte Julius II. und Leo X. ward, gezogen und ſich durch ihn namentlich in der perſpectiviſchen Vorſtellung von Gebäuden vervollkommnet haben. Man erzählt, daß Rafael noch faſt als Kind es verſucht habe, auf die Hofwand im väterlichen Hauſe eine Madonna mit dem göttlichen Sohne zu malen, die man ſpäter ausgeſägt hat und jetzt in einem Zimmer desſelben Gebäudes aufbewahrt. Mit tüchtigen Kenntniſſen ausgeſtattet und ſeines Berufes ſchon einigermaßen verſichert, verließ er das väterliche Haus, um als Schüler oder Gehilfe bei dem berühmten Maler Pietro Vanucci zu Perugia, von dieſem ſeinen Aufenthalte Perugino genannt, einzutreten. Er ſchloß ſich dieſem Meiſter in der, damals durch Einfachheit und ſtrenge Führung der Umriſſe ſich charakteriſirenden Zeichnung, ſo wie in der Haltung und Anordnung der Gewänder, im Farbenton und im leichten Auftrage an, und trug die jener Schule eigenthümliche Zartheit,

Empfindung und ernſte, ſtille Größe auf ſeine Gemälde über. Sein Vater, der ſich nach dem Tode ſeiner erſten Gattin, Rafael's Mutter, zum zweiten Male verehelicht hatte, ſtarb 1494, und Mißhelligkeiten mit ſeiner Stiefmutter trübten Rafael's Jugend. Von Perugia ging Rafael um 1500 nach Citta di Caſtello. Hier entwickelte ſich ſein jugendlicher Geiſt bereits in vielen herrlichen Werken, um ſo bewundernswürdiger, da er bis dahin Alles nur ſeiner eigenen Kraft zu danken hatte; denn jene hohen Schöpfungen, die in Florenz ſpäter ſo begeiſternd auf ihn einwirkten, hatte er damals noch nicht geſehen. Sein Ruf war bereits ſo weit gediehen, daß der ungleich ältere, treffliche Meiſter Pinturicchio ihn zu ſich nach Siena berief, um ſich ſeiner bei den umfaſſenden Arbeiten in der Libreria des Domes zu bedienen, da er ſelbſt nicht in ſo erhabenem Geiſte zu componiren verſtand, wie der Ort es erforderte. Pinturicchio ſollte nämlich die Thaten des Aeneas Sylvius Piccolomini, nachmaligen Papſtes Pius II., in Gemälden darſtellen. Rafael, dieſer Einladung folgend, kam um 1503 nach Siena, und fertigte die Entwürfe zu dieſen Gemälden, führte auch einige Cartons und Zeichnungen ſelbſt aus. Florenz war damals durch den hohen Sinn der Mediceer zu einer Weltſtadt der Künſte geworden. Dort wirkten Leonardo da Vinci und Michel Angelo; dorthin zog es daher den Jüngling Rafael mit mächtigem Drange. Seinen erſten Ausflug nach Florenz unternahm er gegen das Ende des Jahres 1504. Hier, auf dem Boden, wo in vielverzweigten Aeſten die Kunſt am kräftigſten Urſtamme immer neue Blüten trieb, hier entzündete er ſeinen Geiſt an vorher noch nie geſehenen großen Muſtern, und während er bisher, obſchon ſtets mit vorwaltendem höheren Streben, ſeiner früheren Schule mit gläubig ausſchließender Liebe angehangen, ging von da an jene künſtleriſche Umwandlung mit ihm vor, die ihn in wenigen Jahren das Höchſte, Herrlichſte erſchaffen ließ. Jetzt trat, nachdem er ſeinen Styl durch das Studium der Werke Leonardo's geläutert hatte, ſeine zweite Periode ein. Nachdem er unterdeſſen längere Zeit in Urbino und Perugia verweilt und gewirkt hatte, kehrte er nach Florenz zurück. Bei dieſem zweiten Aufenthalte fand ſein unaufhörlich nach Vervollkommnung ringender Geiſt erſt volle Befriedigung; doch nicht mehr in der Förmlichkeit einer neuen Schule oder Akademie, ſondern in der freien geiſtigen Anſchauung der Werke fremder Meiſter und im Genuſſe der Seelenverwandtſchaft mit ihnen. Mit Giotto, Angelico da Fieſole, den beiden Gaddi und Anderen mag er ſich wohl, bei eigener beſſerer Form und freieren Umriſſen, im Beſitze gleicher Zartheit der Empfindung und Tiefe des Ausdrucks

gefühlt haben; aber in den Werken Ghirlandajo's und vorzüglich in jenen des Maſaccio, fand er, wonach er am meiſten ſtrebte: einen durchgängig größeren Styl in den Formen, Gewändern und Umriſſen. Ein zartes Freundſchaftsverhältniß, auf geiſtigen Austauſch und gegenſeitige Belehrung begründet, verband ihn mit dem frommen Fra Bartolomeo; er lernte von ihm in der Färbung und im Style der Gewänder, wogegen Bartolomeo durch Rafael ſich in der Perſpective vervollkommnete. Noch mit andern ausgezeichneten Künſtlern befreundete er ſich in Florenz. Ridolfo Ghirlandajo, Ceſare da Seſto, mit dem er immer im Wetteifer ſtand, Baſtiano da San Gallo waren es, mit denen er ſich verband. Nicht gleicher Weiſe vermochte er die Gunſt des ſchwer zugänglichen Michel Angelo zu erlangen; denn dieſer Gewaltige ſtimmte nicht zu Rafael's zartem, ſinnigen Gemüthe. Was er übrigens in ihm ſelbſt nicht finden konnte, das ſuchte er in deſſen Werken; die Derbheit der Form hatte er von ihm. Rafael verſchmähte aber auch das Studium am Plaſtiſchen nicht; er fühlte deſſen Schönheiten, und Donatello's wie Ghiberti's große Werke waren es, nach denen er eifrig ſtudierte. Es war dies ſeine zweite Schule, aber die Hochſchule, wo er Alles mit ſeinem regeren Gefühle, mit ſeiner reiferen Wiſſenſchaft, auf die ihm eigene Weiſe verbinden und doch Rafael bleiben konnte. Im Jahre 1507 kam Rafael zum dritten Male nach Florenz. Auch diesmal waren ſeine Stunden der Kunſt geweiht, die er bei Ablaufe ſeiner zweiten Periode bereits mit gediegener Vollendung begrüßte; unaufhaltſam ſchritt er von dürftigen Anfängen durch Richtigkeit der Umriſſe, natürliche Lagen der Figuren und Gewänder, durch Schicklichkeit der Anordnung und lebendige Darſtellung, zur höchſten Fülle von Anmuth und Schönheit fort. Bis zur Mitte des Jahres 1508 hatte Rafael für verſchiedene Städte Italiens viele und treffliche Werke, doch nur von geringerem Umfange, verfertigt. Gern hätte er nun die Reſultate ſeines Studiums durch ein öffentliches, umfaſſenderes Denkmal dargelegt, und auch dazu ſollte ſich ihm nunmehr die Gelegenheit darbieten. Papſt Julius II., der in Rom die vorzüglichſten Künſtler verſammelte, um durch ihre Werke ſeinen Namen zu verewigen, berief ihn nach Rom, und Rafael folgte dieſem Rufe in der zweiten Hälfte des Jahres 1508. Der Papſt, der ihn mit Auszeichnung empfing, trug ihm auf, einige Zimmer und einen Saal des alten päpſtlichen Palaſtes mit Malereien zu verzieren, von denen drei mit dem erwähnten Saale zu Stande kamen. Die Gemächer führen den Namen Stanze di Rafaello. Rafael ſetzte dieſe Arbeit unter Leo X. fort, wurde aber durch den Tod verhindert, ſie völlig

zu Stande zu bringen, und konnte daher zu den Gemälden der ſogenannten Sala di Costantino nur Zeichnungen hinterlaſſen, die von ſeinen Schülern unter Clemens VIII. ausgeführt worden ſind. In dieſen Gemälden wächſt Rafael's Genius gleichſam vor dem Auge des Beſchauers; denn mit Bewunderung nimmt man in der Folgereihe dieſer Werke wahr, wie er mit jedem neuen derſelben an Hoheit, Kraft und Ausdruck gewinnt. Die Hauptbilder, welche Rafael im Vatican gemalt, ſind folgendermaßen charakteriſirt worden: in der »Diſputa" ſei die Natur am getreueſten und gewiſſenhafteſten nachgeahmt; im »Parnaß" habe er am ſchönſten gedichtet; in der »Schule von Athen" den feinſten Geſchmack und den weitſten Umfang ſeiner Gedanken gezeigt; im »Heliodor" ſei der Styl größer und der Schwung der Gedanken erhabener; die »Meſſe von Bolſena" hingegen habe unter allen das ſchönſte Colorit, die kühnſte Behandlung. Um dieſe Zeit wirkte auch Michel Angelo auf ihn ein, nur daß Rafael alle Eindrücke ſelbſtſtändig aufnahm und als Originalität und Eigenthümlichkeit zurückgab, wobei nie auch nur der Schein einer Nachahmung aufkommen konnte. So kam es, daß Michel Angelo's muskelreiche Formen, ſeine kühnen Umriſſe und kraftvollen Stellungen ſich unter Rafael's Hand in geſtaltenvolle Anmuth und in ein reiches Leben der Schönheit verwandelten, und ſo ward Rafael der Erfinder und Stifter des neuen, vollkommeneren maleriſchen Geſchmacks. Als der Papſt Julius II. das Gemälde der Theologie (Disputa) betrachtete, fühlte er ſich von dem Anblicke hingeriſſen und rief ſtaunend aus: »Wie! Dieſer Knabe?" Der beſcheidene Jüngling Rafael, der daneben ſtand, war bis zu Thränen gerührt, und in tiefer Demuth niederkniend, empfing er den Segen des heiligen Vaters. Für jedes der großen Wandgemälde erhielt er 1200 Goldſcudi oder etwa 2000 Piaſter. Der »Heliodor" iſt das erſte Gemälde, in welchem Rafael momentane heftige Bewegungen anbrachte, während, nach der Art der älteren Maler, in ſeinen früheren Werken alle Stellungen entweder ruhig, oder ruhig bewegt ſind. Wahrſcheinlich bald nach Vollendung der Gemälde in der dritten Stanze erhielt Rafael von Leo X. den Auftrag zur Verfertigung der Cartons zu den berühmten Tapeten, welche der Papſt zu Arras in Flandern verfertigen ließ. Obgleich dieſe Teppiche, wie ſie jetzt geſehen werden, nur der Schatten ihrer Urbilder ſind, und wie viel auch die Darſtellungen unter den geiſtloſen Händen der Teppichwirker eingebüßt haben, ſo geben ſie, nach dem Urtheile Sachverſtändiger, doch einen höheren Begriff von Rafael's Kunſt, als ſelbſt die Stanzengemälde, ja die Kunſt ſoll, wie Lanzi behauptet, darin ihr Höchſtes

erreicht und die Welt gleich Schönes ſeitdem nie wieder geſehen haben. Nach Herſtellung der Stanza d'Eliodoro erblicken wir Rafael in einem ganz neuen Wirkungskreiſe, nämlich als Baumeiſter. Die großen Künſtler jener Zeit pflegten ſich nicht auf eine der bildenden Künſte einzuſchränken; faſt alle geſchickten Maler beſchäftigten ſich auch mit der Baukunſt. Rafael ſtudirte dieſelbe ſchon in ſeiner Jugend unter ſeinem Oheim Bramante, ſtand in techniſchen Kenntniſſen keinem ſeiner Zeitgenoſſen nach, und übertraf ſie ſogar in Anſehung des Geſchmacks. So konnte denn Bramante, als Baumeiſter des Peterdomes zu Rom, bei ſeinem Tode Rafael als den Einzigen erklären, den er für fähig hielte, den Bau der Kirche zu leiten. Rafael wurde daher beauftragt, einen Plan und ein Modell des Baues zu verfertigen, das die vollkommene Zufriedenheit des Papſtes Leo X. erlangte, worauf Letzterer in einem Breve vom 1. Auguſt 1514 dem Künſtler die oberſte Leitung des Baues übertrug. Da Rafael in dieſem und andern Werken ſeine Tüchtigkeit in der Architektur erprobt hatte, ſo gab ihm der Papſt auch den Auftrag, die ſchon unter Julius II. von Bramante angefangenen Loggien, eines der ſchönſten Bauwerke des neuen Roms, zu vollenden. Da Leo auch dieſer Arbeit ſeine Anerkennung nicht verſagen konnte, und er wünſchte, daß der äußeren Pracht der innere Schmuck entſprechen möchte, ſo übertrug er dem Künſtler jetzt auch die Ausführung des Letzteren. Es führt daher die erſte Arcadenreihe im zweiten Stockwerke dieſes Gebäudes den Namen der Rafaeliſchen Loggien, weil ihre ſämmtlichen Zierrathen nach der Erfindung und Angabe Rafael's ausgeführt ſind. In Hinſicht der harmoniſchen, aus Einem Geiſte hervorgegangenen Vereinigung der Baukunſt, Malerei und Plaſtik gewährt kein Ort in Rom einen ſo vollkommenen Begriff, wie dieſer. Die berühmten Gemälde dieſer Loggien ließ Rafael nach ſeinem Entwurfe durch ſeine vorzüglichſten Schüler, die hiſtoriſchen namentlich durch Giulio Romano, ausführen. In einem Breve vom 27. Auguſt 1515 ernannte ihn der Papſt zum Präfecten über die Ausgrabungen und über Alles, was die Alterthümer betraf. Von dieſer Zeit an beſchäftigte ihn der glänzende, alle bekannten früheren, gleichzeitigen und ſpäteren Unternehmungen übertreffende Plan zur Wiederherſtellung der alten Stadt. Dadurch aber erregte er die Bewunderung des Papſtes und aller Römer in ſolchem Grade, daß man ihn wie ein höheres Weſen betrachtete, vom Himmel geſendet, um die Majeſtät der ewigen Stadt zu erneuern. Er hatte die Gebäude mit der Magnetnadel ausgemeſſen und, nach dem Berichte eines Zeitgenoſſen, die

Verhältniſſe, Formen und Verzierungen der alten Gebäude Rom's ſo klar dargeſtellt, daß man das alte Rom nicht geſehen zu haben brauchte. Der frühe Tod des Künſtlers hintertrieb die Ausführung des großen Werkes. Doch rettete er viele alte Denkmäler, ſammelte mit liebevoller Sorgfalt die Werke der alten Sculptur und ſchützte ſie vor dem Verfalle; ihm verdanken wir die Erhaltung des Pantheons und vieler anderer, in chriſtliche Kirchen verwandelter, alter Tempel. Zu bewundern iſt es, wie Rafael ſo vielen Unternehmungen zugleich vorſtehen konnte: aber ſo unerſchöpflich, wie der Reichthum ſeiner Fantaſie, war ſeine Thätigkeit. Sie erſtreckte ſich ſogar auch auf die Plaſtik, eine Kunſt, in welcher er jedoch nur gezeigt hat, was er hätte leiſten können, da wir nur von der Figur eines Kindes wiſſen, die er trefflich in Marmor ausgeführt. Wenn Rafael als Maler heiliger Gegenſtände ſeinen höchſten Ruhm erreicht, ſo tritt uns in den Gemälden der Farneſina (einer kleinen römiſchen Villa in Traveſtere, nach ihrem Beſitzer, dem Cardinal Alexander Farneſe benannt) eine neue Welt entgegen, worin er das Heitere und Gefällige mit einer nicht minder umfaſſenden Einbildungskraft zu ſchildern vermochte, als das Große und Erhabene. Hier malte er in der gegen den Garten gerichteten Loge die reizende Fabel von Amor und Pſyche in einer großen Anzahl von Compoſitionen, in denen Anmuth und Liebreiz um den Vorrang ſtreiten; ein ähnlicher Geiſt ſpricht aus der ſogenannten Darſtellung der Galathea, in der gegen die Tiber gerichteten Loge der Villa Farneſina. Sein letztes Werk war die, in vielen Copien verbreitete, berühmte Transfiguration, ein Meiſterſtück des Ausdrucks und der poetiſchen Erfindung, das er jedoch nicht mehr vollenden konnte und welches daher von ſeinem Freunde und Erben ſeiner Bilder, Giulio Romano, vollends ausgeführt wurde. — Man unterſcheidet in Rafael's Wirken drei Hauptepochen ſeiner Bildung und Entwickelung. Die ſogenannte erſte Manier beginnt von der Schule des Perugino und reicht bis zu Rafael's Abſchied aus derſelben. Man bemerkt in den Gemälden dieſer Periode, ſowohl in der Zeichnung, als in der Färbung, die Art ſeines Meiſters. Die Formen ſind mager und unvollkommen, das Colorit blaß und dürftig. Die Werke, welche in Rafael's zweiter Manier entſtanden, fallen in die Zeit ſeines erſten Aufenthalts in Florenz bis zu ſeiner Abreiſe nach Rom, oder bis zum Gemälde der »Diſputa.« In dieſer Zeit entwickelte Rafael mehr Großartigkeit der Form und größere Farbenkraft. Die dritte Manier iſt in den römiſchen Bildern herrſchend; die »Schule von Athen« macht den Uebergang. Hier wird Rafael in der Zeichnung und in der

Behandlung freier, und entwickelt Großartigkeit und Majestät, so wie Kraft des Kolorits. Diejenigen, welche auf Innigkeit und Naivetät, Frömmigkeit und Anmuth sehen, werden den Bildern der ersten und zweiten Manier den Vorzug geben; diejenigen aber, welchen Klarheit, Großartigkeit und Majestät das Liebste, ziehen die Bilder aus der dritten Manier allen übrigen vor. In diesen herrscht weniger Innigkeit und weniger Tiefe des Ausdrucks. — Rafael blieb unvermählt. Der feurige Künstlergeist, der in süßer Flatterhaftigkeit das weite Reich der Schönheit durchschwärmte, sträubte sich gegen die Fessel der Ehe. Sein Freund, der Cardinal Davizio da Bibiena, wünschte ihm seine Nichte Maria zu vermälen. Rafael hatte keinen Vorwand, diese ehrende und vortheilhafte Heirath geradewegs auszuschlagen; aber er wußte diese Angelegenheit hinauszuziehen, und die holde Maria Bibiena starb noch vor ihm als seine Braut. Man hat gesagt, zu wenig Maß im Genusse der Liebe habe Rafael's frühen Tod herbeigeführt; doch sind keine Beweise dafür vorhanden, und die Wahrscheinlichkeit widerspricht dem sogar. Zwar weiß man, daß Rafael in zärtlichem Verhältnisse mit einer schönen jungen Italienerin, die wir unter dem Namen der Fornarina kennen und deren Bildniß er uns in vielen Gemälden hinterließ, gestanden; doch diese Flamme war rein, denn sie leuchtete dem Künstler eine Reihe von Jahren mit ungetrübtem Glanze und begeisterte ihn zu herrlichen Werken. Fornarina diente ihm häufig zum Modell, und Rücksichten für das Wesen, welches sich ihm ganz anheimgegeben, mochten ihn auch von jeder andern Heirath abziehen. Mit Achtung müssen wir der Jungfrau gedenken, die nur ihm lebte und in deren edlen Formen ihm eine Welt der Schönheit aufging. Nicht Unmäßigkeit im Genusse, sondern geistige Anstrengung riß Rafael so frühzeitig in die Gruft hinab. Wir haben gesehen, welch' eine Last von Arbeiten der Künstler auf sich gebürdet; sein zarter und nervenser Körper erlag der zu schweren Bürde. Mit einem Fieber kam er eines Tages nach Hause; ein unzeitiger Aderlaß machte das Uebel tödtlich. Als er sein Ende nahen sah, schickte er seine Fornarina aus dem Hause, um, durch keinen irdischen Gedanken mehr abgezogen, als Christ zu bereuen und sich vorzubereiten. Er machte sein Testament, verordnete, auf seine Kosten einen Tabernakel in S. Maria Rotonda und einen Altar mit der Statue der heiligen Jungfrau zu errichten, und wählte sich dort seine Ruhestätte. So starb er, nach zweiwöchentlicher Krankheit, zu Rom an seinem Geburtsfeste, dem Charfreitage, den 6. April 1500, erst 37 Jahre alt. Ganz Rom versank in Schmerz, als der edle Geist entfloh, durch dessen Schöpfungen sich die

Gottheit ſo herrlich offenbart hatte. Seine Freunde und Schüler jammerten laut; ſelbſt der greiſe Papſt konnte ſeiner Trauer nicht gebieten. Sein Leichnam wurde auf einem prächtigen Katafalk in ſeinem Studienſaale, im Angeſichte ſeines letzten erhabenen Werkes, der Transfiguration, die über ſeinem Haupte hing, öffentlich ausgeſetzt, und von dort in die Rotunda, das alte Pantheon, zur Ruhe gebracht. Unter dem Altare mit Lorenzetti's Statue der heiligen Jungfrau, ſenkrecht unter derſelben, unter einem eigens dazu conſtruirten Bogen, ſchlummert Rafael, und die Statue der Madonna ſelbſt dient ihm zum Grabmal. Bei einer Nachſuchung am 16. September 1833 fand man dort ſein wohlerhaltenes Skelet mit dem Schädel; ſo daß alſo, wie ſich auch durch Documente erwieſen, die Akademie von S. Luca bisher einen fremden Schädel, als dieſem Künſtler angehörig, verwahrt hatte. Unter Feierlichkeiten, die vollkommen jenen einer päpſtlichen Beiſetzung gleichkamen, wurden die ehrwürdigen Ueberreſte am 18. October ihrem Grabe zurückgegeben. Rafael war feurig, aber ſanft, heiter und harmlos, wohlwollend, gefällig und leicht einzunehmen. Er war mittler Statur; ſein Skelet, wie man es 1833 fand, maß nicht mehr als 7½ Palmen oder Spannen. Seine Züge, in denen er ſeiner anmuthigen und edelgeſtalteten Mutter ähnelte, waren von regelmäßiger Schönheit; ſein Auge klar, rein und ſeelenvoll, die Form des Kopfes oval und die Haare anfangs blond, bis ſie ſich mit den Jahren leicht zum Bräunlichen hinneigten. So ging er jung und herrlich, ſchön und lächelnd durch das Leben, frühzeitig erbleichend, wie die Lieblinge der Götter. In der kurzen Lebenszeit von 37 Jahren hatte er die Welt mit ſeinem Ruhme und ſeinen Werken erfüllt, in jeder Sphäre der bildenden Kunſt das Höchſte geleiſtet, als Maler das Heilige und Ewige in göttlichen Formen abgeſpiegelt und einen Tempel gegründet, deſſen Dauer nicht blos für dieſe Zeit.

Bartolomeo Esteban Murillos.

Geboren 1618. Gestorben 1682.

Lange hatte die Malerei in Spanien demselben unfreien, in eine stehende Manier abgesperrten, nationalen Typus gehuldigt, wie die dortige Poesie. Die großen Muster Italiens bleiben ungekannt, wenigstens unbeachtet, da der Spanier Allem, was nicht in das Costum seiner Nationalität gekleidet war, mit eigensinnigem Stolze den Rücken kehrte und alles Nichtspanische als ein modificirtes Barbarenthum betrachtete. Die Malerei war so ziemlich bei der längst abgeschiedenen byzantinischen Schule stehen geblieben; höchstens daß sie deren starren und gespreizten Formen einige südliche Glut einhauchte und sie mit südlicher Anmuth belebte. Erst Diego Velasquez entzündete in Madrid den Sinn für die hohen Kunstschöpfungen Italiens; aber der hier erweckte Sinn konnte nicht so schnell in die übrigen Theile des großen Reiches dringen, bis ein jenen großen Mustern verwandter Geist endlich ganz Spanien für die Herrschaft der neuen, verjüngten Kunst eroberte, und dieser Geist war Murillos. Derselbe war aus Sevilla gebürtig; sein großes Talent für die Kunst offenbarte sich schon in früher Jugend. Einer seiner Anverwandten, Juan del Castillo, ertheilte ihm den ersten Unterricht im Zeichnen. Murillos schritt rüstig auf seiner Künstlerbahn vorwärts, und als nach einiger Zeit sein genannter Meister nach Sevilla übersiedelte, bedurfte er desselben schon nicht mehr, sondern arbeitete fleißig weiter ohne fremde Anleitung. Er hatte sich bereits große technische Routine angeeignet, und in der Farbengebung, obschon sie nicht frei von Manier war, übertraf er die meisten Maler Spaniens. Sevilla hat mehrere Gemälde aus dieser seiner ersten Periode aufzuweisen. Einen Hauptplatz für den Absatz seiner Heiligengemälde aber hatte er sich in der neuen Welt gegründet. Dies brachte ihm eine hinlängliche Summe ein, um, zu seiner vollkommeneren Ausbildung, 1643 sich nach Madrid zu begeben, wo der berühmte Velasquez ihn mit bereitwilliger Güte empfing, ihm Gelegenheit gab, die Werke Tizian's, Rubens, Van Dyk's zu copiren, und ihm zugleich durch seine eigenen Werke ein Vorbild ward. Hier veredelte Murillos

ſeinen Styl und erweiterte die Gränzen ſeines Wirkens. Die Vielſeitigkeit der Niederländer entfaltete auch die Schwingen ſeines Talents für ein größeres Feld. Er blieb nicht mehr bei Heiligenbildern allein ſtehen; auch die profane Welt, die in ihrer Lebenswahrheit ſich unmittelbar an das Ideale anſchließt und den nothwendigen Uebergang zu dieſem bildet, lieferte ihm Geſtalten und Stoff. Er verſuchte ſich nun in jenen ländlichen und bürgerlichen Scenen, die, in ſeinem Vaterlande neu, erſt die ganze Größe ſeines Genies zeigten. Die Niederländer waren ihm dabei Vorbilder; aber er erhob das Gedrückte, Unbedeutende oder Obſköne, zu welchem dieſelben häufig herabſtiegen, durch ſpaniſchen Adel, ſtrebte ſelbſt in ſeinen Bambocciaden den Geſetzen der Schönheit in der Form und Darſtellung nach, gewann dadurch den Sinn ſeiner Landsleute für ein ausgedehnteres Gebiet der Kunſt, als man bisher dort hatte wollen gelten laſſen, und bewirkte auf ſolche Weiſe, der Idylle und dem Genre, das Bürgerrecht in ſeinem ſtolzen Vaterlande, indem er ihnen den höhern Typus der Nationalität verlieh. Als er daher 1645 nach Sevilla zurückkehrte, ernteten ſeine Gemälde im Kloſter S. Francisco ungetheilte Bewunderung. Ein neuer, vorher unbekannter Geiſt leuchtete aus denſelben heraus; die Vorzüge eines Van Dyk, Spagnoletto, Velasquez ſchienen ſich in ihnen zu vereinen, Rubens großartige Conception, gemildert durch ſüdliche Anmuth und ſpaniſchen Anſtand, darin aufzuleben. Er galt mit Recht als Spaniens Rubens und ward der Fürſt, der Schöpfer der Schule von Sevilla. Alles bemühte ſich um Werke von ſeiner Meiſterhand. Seine glänzendſte Epoche war die von 1670 — 1680, innerhalb deren er, nebſt manchen anderen, acht große Werke für die Kirche des Hoſpitals S. Jorge della Caridad malte. Der Ausdruck ſeiner Köpfe, die Gediegenheit der Zeichnung, die ſelbſt in der ſchwierigſten anatomiſchen Durchführung ſich nicht verläugnete, die vollendete Kraft und Schönheit ſeines Colorits, die Lebendigkeit und Leichtigkeit der Gruppirung, ſtellten ihn Rubens an die Seite, während ſeine Meiſterſchaft und Sinnigkeit in der Anwendung und Vertheilung des Lichtes, an Correggio zu erinnern ſchien. Wie ſein großes Muſter der Malerkunſt in Spanien einen neuen Aufſchwung gab, ſo förderte er dieſelbe auch noch kräftig durch eine Akademie zu Sevilla, deren Gründung er gegen alle Schwierigkeiten durchſetzte und derſelben ſeit 1660 vorſtand. Leider verließen, nach ſeinem Tode, ſeine Schüler ſehr bald die ruhmvolle Bahn, die er ihnen vorgezeichnet hatte, und verſanken in Manier und Unbedeutenheit, ſo daß die ſpaniſche Malerſchule überhaupt von keiner langen Dauer war.

Murillos war eben zu Cadix mit Vollendung eines großen Altarblattes für den Orden der Capuziner beſchäftigt, als er an einem unglücklichen Falle lebensgefährlich erkrankte. Er wollte in Sevilla ſterben, wo der Tag ſeines Lebens, der Morgen ſeines höhern Ruhmes zuerſt angebrochen. Dorthin ließ ſich der kranke Meiſter bringen, und gefaßt erwartete er im Schooße der Heimat die Stunde, die ſeine Augen für die Erde ſchloß.

William Wilberforce.

Geboren 1759. Geſtorben 1833.

Im Pantheon der Freunde der Menſchheit hat ſich William Wilberforce durch ſeine eifrige Bekämpfung des Sklavenhandels einen unvergänglichen Ehrenplatz geſichert. Er ſtammt aus Hull, trat zu Cambridge, wo er ſtudirte, mit dem großen Pitt in ein enges Freundſchaftsverhältniß, und gelangte 1780 in's Parlament. Schon 1785 hatte die Stadt Bridgewater, auf Antrieb George White's und John Cubb's, an das engliſche Parlament die erſte Bittſchrift um Abſchaffung des Sklavenhandels gerichtet, denen ſpäter hunderte von Bittſchriften aus allen Diſtricten folgten, und 1787 kündigte Wilberforce ſeine erſte Motion im Unterhauſe an, welche von Pitt unterſtützt wurde. Da jedoch mannigfaltige Intereſſen dabei auf dem Spiele ſtanden, ſo erfuhr die Angelegenheit auch vielſeitigen Widerſpruch und konnte lange nicht zur Entſcheidung kommen. Aber ungeachtet aller Hinderniſſe ermüdete Wilberforce nicht, dieſen Gegenſtand im Parlamente wiederholt zur Sprache zu bringen; Männer, wie Pitt, Fox, Grenville u. A., unterſtützten ſein menſchenfreundliches Bemühen. Endlich, nach beinahe zwanzigjährigem Kampfe, erreichte er wenigſtens für England ſeinen Zweck; denn am 25. Februar 1807 erfolgte die gefeierte Acte, welche den britiſchen Sklavenhandel unverzüglich abſchaffte. In Frankreich, Spanien und Portugal währte dagegen der Menſchenhandel noch immer fort; doch erklärte die erſtgenannte Macht im Pariſer Frieden 1814, dieſen Handel innerhalb fünf Jahren aufhören laſſen zu wollen. Der engliche Geſandte, Lord Caſtlereagh,

nahm nun dieſen Gegenſtand beim Wiener Congreſſe auf, und Wilberforce veröffentlichte ein denkwürdiges Schreiben an Talleyrand, als Congreßgeſandten, worin er alle Gründe der Nothwendigkeit der Abſchaffung des Sklavenhandels mit Geiſt und Scharfſinn entwickelte. Wilberforce verſäumte keine Gelegenheit, für jenes große Ziel zu wirken. Er rügte 1815 im Parlamente öffentlich die fortdauernde Einführung von Sklaven in den britiſchen Colonien, und beantragte ſpäter, obſchon erfolglos, die Freilaſſung der ſchwarzen Sklaven in den Colonien; wiewohl er ſich 1807 einem ähnlichen Antrage Lord Percy's widerſetzt hatte, weil eine falſche Maßregel ihm damals gefährlich und ungerecht gegen die Pflanzer däuchte. Die Regiſtrirung der auf den Colonien vorhandenen Sklaven, welche auf Trinidad, als einer neuen Erwerbung, 1812 eingeführt, auf Jamaica 1817 verſucht wurde, konnte, ungeachtet aller Bemühungen des raſtloſen Wilberforce, nicht zu einer allgemeinen Maßregel gemacht werden. Aber eine Frucht ſeines Eifers war es, daß Spanien in einem am 23. September 1817 mit England geſchloſſenen Vertrage, den Sklavenhandel vom 30. Mai 1820 an in der ganzen ſpaniſchen Monarchie aufzuheben ſich verpflichtete, wogegen England den bisher mit dieſem Handelszweige beſchäftigten ſpaniſchen Unterthanen eine Entſchädigung von 400,000 Pf. St. zahlte. Mit Portugal wurde 1818 ein ähnlicher Vertrag geſchloſſen. Als aber dennoch von Franzoſen und Portugieſen der Sklavenhandel fortbetrieben wurde, ſetzte Wilberforce im Juni 1821 im Unter- und Oberhauſe den Beſchluß zu einer Vorſtellung durch: »daß die britiſche Regierung bei der franzöſiſchen auf die Erfüllung der, wegen gänzlicher Abſchaffung des Sklavenhandels eingegangenen Verpflichtungen dringe.« Da übrigens Wilberforce ſeit 1817 ſah, wie wenig die Bill gegen den Sklavenhandel zum Beſten der Colonien fruchtete, und da er mit ſeiner Regiſter-Bill nicht durchdringen konnte, begann er zu dem letzten und entſcheidenden Schritte Anſtalt zu machen. Mehrere Jahre hindurch waren die politiſchen Verwickelungen, der Prozeß der Königin und andere große Sorgen des Parlaments hinderlich. Aber 1823 trat Wilberforce mit einem Manifeſte auf, welches den traurigen Zuſtand der Sklaven ſchilderte und die Stimmung des Landes für eine allmälige Umwandlung der Sklaven in freie Bauern zu gewinnen ſuchte. Selbſt weſtindiſche Sklavenbeſitzer wurden durch dieſe Schrift erſchüttert und zu freiwilliger Entlaſſung ihrer Sklaven bewogen. Doch vergingen noch anderweite zehn Jahre, bis daß die öffentliche Meinung ſo entſchieden für die Sache der Sklaven ſich kundgab, daß vom Miniſterium ſelbſt die Durch-

führung einer Emancipationsmaßregel ausgehen mußte. Am 25. Auguſt 1833 erhielt eine Bill die königliche Genehmigung, welche die Entſchädigungsſumme für die Pflanzer feſtſtellte und allen Kindern unter ſechs Jahren vom 1. Auguſt 1834 an die Freiheit gab, die Erwachſenen aber der ſogenannten Lehrlingszeit unterwarf, welche für die Hausſklaven bis zum 1. Auguſt 1838, für die Feldſklaven bis zum 1. Auguſt 1840 dauern ſollte. Wilberforce ſollte dieſen vollſtändigeren Erfolg ſeines dreißigjährigen Strebens nicht ganz erleben. Schon 1826 hatte eine Krankheit ihn genöthigt, ſich aus dem Unterhauſe zurückzuziehen. Zwar trat er ſpäter wieder ein; aber am 28. Juli 1833 verſchied er zu London. Alle Parteien vereinigten ſich in ſeinem Lobe und bewirkten ſeine Beiſetzung in der Weſtminſter-Abtei. Ueber dem Grabe des edlen Mannes trieb der Baum, den er ſo raſtlos gepflegt, endlich die ſchönſte Frucht: ſeit dem 1. Auguſt 1838 beſitzt Großbritannien keine Sklaven mehr, und gegen das Ende des Jahres 1841 wurde zwiſchen den fünf Großmächten Europa's ein Vertrag zu Unterdrückung des Sklavenhandels abgeſchloſſen.

Reginald Heber.

Geboren 1783. Geſtorben 1826.

Unter den freundlichſten Geſtirnen der Menſchheit glänzt der Name Reginald Heber's, des Weiſen, des Wohlthäters, des Freundes des ſterblichen Geſchlechtes, deſſen ewige Güter er als treuer Prieſter verwaltete. Er erblickte das Licht den 21. April 1783 in Yorkſhire; ſeine Familie war angeſehen und mit Glücksgütern geſegnet. Fleißig, lernbegierig, und milden Herzens zeigte er ſich ſchon als Knabe; ſeine Mutter war, wie man erzählt, genöthigt, ihm die Banknoten in der Taſche feſtzunähen, damit er ſie nicht jedem Bittenden hingäbe. Sieben Jahre alt, überſetzte er die Fabeln des Phädrus in engliſche Verſe, und um bei'm Arbeiten nicht vom Schlafe übermannt zu werden, pflegte er ſich bisweilen den Kopf mit naſſen

Tüchern zu umwinden. Durch ſein religiöſes Gedicht: „Paläſtina,“ erwarb er 1803 auf der Univerſität zu Oxford einen Preis; dasſelbe fand in ganz England den lebhafteſten Anklang, wurde in die wäliſche Sprache überſetzt, und, als Oratorium componirt, bei vielen geiſtlichen Feſten in England aufgeführt. 1806 unternahm er eine Reiſe durch Schweden, Norwegen, Finnland, Rußland und Deutſchland, brachte erweiterte Anſichten und ſchätzbare Materialien zurück und gewann eine beſondere Anhänglichkeit an die deutſche Sprache, in welcher er ſogar, und zwar nach Voß's Vorbilde, zu dichten verſuchte, während ſeine engliſchen Poeſien Walter Scott zum Muſter nahmen. Mit hoher Gewiſſenhaftigkeit und Berufsliebe verwaltete er von 1807 — 22 das Pfarramt zu Hodnet in Shropſhire. In jeder Hütte, mit jedem Kinde bekannt, Allen ein Rather und Helfer, war er in ganz England als warmer, vorurtheilsfreier Kämpfer für ſeine Kirche, als geiſtlicher Dichter, als Forſcher in der Schrift und in der Geſchichte verehrt. Da erhielt er den Ruf zum Bisthum Calcutta. Doch geſchah dies nur, um ihn zu ehren; man wünſchte und glaubte nicht, daß er, dem die höchſten Stellen in England offen ſtanden, dieſen Ruf annehmen und in das »mörderiſche Tropenland« gehen würde. Aber Heber ſah dies als einen Ruf des Himmels an, und allen Freuden und Bequemlichkeiten der Heimat, allen glänzenden Ausſichten entſagend, ſegelte er, nachdem er in einem eben ſo rührenden, als meiſterhaften Hirtenbriefe von ſeiner Gemeinde Abſchied genommen, 1823 nach Indien. Im Beſitze aller nöthigen Mittel und der möglichſten Kenntniß der orientaliſchen Sprachen, voll Liebe und Ausdauer, trat er im Juni 1824 ſeine erſte Reiſe an, beſuchte die weſtlichen flachen Theile Bengalens bis Dhaka, ſchiffte den Gangesſtrom hinauf, beſuchte das Gebirgsvolk der Puharri, ſah das alte Patna und das uralt heilige Benares. Von Allahabad wandte er ſich nördlich abwärts vom Ganges in das den Engländern verbündete Königreich Oudh, und drang bis Almorah, der äußerſten britiſchen Beſitzung, wo er die majeſtätiſchen Eisgipfel des Himalaya ſah. Dann ſüdwärts einbiegend, beſuchte er die Kaiſerſtadt Delhi, und durch die Staaten von Radſchputana über Jugerit nach Bombay reiſend, ſegelte er im Auguſt 1825 nach Ceylon. Von dort kaum nach Calcutta zurückgekehrt, trieb ſein raſtloſer Eifer ihn zur zweiten Viſitationsreiſe nach der Küſte von Coromandel, wo in Tritſchinopoli den 3. April 1826 ihn, eine Folge ſeiner Anſtrengungen, ein frühzeitiger Tod ereilte. Tief und allgemein war der Schmerz um ſeinen Verluſt, Alles ſtrebte ſein Andenken zu feiern; denn wo immer er erſchienen, bei Hindus,

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Moslems und Chriſten, war er als ein Bote des Friedens und der Verſöhnung gekommen; der Sektengeiſt verſtummte in der Bewunderung dieſes Edlen und Weiſen. Für das Chriſtenthum in Indien wollte er nur durch Ausdehnung des Schulunterrichts, nicht durch Eifererſinn wirken. Seine Nachrichten über den gegenwärtigen Zuſtand Indiens („Narrative of a journey through the upper provinces of India"), die ſich durch wahrheitgetreue Auffaſſung und edlen Vortrag, wie durch poetiſches Gemüth auszeichnen, werden lange als Quelle und als Muſter dienen. 1829 wurde ihm in der Kirche zu Hodnet ein Denkmal errichtet.

Turenne.

Geboren 1611. Geſtorben 1675.

Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte von Turenne, einer der größten Feldherren Frankreichs, war ein Sohn Henri's de la Tour d'Auvergne, Herzogs von Bouillon, und Eliſabeth's von Oranien. Zu Sedan kam er auf die Welt. Schon als Kind äußerte ſich ſeine Liebe zum Kriegerſtande, für welchen ſein Oheim, der berühmte Prinz Wilhelm von Naſſau, ihn bildete. 1634 erhielt er ein franzöſiſches Regiment, zeichnete ſich bei der Belagerung von Lamothe in Lothringen aus, und wurde, auf des Marſchalls la Force Empfehlung, zum Marechal de Camp ernannt. Wegen ſeiner bei der Belagerung von Breiſach bewieſenen Tapferkeit, wollte ihn der Cardinal Richelieu mit einer ſeiner Nichten vermählen. 1639 nach Italien geſendet, hob er die Belagerung von Caſale auf und ſiegte bei Montcallier. 1643 vollführte er die wichtige Eroberung von Rouſſillon, empfing 1644 den Marſchallsſtab von Frankreich, und das Obercommando über die Armee in Deutſchland, für deren Bedürfniſſe er aus eigenen Mitteln ſorgte. Nachdem er den Rhein überſchritten, ſchlug er Merci's Bruder, unterſtützte Enghien's Operationen, erlitt 1645 bei Mergentheim eine Niederlage, tilgte ſie aber drei Monate ſpäter durch den Sieg bei Nördlingen. Im fol-

genden Jahre ſtieß er, nach einem weiten Marſche, zu dem ſchwediſchen Heere unter Wrangel, ſiegte mit dieſem gemeinſchaftlich über die Baiern bei Zusmershauſen, drang in Baiern vor, nöthigte den Herzog, um Frieden zu bitten, und als derſelbe den Vertrag brach, ſchlug er deſſen Armee und verjagte ihn aus ſeinem Lande. Als 1649 die Partei der Fronde gegen das Miniſterium Mazarin's in Frankreich den Bürgerkrieg entzündete, trat Turenne, auf Veranlaſſung des Herzogs von Bouillon, den Gegnern der Regierung bei, wurde aber 1650 durch den Marſchall du Pleſſis Praslin bei Rhetell geſchlagen, und geſtand mit Freimüthigkeit das von ihm begangene taktiſche Verſehen ein. Die von dem ſpaniſchen Hofe ihm überſendete Geldſumme, die ihn zur Fortſetzung des Krieges aneifern ſollte, lehnte er ab, weil er ſich mit der Hofpartei auszuſöhnen hoffte, was auch 1651 wirklich geſchah, worauf er zum General der königlichen Armee ernannt wurde. Ihm ſtand, auf ſpaniſcher Seite, der berühmte Herzog von Enghien, nachmals Prinz von Condé, entgegen. Durch die Einnahme Dünkirchens und des größten Theiles von Flandern, führte Turenne den Abſchluß des pyrenäiſchen Friedens herbei. Als 1667 ein abermaliger Krieg gegen Spanien losbrach, wollte Ludwig's XIV. Eitelkeit ſich ſelbſt mit den Lorbeern bekleiden, welche fremde Tapferkeit erkämpfen würde; daher machte er Turenne mit dem Titel eines Generalfeldmarſchalls der franzöſiſchen Armeen zu ſeinem Unterfeldherrn. Die Eroberung von Flandern und Franche-Comté krönten dieſen Feldzug. Damals fühlte Turenne durch innere und äußere Gründe ſich bewogen, von der reformirten Confeſſion, in welcher er erzogen worden, und der er früher ſehr eifrig angehangen hatte, zur katholiſchen Religion überzutreten. 1672 richtete Ludwig XIV. ſein Augenmerk auf die Eroberung Hollands und übertrug zu dieſem Zwecke den Oberbefehl an Turenne, welcher im nächſten Jahre den, mit den Holländern verbündeten Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zum Abſchluſſe des Friedens von Voſſen zwang. Er vertheidigte die Gränzen der eroberten Franche-Comté, ſetzte 1674 bei Philippsburg über den Rhein, brachte Sinzheim in ſeine Gewalt, und drängte die von Caprara und dem Herzoge von Lothringen geführte kaiſerliche Armee bis an den Rhein zurück. Auch der Prinz von Bournonville wurde von ihm beſiegt, und deſſen Vereinigung mit der feindlichen Hauptarmee vereitelt. Als ein kaiſerliches Heer von 70,000 Mann in das Elſaß einfiel und Breiſach und Philippsburg belagerte, zog Turenne mit ſeinen 20,000 Mann, zu denen jedoch Condé's Verſtärkungen ſtießen, über Eis- und Schneegebirge, und ſtand plötzlich mitten unter den

überraſchten feindlichen Heeren im Ober-Elſaß, da dieſe ihn noch in Lothringen glaubten. Ohne ſich in eine bedeutende Schlacht einzulaſſen, zerſtreute er durch geſchickte Manoeuvres die ihm gegenüber ſtehende große Heeresmacht, deckte das Elſaß und drängte die Deutſchen über den Rhein zurück. Dieſe glänzenden Waffenthaten wurden ihm durch das unbedingte Vertrauen erleichtert, das er bei ſeinen Soldaten genoß, und der Ruhm dieſes Feldzuges blieb ihm ungeſchmälert, da er, ohne auf die beſonderen Anordnungen des Königs Rückſicht zu nehmen, ſich dabei lediglich von ſeinem eigenen Genie leiten ließ. Dagegen kam die unbarmherzige Verwüſtung der Pfalz, die er geſtattete, wahrſcheinlich auf Rechnung der Befehle des Miniſteriums. Der Kurfürſt von der Pfalz, troſtloſer Zeuge der Verheerung ſeines Landes, ſendete voll Zorn und Schmerz eine Ausforderung an Turenne. Dieſer ſchickte ſie dem Könige zu, welcher die Annahme des Zweikampfes verbot, und Turenne antwortete dem Kurfürſten in einem Briefe von unbeſtimmtem Inhalte, wie er überhaupt ſich nüchtern und zweideutig zu erklären pflegte. Um die Feinde dem Mangel preiszugeben, ließ er auch die Getreidefelder des Elſaſſes verwüſten, und überdieß durften ſeine Reiter ein Gleiches in Lothringen thun. Von kaiſerlicher Seite wurde dem ſieggewöhnten Turenne 1673 ein Feldherr hohen Verdienſtes, Montecuculi, am Rheine entgegengeſtellt, und beide große Kriegskünſtler übten ſich nunmehr mit wechſelnden Vortheilen, in Märſchen und Stellungen. Montecuculi gewann den Fürſtbiſchof von Würzburg für ſeine Partei, wofür Turenne ſich durch unmenſchliche Verwüſtung des armen Landes rächte, drang bis Koblenz vor und nahm Bonn. Auch in dem Feldzuge 1675 entwickelten Turenne und Montecuculi wieder die ganze Fülle ihres taktiſchen Genies, in künſtlichen, aber beſchwerlichen Gegenmärſchen, bald um ſich des neutralen Straßburg, und damit einer Baſis zur Eroberung oder Deckung des Elſaſſes zu verſichern, bald Philippsburg zu nehmen, bald die Pfalz zu decken oder zu verwüſten. Nachdem beide Theile in den verſchanzten Lagern zu Offenburg durch Mangel an Lebensmitteln zum Aufbruche genöthigt waren, Montecuculi aber ſeinen Plan auf Straßburg durchaus nicht aufgeben wollte, bot er den Franzoſen eine Schlacht an, zu welcher ſich Turenne auch geneigt zeigte. Aber während Letzterer eine wichtige, dem kaiſerlichen Lager nahe Höhe bei Saßbach im Badenſchen recognoscirte, wurde er (27. Juli 1675) durch eine Kanonenkugel, die einen Baumaſt auf ihn niederwarf, getödtet. Sein Leichnam wurde mit den höchſten Ehrenbezeigungen zu St. Denis beigeſetzt. — Turenne hatte

eine rauhe und gewöhnliche Außenſeite, welcher ſeine Härte im Kriege entſprach. Aber er beſaß einen großen, unternehmenden Geiſt, und bei großer Beſcheidenheit ein thatkräftiges Selbſtvertrauen. Uneigennützig, wie er war, verſchmähte er häufig die Gelegenheit, ſich zu bereichern, und während er ſeinen Soldaten Beute und Ausſchweifung geſtattete, war er gewiſſenhaft und anſpruchlos für ſeine eigene Perſon. 1800 wurden ſeine Ueberreſte mit großer Feierlichkeit in den Marstempel übertragen.

Sully.

Geboren 1559. Geſtorben 1641.

Maximilien von Bethune, Baron von Rosny, Herzog von Sully, in welchem Frankreich einen ſeiner Helden und größten Staatsmänner aller Zeiten verehrt, war zu Rosny aus einem alten und berühmten Geſchlechte geboren. Von ſeinem eilften Jahre an genoß er mit dem Kronprinzen Heinrich von Navarra gemeinſamen Unterricht, und begleitete denſelben 1572 nach Paris, wo er, ein eifriger Reformirter, Zeuge der ſchrecklichen Bartholomäusnacht war. Tapfer ſtand er dem jungen Könige von Navarra in mehrern Gefechten und bei verſchiedenen Belagerungen zur Seite und wurde bei dem Siege bei Ivri (1590), an welchem er weſentlichen Antheil hatte, verwundet. Wie der Muthigſte im Felde, ſo war er der Beſonnenſte, Erfahrenſte und Redlichſte im Kabinete. 1583 erhielt er eine Sendung nach Paris, um die Geſinnungen des dortigen Hofes zu erforſchen; 1586 warb er ſeinem Könige ſchweizeriſche Hilfstruppen, und zu Florenz betrieb er ſpäter die Vermählung Heinrich's mit Maria von Medicis. Nach dem Tode Eliſabeth's von England ging er als außerordentlicher Geſandter nach London und zog den König von England in Heinrich's Intereſſe. Sein dankbarer Monarch machte ihn für dieſe Dienſte 1594 zum Staatsſecretär, 1596 zum Mitgliede des Finanzconſeils, 1597 zum Oberaufſeher der Finanzen, 1601 zum Großmeiſter der Artillerie, 1602 zum Gouverneur der

Baſtille, auch vertraute er ihm die oberſte Leitung der Befeſtigungen an. Sully gab Frankreich die, während der Bürgerkriege zerrüttete innere Sicherheit wieder, tilgte in einem kurzen Zeitraume die beträchtliche Staatsſchuld und ſammelte noch bedeutenden Ueberſchuß. Seine Sparſamkeit im Staatshaushalte war natürlich den Höflingen unbequem; ſie belegten ihn, weil das Wort »Ja" nie von ihm ausgeſprochen wurde, mit dem Spottnamen: »das Negativ." Er nahm das Volk kräftig gegen die Bedrückungen der Großen in Schutz, und begünſtigte mit Eifer den Ackerbau, wogegen die Künſte des Luxus, die ihm als entnervend erſchienen, ſeinen Beifall weniger hatten. Der heitere und lebensfrohe König, dem Sully's Ernſt bisweilen ſtörend entgegen trat, war nicht ſelten anderer Anſicht, als er; ſchätzte und ehrte ihn aber ſtets nach Gebühr, wie wenig auch Sully's hartnäckige Redlichkeit ſich zur Schmeichelei, ja auch nur zur Nachgiebigkeit in Dingen bequemte, die ſeiner Anſicht zuwiderliefen. Heinrich, dem ſchönen Geſchlechte ſehr zugethan, hatte in einem ſchwachen Augenblicke der Marquiſe von Verneuil, ſeiner Geliebten, die Ehe verſprochen. Sully, dem er den Ehevertrag zeigte, zerriß denſelben. »Ich glaube, Sie ſind ein Narr!" fuhr der König auf. »Ich glaube es ſelbſt", erwiderte Sully trocken, »und wollte Gott, ich wäre der einzige Narr in Frankreich." Heinrich's großes Herz vergaß ſchnell ſolche kühne Widerſprüche des ernſten Freundes, wenn ſie ihn auch für den Augenblick verletzten. Er gab ihm das Gouvernement von Poitou, ſowie die Oberaufſicht über Frankreich's ſämmtliche Häfen und Landungsplätze, und erhob 1606 deſſen Gut Sully an der Loire zum Herzogthum und zur Pairie. Sully billigte Heinrich's IV. Uebertritt zur katholiſchen Kirche, weil nur dieſer Schritt denſelben mit ſeinen Unterthanen ausſöhnen konnte, hielt aber für ſeine Perſon feſt zum proteſtantiſchen Glauben. Heinrich's Tod beraubte ihn ſeiner Wirkſamkeit; der große Staatsmann, der Frankreich's Sicherheit und Credit gegründet, wurde entlaſſen. Doch nach einigen Jahren bedurfte Ludwig XIII. ſeines Rathes. Sully wurde wieder an den Hof berufen und erhielt 1634 den Marſchallsſtab von Frankreich, entſagte aber dafür der Würde als Großmeiſter der Artillerie und ſchied den 21. December 1641 auf ſeinem Gute Villebon aus dem Leben. Sully's hinterlaſſene Memoiren ſind ein höchſt intereſſanter Beitrag zur Geſchichte ſeiner Zeit.

Leo X.

Geboren 1475. Geſtorben 1521.

Dieſer merkwürdige Papſt, der von ſeiner Höhe herab die größten Schickſale der Zeit, und zugleich alle Wunder der Kunſt und des Schönheitsſinnes erſtehen ſah, war ein Sohn Lorenzo's von Medici des Prächtigen, zu Florenz geboren und urſprünglich Giovanni genannt. Durch den Einfluß ſeines Vaters gelangte er unter Innocenz VIII. ſchon in ſeinem dreizehnten Jahre (1488) zur Cardinalswürde; ſein großer Sinn und die vollendete Erziehung, welche er erhielt, machten ihn zu derſelben geeignet. Doch unterzog er ſich, ehe er (1492) förmlich mit dem Purpur bekleidet wurde, erſt durch drei Jahre den geiſtlichen Studien zu Piſa, und ließ ſich dann, als Mitglied des heiligen Collegiums, zu Rom nieder. Später lebte er in Florenz, bis die Vertreibung ſeiner Familie ihn nach Bologna zu fliehen zwang. 1499 unternahm er eine Reiſe durch Italien, Deutſchland und Frankreich, und kehrte dann nach Rom zurück, wo die höhern Kreiſe der Geſellſchaft, vor allen aber Künſte, Muſik und ſchöne Literatur ihn anzogen. Vom Papſte Julius II. wurde er zum Statthalter von Perugia ernannt und 1511 mit dem Titel eines Legaten von Bologna an die Spitze des päpſtlichen Heeres im heiligen Bunde gegen Frankreich geſtellt. Bei Ravenna fiel er 1512 in die Hände der Franzoſen, fand aber kurz darauf Gelegenheit, ihnen zu entfliehen, und ging wieder nach Bologna, um die Verwaltung als Legat zu übernehmen. Er hatte großen Antheil an der Wiedereinſetzung ſeiner Familie in Florenz, wo er ſeitdem ſich aufhielt. Nach Julius II. Tode wurde er unerwartet zu deſſen Nachfolger erwählt, und beſtieg, noch nicht 38 Jahre alt, den Stuhl St. Peter's. Der bisherigen römiſchen Politik treu, wirkte er nach Kräften dem ausländiſchen Einfluſſe in Italien entgegen, ſetzte die Vertreibung der Franzoſen aus dieſem Lande durch, ſtellte dem Zwieſpalte in der Kirche ein Ziel und brachte es dahin, daß Ludwig XII. ſich förmlich unterwerfen mußte. Er hatte noch kaum ein Jahr regiert, und ſchon war durch ihn die äußere Ruhe geſichert. Sein hochgebildeter Geiſt ſtrebte nun, Literatur, Wiſſenſchaften und Künſte zur ſchönſten Blüthe zu bringen; er ſtellte die Univerſität zu Rom in ihrem alten Glanze wieder her und begabte ſie

auf das Großmüthigſte. Um das Studium der griechiſchen Sprache zu beleben, errichtete er ein beſonderes Collegium zur Herausgabe griechiſcher Schriftſteller. Er bewirkte eine Ausſöhnung der Könige von Frankreich und England, um einer Allianz zwiſchen Frankreich, Spanien und Oeſterreich vorzubeugen; und verfolgte den Plan, ſeiner Familie das Königreich Neapel und die Herzogthümer Ferrara und Urbino zuzuwenden. Doch wechſelte er ſeine Politik, als ein franzöſiſches Heer ſich an ſeinen Gränzen zeigte; er verſtärkte durch den Ankauf Modena's vom Kaiſer Maximilian ſeine Macht, und ſuchte die Republik Venedig dem Bündniſſe mit Frankreich zu entziehen, was jedoch fehlſchlug. Als Franz's I. Thronbeſteigung in Frankreich einen Krieg in Ausſicht ſtellte, trat Leo dem Bündniſſe mit dem Kaiſer, dem Könige von Arragonien, den Staaten von Florenz, Mailand und der Schweiz bei, ſchloß ſich aber nach der Schlacht von Marignano von demſelben wieder aus, und ging ein Concordat mit Franz I. ein. Begierig, das Haus Medici in ſeinem Neffen Lorenzo zu verherrlichen, belehnte er denſelben 1516 mit dem Herzogthume Urbino, deſſen Herrn er unter gewiſſem Vorwande entſetzt hatte. Zwar brachte Letzterer 1517 durch Waffengewalt ſein Herzogthum wieder an ſich, aber Leo ſchickte ein ſtarkes Heer gegen ihn, und zwang ihn, unter ehrenvollen Bedingungen zu entſagen. Gleichzeitig wurde eine Verſchwörung gegen das Leben des Papſtes entdeckt, und blutige Strafe über die Theilnehmer verhängt. Leo zierte Rom mit den herrlichſten und großartigſten Denkmälern der Kunſt, und verſtand ſeine Leute mit vorzüglicher Umſicht zu wählen. Er zog Rafael's göttliches Genie an ſich, übertrug ihm 1514 die oberſte Leitung des Baues der St. Peterskirche und die Vollendung der unter Julius II. von Bramante begonnenen Loggien, in deren Ausführung der vollkommene Geſchmack und Schönheitsſinn Leo's ſich klarer, als irgendwo, ausſpricht. Doch erſchöpften dieſe koſtſpieligen Unternehmungen ſeine Caſſe; durch den Verkauf von Ablaßbriefen ſuchte er ſie wieder zu füllen. Dieſes Verfahren veranlaßte Luther's Widerſpruch und ward die Urſache der Reformation. Leo ſah Luther's Disputationen anfangs als einen gewöhnlichen Mönchsſtreit an, ohne beſondere Aufmerkſamkeit darauf zu wenden. Erſt ſpäter leuchtete ihm der Ernſt dieſer Angelegenheit allmälig ein, und da ſeine anfangs verſuchten mildern Maßregeln nicht fruchteten, ſo lud er Luther nach Rom vor und geſtattete dann, daß derſelbe ſich zu Augsburg vertheidigen ſollte. Da dies zu keinem Reſultate führte, ſo erließ er im November 1518 jene Bulle hinſichtlich des Ablaſſes, gegen welche Luther an eine allgemeine Kirchenverſammlung appel-

lirte. Während dieſer kirchlichen Streitigkeiten war Leo bemüht, die chriſtlichen Fürſten zu einem großen Kreuzzuge gegen die Pforte zu gewinnen, der jedoch nicht zu Stande kam. Italien blieb bei all' dieſen Stürmen im Zuſtande des Friedens, und Leo durfte unbeſorgt die Wiſſenſchaften und Künſte in ſeinen Schutz nehmen und ſeiner Vorliebe für glänzende Schauſpiele genügen. Um Frankreich's Einfluß in Italien zu ſchwächen, vereinigte er ſich 1521 mit dem Kaiſer zur Wiedererhebung der Sforza in Mailand, nahm ſchweizeriſche Söldner in ſeinen Dienſt und ſchlug, bei dem glücklichen Beginn des Krieges, Parma und Piacenza zu dem Kirchenſtaate. Die Verbündeten beſetzten Mailand und das Gebiet des Herzogs von Ferrara, der, wegen ſeiner Allianz mit Frankreich, vom Papſte in den Bann gethan wurde. Aber mitten unter den Vorbereitungen zur Siegesfeier in Rom, überraſchte den Papſt Leo am 1. December 1521 der Tod. Sein Leben hat Roscoe trefflich beſchrieben.

William Roſcoe.

Geboren 1752. Geſtorben 1831.

Dieſer hochverdiente engliſche Schriftſteller ſtammt aus Liverpool. Seine wenig bemittelten Eltern vermochten ihm nur eine dürftige Erziehung zu geben. Auch verwendete er als Knabe wenig Mühe auf die Erlernung des Schreibens und Leſens; deſto eifriger aber las er alle Dichtungen, deren er habhaft werden konnte. Bald darauf als Schreiber bei einem Advocaten in ſeinem Geburtsorte angeſtellt, legte er mit großem Fleiße ſich auf das Studium der lateiniſchen Sprache, ſpäter auch auf das der franzöſiſchen und italieniſchen, in welcher letzteren er bedeutende Fertigkeit erlangte. Sechzehn Jahre alt, ſchrieb er ein maleriſches Gedicht: »Mount pleasant,« welches von hohem Dichterberufe zeugte. Er ward nach dieſer Zeit wirklicher Gehilfe eines Advocaten, und errichtete, im Vereine mit mehrern Freunden, 1773 zu Liverpool eine Geſellſchaft zur Ermunterung der Maler-

Verlag von C. A. Hartleben in Pest.

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

und Zeichnenkunſt. Mit Begeiſterung und Beredſamkeit nahm er ſich auch der, durch Clarkſon beantragten Abſchaffung des Sklavenhandels an, und trat zu dieſem Zwecke 1788 mit einem ſchönen Gedichte: »The wrongs in Africa« hervor. Aber auch die franzöſiſche Revolution zog ſeinen glühenden Geiſt an, und er ſchrieb mehre Volksgeſänge und andere Gedichte zur Verbreitung des Freiheitsſinnes. Von ihm ging ferner die Entſtehung der Liverpool institution, ſo wie andere Stiftungen zur Emporbringung der dortigen Gewerbſamkeit aus. 1797 legte er ſeine Advocatur nieder, und ſtand dann einem Bankiergeſchäfte in Liverpool vor, welches jedoch durch mißliche Zufälle zu Grunde gerichtet wurde und ihn in ſolche Verlegenheit ſtürzte, daß er 1816 ſeine ausgezeichnete Bibliothek veräußern mußte. Ueberdies ſaß er kurze Zeit als Repräſentant von Liverpool im Parlamente und trat daſelbſt in Verbindung mit der Foxiſchen Partei. Sein Tod erfolgte am 30. Juni 1831. Außer den angeführten und einigen anderen Schriften von geringerer Wichtigkeit, hat er als hiſtoriſcher und biographiſcher Schriftſteller durch ſeine beiden Werke: »das Leben Lorenzo's von Medici, des Prächtigen,« und »Leben und Pontificat Leo's X.,« ſich dauernden Ruhm erworben.

J. G. Seume.

Geboren 1763. Geſtorben 1810.

Mit Wehmuth blickt Deutſchland auf das verworren bewegte Leben eines ſeiner edelſten Söhne, das alle Hoffnungen zu Ruhm und Größe erregte und begründete, — und leider! theils durch die Unbeugſamkeit des Geſchicks, theils durch die des Charakters in ſich zerfallen, nur den Schmerz gerechter Theilnahme hinterließ. Es gibt Menſchen, die wenn gleich durch Thaten und Werke nicht in die Reihe der großen geſtellt, durch das eigen-

thümliche Ganze ihres Weſens, welches zum Symbole gewiſſer Denkweiſen, Nationalitäten oder Stände wird, ſich einer Theilnahme in engern Kreiſen erfreuen, wie ſie ſelbſt die Berühmteſten im Großen und Allgemeinen nicht finden. Zu dieſen gehört Seume. Allenthalben in Deutſchland leben Einzelne, die ſein Andenken mit beſonderer Liebe und Verehrung hoch und werth halten, — weil ſie ihre Gefühle, ihre Geſinnung, ihre Erlebniſſe,... ſich ſelbſt, in ſeiner Geſchichte wieder finden.

Sohn eines wohlhabenden Bauers in dem Dorfe Poſerne bei Weißenfels, traf ihn ſchon im Knabenalter der erſte Schlag des Geſchickes. Unverſchuldetes Unglück raubte ſeinem Vater die Habe, und Kummer das Leben. Ein menſchlich fühlender Mann nahm ſich des Verwaiſten an, ließ ihn des Schulunterrichts genießen, und ward durch die ſchnellen Fortſchritte des begabten Jünglings belohnt. Mit ſchönem Feuer warf ſich dieſer auf das ernſte Studium der Alten und ſog hier mit den erſten, friſchen Lebenszügen jene Luft der Unabhängigkeitsliebe und eines idealen Strebens ein, die ſpäterhin zur Quelle ſeines Glücks und ſeiner Leiden wurde. Nicht ſo gefiel ihm das Studium der Theologie, zu dem man ihn beſtimmte. Jeder Art von Zwang unfähig, — faßte er, ein achtzehnjähriger Jüngling, einen kühnen Entſchluß. Nachdem er ſein Schulgeld auf den Tiſch gelegt, und ſeine Schulden bezahlt, — entfloh er. Am dritten Tage traf er mit Werbern für Amerika zuſammen. Er ſchlug ein, — und auf gut Glück ging's über's weite Meer hinüber! Zwei Jahre lang focht und litt er, theils in Canada, theils auf der Rückfahrt, theils in Bremen, wo er, aus Furcht an die Preußen verkauft zu werden, entſprang, und nur auf die dringende Fürbitte ſeiner Freunde der Todesſtrafe entging. Allein frühe ermüdet von den Wirren eines ſich überjagenden, gehaltloſen Treibens, ſehnte ſich ſein Herz nach friedlichem Genuſſe, und ſein Geiſt nach ſtiller, dauernder Wirkſamkeit. Er bezahlte aus dem Honorar für die Ueberſetzung eines engliſchen Romans eine Auslöſungsſumme, und, entſchloſſen, nie mehr in das Kriegesleben, das ſeinem beſſern Selbſt nichts geboten hatte, zurückzukehren, wendete er ſich wieder in ſein Vaterland, das er mit kindlicher Treue liebte, und weihte ſich den Muſen. Allein das Geſchick läßt diejenigen, die es einmals in's Auge gefaßt, nicht ſo ſchnell wieder ihren Wünſchen und Neigungen über. Als Sekretär eines ruſſiſchen Generals, mit dieſem in Warſchau angelangt, als die polniſche Revolution ausbrach, faßte ihn der alte Dämon der Unruhe wieder; er ſtand bald als Offizier in den kämpfenden Reihen, — und ſah ſich eben ſo bald als Gefangenen in den Händen der Feinde. Befreit,

hieß ihn die Kaiſerin Katharina einen ſchwer verwundeten ruſſiſchen Major nach Leipzig geleiten. Eine anſehnliche Belohnung harrte ſein, — allein die Kaiſerin ſtarb. Hier endete die zweite Periode von Seume's Irrfahrten, und er ſah ſich wieder, in dem friedlichen Leipzig, unter ſeinen Büchern und Schriften. Die ſchönen Träume eines jugendlichen Sinnes von Heldenthum und Siegen endeten mit — Unterrichtsſtunden und einer Correctorſtelle in Göſchen's Buchdruckerei. Aber auch hier litt es ihn nicht; die Monotonie dieſer Beſchäftigungen ſchien ihm drückender als Sorgen und Entbehrungen; der Geiſt der Unruhe bemächtigte ſich ſeiner abermals, und die dritte Periode ſeiner Irren begann. »Ich will,« ſagte er, »den Theokrit da leſen, wo er gedichtet hat!« Geſagt, gethan. Seume ergriff den Wanderſtab, und, abgehärtet wie er war, pilgerte er zu Fuße über Oeſterreich, Italien, Sicilien und die Schweiz nach Frankreich; eine Reiſe von 600 Meilen, die er in neun Monaten vollbrachte, und in ſeinem »Spaziergange nach Syrakus,« dem Werke, das eigentlich ſeinen Ruhm als Schriftſteller veranlaßte, und in kurzer Zeit vier Auflagen erlebte, beſchrieb. Kaum ausgeraſtet trieb es ihn wieder fort, und er ging, abermals zu Fuße, über Petersburg, Moskau, durch Finnland, nach Schweden. Zurückgekehrt, traf ihn der tiefe Schmerz, ſein geliebtes Vaterland in der Epoche der traurigſten Erniedrigung wiederzuſehen. Kummer ergriff ſein edles Gemüth; allein er verſchloß ihn in ſein Innerſtes. Da nagte die unwillige Trauer am Kerne des, von ſo manchen bittern Erfahrungen, von ſo manchen harten Enttäuſchungen ermüdeten Lebens; es ſiechte immer mehr und mehr, und in Teplitz, wo es geneſen ſollte, ſchwand es — am 13. Juni des Jahres 1810. Hier ruhte denn der raſtloſe Wanderer endlich aus, und fand den Frieden, den ſein bewegtes Herz irrig zu erjagen und zu erkämpfen gehofft hatte. Ein Denkſtein, den junge Eichen beſchatten, bezeichnet ſein Grab. Er endete ſeinen Lebensgang, wie er ihn geführt, — in der Irre.

Sein Leben hat er ſelbſt beſchrieben, und auch ſeine übrigen Schriften ſind eigentlich nichts Anderes, als eine fortgeſetzte Selbſtbiographie. Denn die Geſinnung, der Charakter des Verfaſſers iſt es, was an ihnen intereſſirt, und in der Achtungswürdigkeit dieſer, und der Treue ihrer Darſtellung, liegt deren Werth. »Ein Glück iſt es — ſagt Seume ſelbſt — daß die Vorſehung Gefühl und Leidenſchaft mit in's Menſchenwohl verflochten! Aus reiner Vernunft wird der Menſch, wie er iſt, wenig Gutes wirken!« Dieſes Reſultat hatten ihm ſeine Erfahrungen ergeben. Und ihm gemäß,

handelte und ſchrieb er. Warmes, redliches Gefühl ging ihm über verſtändige Beſonnenheit. Möchten die, welche mit letzterer prahlen, erſteres nicht entbehren!

Friedr. Max. v. Klinger.

Geboren 1753. Geſtorben 1831.

Klinger's Charakter und Leben gehören zu dem Denkwürdigſten der Geſchichte, — denn es wird dadurch eines der ſchwierigſten Probleme gelöst; ein Problem, an welchem die edelſten Kräfte verbluteten, die ſchönſten Herzen brachen. Ich meine den Zwieſpalt zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, die Sehnſucht, die jedem beſſern Menſchen unabweislich im Buſen lebt, und die rauhen Forderungen, die, eben ſo unerbittlich, das kalte Leben ihr entgegengeſtellt. Wie viele Exiſtenzen ſind ſchon an dieſem Zwieſpalte geſcheitert, und ſcheitern noch täglich! Entweder ſuchen ſie, im ſchönen Glauben an's Unmögliche, das Ideale unmittelbar zu verwirklichen, und fallen, — traurige Opfer der bitterſten Enttäuſchung; oder ſie verzweifeln an jenem Glauben, ſtürzen ſich, wie die übrige Welt, in elenden Genuß und flache, nichtige Thätigkeit, und verlieren darüber — ſich ſelbſt; ein Verluſt, den keine Welt erſetzen kann! Klinger war Einer der Wenigen, welche dieſe unvereinbar ſcheinenden Pole zu vereinen wußten, welche den Knoten lösten, der nun einmal nicht zu zerhauen iſt. Nach langen, inneren Kämpfen gelang es ihm, die Forderungen der Welt zu befriedigen, ohne je die höhern Pflichten zu vergeſſen, — und ſein Leben wie ſeine Schriften ſind nur veranſchaulichende Variationen über das Thema dieſer Betrachtung.

Zu Frankfurt am Main geboren, ein Jugendgeſpiele Goethe's, fiel ſeine Entwicklungsepoche, man darf wohl ſagen in die ſeines Vaterlandes. Wer erinnert ſich nicht mit Freude jener hoffnungsvollen Zeit, da in friſcher Gährung alle jugendlichen Kräfte ſich regten, und ein geiſtiger Frühling tauſend ſchlummernde Keime herrlich in's Leben rief? Shakeſpeare's Genius hatte eben damals, zuerſt auf deutſchen Boden verpflanzt, mit urſprüng-

licher Gewalt die Gemüther ergriffen, — Klinger's erſtes Werk, das zur Oeffentlichkeit gelangte, das Trauerſpiel: »die Zwillinge,« war aus dieſer Begeiſterung entſprungen, und erregte ſie — weil es ſie vorfand. Und hier gab Klinger das erſte Zeichen ſeines Charakters: rauſchender, übertriebener Beifall, wie keiner vor ihm, krönte dieſes erſte Produkt des Jünglings; und er — verließ unmittelbar darauf die betretene Bahn, weil er erkannte, daß Ueberſchwenglichkeit nicht Kraft ſei und fremdes Feuer nicht heimiſche Früchte reife. Ruhig ſchlug er den beſſern Weg der Beſonnenheit und praktiſchen Intention ein, widmete ſich aber noch, jener ſchönen Hoffnungen voll, die Schiller'n und nach ihm ſo manchen deutſchen Jüngling beſeelten, und die Goethe im Wilhelm Meiſter ſo ſcharf analyſirte, — ein Jahr lang, als Sekretär bei Seyler's Geſellſchaft, dem Theater. Illuſionen, die er hier erfuhr, machten ihn nicht etwa verzweifelnd und müſſig; nein — er raffte ſich auf, und, da der baieriſche Erbfolgekrieg ausbrach, trat er in's Walter'ſche Freicorps ein. Bei den höhern Aufgaben, die er ſich männlich für eine öffentliche Laufbahn ſetzte, vergaß er der ſtilleren Pflichten nicht, die ihm die Menſchlichkeit auflegte. Er hatte, mit ſeiner ſchönen und edlen Schweſter, für eine Mutter zu ſorgen, die als Witwe — wie ein Jugendfreund von ihm ſagte — ſolcher Kinder bedurfte, um ſich aufrecht zu erhalten. Als, nach Wiedereintritt des Friedens, das Freicorps aufgelöst ward, ging Klinger, nach einigen Reiſen, nach Petersburg, wo ihn Großfürſt Paul als Flottenoffizier anſtellte. Der drohende Krieg gegen die Türken rief ihn in's Lager, — als aber der Krieg nicht ausbrach, kehrte er in die Hauptſtadt zurück, wo er, unter Katharina's Regierung, bis zum Oberſten avancirte. Heterogene Beſchäftigungen, denen er mit Gewiſſenhaftigkeit oblag, machten ihn der idealen Richtung nicht untreu; er weihte die Mußeſtunden der Muſe, die er, nach einem großen Grundſatze, nicht als Führerin, wohl aber als Begleiterin betrachtete. In einer Reihe philoſophiſcher Romane, die ein innerer Faden zu einem Ganzen verbindet, ſuchte er, auf verſchiedenen Stufen und in verſchiedenen Formen, jene Kämpfe darzuſtellen, die das Ideale, hier mit dem Stoffe, hier mit dem Böſen, da mit der Thorheit, dort mit den dunklen Mächten in der eigenen Bruſt des Streiters zu beſtehen hat, ehe es zum Reellen zu werden vermag. Dieſe Werke haben in Deutſchland eine große Wirkung ausgeübt, aber der »Weltmann und Dichter« iſt, wie überhaupt das Gediegenſte, ſo auch dasjenige, welches Klinger's ganzes Weſen auf's Umfaſſendſte und Beſtimmteſte ausſpricht, und als eine verhüllte Selbſtbiographie, auf zwei Perſonen ver-

theilt, betrachtet, und ſo am beſten verſtanden werden kann. Die ſchwierige Bahn, die er darin ſchildert, und mit Gerechtigkeit aber Klugheit gehen lehrt, war die ſeine. Kaiſer Paul beſtieg den Thron; gleich beim Beginne ſeiner Regierung ernannte er Klinger'n zum General und zum Director des Cadetencorps. Der Dichter ward dem Monarchen näher gerückt, der Weltmann mußte ſeine Rolle ſpielen, und der Menſch ſeine höhere Beſtimmung im Auge behalten. Man kennt die ſchwierigen Verhältniſſe am Hofe jenes Regenten; Verhältniſſe, denen ſo Wenige gewachſen waren, denen ſo Manche als Opfer fielen; hier galt es nun, zu bewähren, was Wahrheit und Energie, mit Beſonnenheit verbunden, vermögen, und hier war es auch, wo es Klinger bewährte. Die allgemeine Achtung war ſein Lohn, und es reicht hin, daß Einer ſeiner Biographen ſagen darf: »ſelbſt Kaiſer Paul verzieh ihm ſeine männliche Geradheit.« Aber Klinger'n war es beſchieden, noch eine Regierung zu erleben. Alexander folgte, und dem Vielerprobten wurden neue Geſchäfte anvertraut, neue Beweiſe der Anerkennung zu Theil. Die Univerſität Dorpat, das Pagencorps, ja die Verwaltung des Fräuleinſtifts und des St. Katharinen-Ordenshauſes wurden ihm aufgetragen; dabei ſtieg er von Stufe zu Stufe. Er ward General-Lieutenant. Orden folgten auf Orden, und die Renten eines Krongutes auf Lebenszeit gewährten die Ausſicht auf ein heiteres Alter. Dieſes ward ihm denn auch; von der Spannung einer vielfachen Thätigkeit ausruhend, in fruchtbarer Betrachtung einer reichen und bewegten Vergangenheit, deren Ergebniſſe er in einem Buche niederlegte (»Betrachtungen und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Welt und Literatur«), gab er ſeinen Jugendfreunden, Goethe und Georg Schloſſer, manches Zeichen dankbarer Erinnerung, und ſtarb, geachtet und geliebt, am 25. Februar 1831.

Man mag ſich von einem bedeutenden, beſonders entſchiedenen Charakter gerne auch ein ſinnliches Bild entwerfen, und iſt doppelt erfreut, wenn dieſes dann dem Innern entſpricht. Bei Klinger'n iſt dies glücklicherweiſe der Fall, und ſo mag ſein Bild hier erſcheinen, wie es der erſte jener beiden Freunde gezeichnet hat: »Klinger's Aeußeres war ſehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, ſchlanke, wohlgebaute Geſtalt, und eine regelmäßige Geſichtsbildung gegeben. Er hielt auf ſeine Perſon, trug ſich nett, und ſein Betragen war weder zuvorkommend, noch abſtoßend, und, wenn es nicht innerlich ſtürmte, gemäßigt. Er empfahl ſich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entſchiedener Charakter erwarb ihm

Zutrauen. Alles was an ihm war, hatte er ſich ſelbſt verſchafft und geſchaffen, ſo daß man ihm einen Zug von ſtolzer Unabhängigkeit, der durch ſein Betragen durchging, nicht verargte. Große Anlagen, leichte Faſſungskraft, treffliches Gedächtniß, Sprachengabe, beſaß er in hohem Grade; aber Alles ſchien er weniger zu achten, als die Feſtigkeit und Beharrlichkeit, die ſich in ihm, gleichfalls angeboren, durch Umſtände völlig beſtätigt hatten.“

So wird uns der Mann geſchildert, der, in der Jugend ein enthuſiaſtiſcher Jünger Rouſſeau's, im reifen Alter ſelbſt aus dem Labyrinthe des Hof- und Weltlebens die Maxime abſtrahirte: Wahrheit ſei die größte Klugheit; der Mann, deſſen Geſchichte den ſchönen Troſt gewährt, daß das Sittliche auch auf dem rauhen Boden dieſer Welt wurzeln und blühen könne, wenn es kräftige Nährungsſtoffe ſtärken und das Licht des Verſtandes beſcheint. Freilich, nicht jeder ſolchen Blüte gewährt das Schickſal Gedeihen; manche welkt unerkannt und vergeſſen; — oft auch iſt der Kampf gegen die Gewalten der Welt zu mächtig, — und da gilt dann das große Wort: »Was hälfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewänne, und litte Schaden an ſeiner Seele?«

Lorenzo von Medici.

Geboren 1448. Geſtorben 1492.

Dieſer berühmte Staatsmann und Kunſtmäcen aus dem erlauchten Geſchlechte der Medici, das zuerſt gegen den Anfang des 14. Jahrhunderts auftrat, war ein Enkel des Coſimo und Sohn des Piedro, welche beide die höchſte Gewalt in der florentiniſchen Republik bekleideten. In Gemeinſchaft mit ſeinem jüngeren Bruder, Giuliano, genoß er den Unterricht der erſten Gelehrten der damaligen Zeit, und machte ſolche Fortſchritte, daß ſeine Beredtſamkeit frühzeitig allgemeine Bewunderung erntete und auch ſeine Verſuche in der Dichtkunſt nicht unbeachtet blieben. 1469 vermählte er ſich mit Clariſſa Orſini, und noch in demſelben Jahre übernahm er, nach dem Tode ſeines Vaters, gemeinſam mit Giuliano die Staatsleitung in Florenz. Er richtete einen prachtvollen Hof ein, und die dort gefeierten Feſte übertrafen

an Glanz und Geſchmack Alles, was ſeine Zeit bisher geſehen hatte. Durch die Eroberung des aufrühreriſchen Volterra 1472 begründete Lorenzo auch ſeinen Ruhm als Krieger. Doch beſtärkte ſeine und ſeines Bruders Jugend den Papſt Sixtus IV. in ſeinen feindſeligen Abſichten. Zu dem beſchloſſenen Angriffe verband ſich letzterer mit Ferdinand von Neapel, mit dem Herzoge von Urbino und mit Siena; während die Brüder Medici ſich Bundesgenoſſen in Venedig und Mailand warben. Unter Mitwirkung jener gegen Florenz verbündeten Mächte, und des den Medici grollenden Erzbiſchofs von Piſa, Francesco Salviati, führte nun das mächtige Geſchlecht der Pazzi, das ſchon ſeit länger mit den Medici um den höchſten Einfluß in Florenz rang, den 26. April 1478 in der Kirche S. Reparata einen fürchterlichen Mordanſchlag gegen ſeine Nebenbuhler aus. Giuliano blutete unter den Dolchen der Pazzi, doch den Lorenzo rettete ſein glückliches Geſtirn; das ergrimmte Volk übernahm ſeine Rache, und die Pazzi ſammt dem Erzbiſchofe wurden Opfer derſelben. Giuliano's Mörder, Bernardo Bandini, wurde in Konſtantinopel, wohin er ſich geflüchtet, eingeholt und an Lorenzo ausgeliefert, der ihn hinrichten ließ. Doch die Hauptgefahr war in dem Blute der Verſchworenen nicht ertränkt; denn der Papſt und Neapel rüſteten drohend zum Kriege, wogegen Mailand und Venedig die verſprochene Hilfe verſagten. Zwar ſchlug Lorenzo's Feldherr, Malateſti, bei Perugia das päpſtliche Heer; aber bei Paggibonzi erlitten die Florentiner durch Alfonſo von Calabrien eine empfindliche Niederlage. Da verwandelte Lorenzo's Klugheit das ihm feindliche Neapel in einen Freund und Anhänger; auch fügte es ein günſtiger Zufall, daß 1480 die Türken in Italien landeten und Otranto eroberten. Der hierdurch beſtürzte Papſt ſchloß Frieden, und ſein Nachfolger, Innocenz VIII. ward Lorenzo's Gönner. Ohne Kämpfe und Unruhen verfloß Lorenzo's fernere Regierung, und mit ſeltener Weisheit, Kraft und Milde ſtand er der Republik vor. Durch Großmuth und unverſiegbare Freigebigkeit, durch eine umſichtige und zeitgemäße Politik, genügte er allen Parteien, gab dem Volke einen dauernden Frieden, und brachte alle Mächte Italiens in ein ſicheres Gleichgewicht. Künſte und Wiſſenſchaften fanden an ihm einen ergebenen Jünger und großmüthigen Beſchützer. Er ergetzte die Florentiner durch glänzende Volksfeſte, und bildete ſich im Umgange mit den geiſtreichſten Gelehrten ſeiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalkondylas, Agnolo da Montepulciano, Criſtoforo Landini, und vor Allen den großen Johann Pico von Mirandola, ſein Ruhm und ſeine Einladung nach Florenz zogen und ſeine fürſtliche Frei-

gebigkeit belohnte. Er eröffnete den aus dem byzantiniſchen Reiche vor dem ſiegreichen Halbmonde fliehenden griechiſchen, wie auch den italieniſchen Gelehrten, eine ſchützende Freiſtatt, beförderte das Studium der vorher nur ſparſam und in ſchlechten Ueberſetzungen bekannten Klaſſiker des Alterthums, ſtiftete eine neuplatoniſche Akademie, und vermehrte die von Coſimo gegründete, an Handſchriften reiche mediciiſche Bibliothek. In einem mit alten Statuen und trefflichen Malereien ausgeſchmückten Palaſte eröffnete er eine Schule der zeichnenden Künſte, und die gefeiertſten Künſtler jener Zeit verherrlichten ſeinen Hof durch ihre Werke. Alle, die ſich in dieſem Zeitalter in Florenz den Ruhm großer Talente erworben haben, ſind, nach Fiorillo's Ausſpruche, unter Lorenzo's Gönnerſchaft erzogen worden. Von allen Monarchen Europa's geſchätzt, von den Florentinern vergöttert, ſtarb er an einem Gichtübel. Mit ihm verſchwanden ſeinem Vaterlande auf längere Zeit der Ruhm und das Glück, und vorübergehend trübte ſich auch der Stern ſeines Hauſes.

Julius II.

Römiſcher Papſt.

Geboren 1442. Geſtorben 1513.

Wenige Päpſte haben ſo mannnigfach in die Angelegenheiten Deutſchlands, Italiens und ſelbſt Frankreichs eingegriffen, als Julius II. Er hieß urſprünglich Giuliano della Rovere, ſtammte aus Albizola und betrieb in ſeiner Jugend das Fiſcherhandwerk. Später widmete er ſich dem geiſtlichen Stande, wurde von ſeinem Oheime, dem Papſte Sixtus IV., zum Biſchof und Cardinal erhoben, dann als päpſtlicher Legat nach Frankreich geſendet, und beſtieg den 1. November 1503, nach Alexander's VI. Tode, den päpſtlichen Stuhl. Sein Augenmerk in weltlichen Dingen war vornehmlich darauf gerichtet, alle früheren Beſitzungen und Zugehörungen des Kirchen-

ſtaates demſelben von neuem zuzuwenden. Da die mächtige Republik Venedig zu jener Zeit offenbar nach der Oberherrſchaft über Italien ſtrebte, welche Julius, da er ſie nicht für ſich ſelbſt zu erringen vermochte, wenigſtens keinem Anderen gönnen wollte, ſo trat er mit dem Kaiſer Maximilian I. und den Königen von Frankreich und Arragonien der berühmten Ligue von Cambray (20. December 1508) bei, welche den Verbündeten wieder gewinnen ſollte, was die Republik ihnen entriſſen. Doch kaum war die Bundesurkunde beſiegelt, als Julius derſelben ſchon wieder abwendig wurde. Er fürchtete nachtheilige Folgen für ſich und das ganze mittlere Italien, wenn im unteren, Spanien, im oberen, Frankreich und Oeſterreich die ungetheilte Herrſchaft gewännen. In dieſer Beſorgniß entdeckte er dem venetianiſchen Geſandten zu Rom das heimliche Beſtehen der Ligue, mit dem Anerbieten, das ganze Bündniß rückgängig zu machen, wenn ihm die Venetianer dasjenige freiwillig einräumten, was ihm der Theilungsvertrag zugeſichert hatte. Die ſtolze Signorie von Venedig würdigte ihn nicht einmal einer Antwort, und der hierüber erbitterte Papſt that (27. April 1509) die Venetianer als Unchriſten in den Bann. Mit 10,000 Mann nahm er die ihm beſtimmten Plätze weg; während das franzöſiſche Heer über die Alpen herab an die Adda zog und in der großen Schlacht zwiſchen Vaila und Agnadello die Truppen der Republik auf's Haupt ſchlug. Durch dieſe Niederlage geſchreckt, räumten die Venetianer jene Plätze im Kirchenſtaate, die bisher von ihnen beſetzt geweſen, und der Papſt, der hiermit ſein Ziel erreicht zu haben glaubte, ſuchte jetzt den Frieden zu vermitteln, um nicht durch fortgeſetzten Krieg den Einfluß ſeiner Bundesgenoſſen zu weit um ſich greifen zu laſſen. Am 24. Februar 1510 hob er, gegen Abtretung der Städte in Romagna und im Ferrareſiſchen, wie auch gegen anſehnliche Handelsvortheile für ſeine Unterthanen, den Bannfluch auf, und ſchloß mit Venedig einen einſeitigen Frieden. Auf die bittern Vorwürfe des Kaiſers und des franzöſiſchen Königs antwortete er blos: als Statthalter Chriſti könne er Niemand zurückweiſen, der ſich ihm mit werkthätiger Bußfertigkeit und Reue nahe. Aus allen Kräften arbeitete er nun dem Einfluſſe des, früher ihm verbündeten Frankreichs entgegen, und ſuchte zu dieſem Ende, wiewohl vergeblich, den Kaiſer mit Venedig auszuſöhnen. Je mehr das zunehmende Alter ihn niederbeugte, deſto raſtloſer entwickelte ſich die Thätigkeit dieſes merkwürdigen Mannes. Wenn er im Herzen dem Kaiſer Maximilian vielleicht eben ſo wenig geneigt war, als dem Könige Ludwig von Frankreich, ſo hielt er doch Letzteren

für gefährlicher, und richtete daher hauptſächlich gegen ihn alle ſeine Schritte, welche Italiens Unabhängigkeit bezwecken ſollten. Zu eben der Zeit, als er ſelbſt Truppen warb, um ſie demſelben entgegen zu ſtellen, reizte er die Genueſer zum Abfalle, ſuchte den König von Aragonien, den König Heinrich VIII. von England und die Schweizer zu bewegen, daß Jener von Spanien, Dieſer von England aus, die Letzteren aber auf mailändiſchem Gebiete die Franzoſen angriffen, und ſchickte ſogar Abgeordnete auf den Reichstag zu Augsburg, um die Reichsſtände zu bereden, dem Kaiſer die zugeſicherte Hilfe an Volk und Geld wieder zu verweigern. Der Kaiſer und Frankreich ſahen ſich, bei dieſen Geſinnungen des Papſtes, zu einem noch engeren Bündniſſe bewogen; dem Papſte wurde ein Concilium zu Piſa entgegengeſetzt und die Abſicht nicht verborgen, ihn mit Gewalt abzuſetzen. Nach einer allgemeinen Verſammlung der Kirchenhäupter zu Tours wurde beſchloſſen, dem Papſte zuvörderſt eine Erweiterung des Concordates von 1438 abzudringen, wogegen Julius eine Synode im Lateran zuſammenrief, die eben ſo aus lauter Italienern beſtand, wie das piſaniſche Concilium aus Franzoſen. Der günſtige Fortgang der venetianiſchen Angelegenheiten bewog den Papſt, mit ſeinen Abſichten immer deutlicher hervorzutreten; den Herzog Alfons von Ferrara ſuchte er, als ſeinen Vaſallen, durch geiſtliche und weltliche Waffen von dem Vertrage von Cambray zu trennen, und am 4. October 1511 ſtiftete er, im Gegenſatze zu jenem Vertrage, mit Aragonien und Venedig die ſogenannte heilige Ligue, welcher ſpäter (9. Februar 1512) auch König Heinrich VIII. von England beitrat, und die beſonders dahin zielte, den Kaiſer von der franzöſiſchen Allianz abzuziehen, und die Franzoſen aus Italien zu vertreiben. Der Krieg gegen Frankreich brach los. Der gefeierte Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, ging mit dem Plane um, den Papſt gefangen zu nehmen, vermochte aber nicht ihn auszuführen. Als hierauf ein Verräther ſich ihm erbot, den Papſt zu vergiften, verwarf des Helden edles Herz mit Abſcheu einen ſo ſchmählichen Antrag. Die franzöſiſchen Waffen führte Gaſton von Foix zu entſcheidenden Siegen. Vergebens ſtellte der greiſe Papſt ſich ſelbſt an die Spitze ſeines Heeres; trotz ſeiner Kanonen mußte er vor Bayard fliehen, und die Schlacht von Ravenna (11. April 1512) endigte ſich für das ſpaniſch-päpſtliche Heer mit einer blutigen Niederlage. Sorgen und Mißgeſchicke trübten den Lebensabend des Papſtes. Da er die Venetianer nicht zu bewegen vermochte, auf die von ihm vorgeſchlagenen Bedingungen mit dem Kaiſer Maximilian Frieden zu ſchließen, ſo verglich er

ſich mit Letzterem insbeſondere, und verſprach, ſeine geiſtlichen und weltlichen Waffen gegen die Venetianer zu gebrauchen, bis ſie den Kaiſer zufrieden geſtellt haben würden. Am meiſten beunruhigte und beugte ihn das Gerücht, daß die Venetianer ſich nun mit den Franzoſen ausſöhnen und ſie wieder nach Italien rufen würden. Unter dieſen neuen Gefahren überraſchte ihn, den letzten allgemeinen Hirten der abendländiſchen Chriſtenheit, am 12. Februar 1513 der Tod, und über ſeinem Grabe tobte noch eine Weile der Kampf fort, den er bald zu entzünden, bald zu löſchen getrachtet hatte.

Wilhelm III.

Erbſtatthalter von Holland, König von England.

Geboren 1650. Geſtorben 1702.

Dieſer kriegsgeübte und ſtaatskluge Monarch war der Sohn Wilhelm's II. von Naſſau, Prinzen von Oranien, und der Tochter des unglücklichen Karl I., Henriette Maria Stuart. Er kam erſt nach dem Tode ſeines Vaters, den 14. October 1650, zur Welt, und wußte ſich bei dem Volke dergeſtalt beliebt zu machen, daß er 1672, als die Heere Ludwig's XIV. in die Republik einzufallen drohten, zum Generalcapitän der Union ernannt wurde und die, vier Jahre früher aufgehobene Statthalterſchaft übertragen erhielt. Zum verzweifeltſten Widerſtande bereit, ließ er die Dämme durchſtechen, täuſchte durch ſeine Bewegungen den Feind, bewerkſtelligte dadurch ſeine Vereinigung mit der kaiſerlichen Armee und nöthigte die Franzoſen zum Rückzuge. Die oraniſche Partei gewann nach dieſen Erfolgen neuen Einfluß, und ſo geſchah es, daß die Staaten von Holland, verbunden mit noch vier Provinzen, den 2. Februar 1674 die Statthalterſchaft in dem Hauſe Oranien für erblich erklärten. Ungeachtet der verlorenen Schlachten von Seneſ und St. Omer (1674 und 1677), verſtand Wilhelm den Feind aufzuhalten und durch ſtaatskluge Maßregeln das Reich, Spanien und

Brandenburg in ein so enges Bündniß mit Holland zu ziehen, daß es 1678 zum Frieden von Nimwegen kam. Jetzt war sein ganzes Streben darauf gerichtet, Ludwig's XIV. begieriges Umsichgreifen zu hemmen. Zu diesem Zwecke, vielleicht auch zu Gunsten seiner eigenen geheimen Absichten auf England, brachte er (29. Juli 1686) die Ligue von Augsburg zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden und Holland zu Stande, welcher noch Dänemark und einige deutsche Fürsten beitraten. Er hatte sich 1677 mit Maria Stuart vermählt, welche Jakob's II. von England Tochter und Thronerbin war. Als nun Jakob's zweite Gemalin 1688 unerwartet einen Prinzen gebar, argwöhnte der größte Theil des Parlaments und der Nation, Jakob beabsichtigte die Wiederherstellung des Katholicismus und den Umsturz der Verfassung; auch raunte man sich zu, der Prinz sei untergeschoben. So machten denn in England die Episkopalen und die Presbyterianer gemeinschaftliche Sache, um, mit Holland's Beistande, Marien die Thronfolge zu sichern. Wilhelm, der Jakob's Anschluß an Frankreich voraussah, schloß seinerseits sich an die Mehrheit der britischen Nation an, und die Generalstaaten beschlossen, ihn zur Vertheidigung der britischen Freiheit und der protestantischen Religion, mit Schiffen und Truppen zu unterstützen. Den 5. November 1688 landete Wilhelm mit einer, vorgeblich gegen Frankreich ausgerüsteten Flotte von 500 Segeln und mit 14,000 Soldaten unerwartet zu Torbay. England's Adel und Truppen, der einflußreiche Lord Churchill, nachmalige Herzog von Marlborough, ja endlich selbst Jakob's zweite Tochter, Anna, mit ihrem Gemahle, dem Prinzen Georg von Dänemark, gingen nach einander zu ihm über, König Jakob mußte nach Frankreich entfliehen, und Wilhelm hielt seinen Einzug in London. Der von Letzterem berufene Nationalconvent erklärte, nachdem Jakob II. den Grundvertrag zwischen dem Könige und dem Volke gebrochen habe, und dadurch der Thron erledigt sei, den 13. Februar 1689 Marien zur Königin, und ihren Gemahl Wilhelm, der mittlerweile zur englischen Kirche übergetreten war, zum Könige, und zwar sollte Letzterem allein die Führung der Verwaltung zufallen. Zugleich wurden durch die Bill of rights die Gränzen der königlichen Gewalt, die Thronfolge, später auch die Civilliste festgesetzt, durch welche Regierungsveränderung sonach die, so oft erschütterte alte Verfassung Englands wieder hergestellt wurde, und die Staatsverwaltung eine den Verhältnissen des Landes angemessenere Form erhielt. Dies war die sogenannte Revolution von 1688, welche jedoch keinen Tropfen Blut kostete. Schottland schloß sich derselben an;

nur in Irland, wo Jakob II. mit einem Heere Ludwig's XIV. erſchien, erhob ſich die Mehrheit der Katholiken für den vertriebenen legitimen König. Doch Wilhelm's Siege am Boyneſluß und bei Aghrim (1690 und 1691), und ſeine Mäſſigung gegen die unterliegende Partei, brachten auch Irland unter ſein Scepter. Wilhelm ſelbſt hatte in der erſtgenannten Schlacht gleich einem gewöhnlichen Krieger gefochten, ſelbſt nachdem er verwundet worden war. Zwar war er auf dem feſten Lande weniger glücklich; bei Steenkerken und Nerwinden (1692 und 1693) mußte er dem Marſchall von Luxemburg den Sieg überlaſſen; aber durch geſchickte Märſche und Rückzüge vereitelte er den Franzoſen die Vortheile dieſer Siege, und Namur's bemächtigte er ſich im Angeſichte der überlegenen Feinde, ſo daß Ludwig im Frieden zu Ryßwik 1697 ihn als König von England anerkennen mußte. Nachdem Karl II. von Spanien in ſeinem Teſtamente den Enkel Ludwig's XIV. zum Erben ſeiner Monarchie eingeſetzt hatte, Wilhelm aber, zu Erhaltung des Gleichgewichts (welche Idee durch ihn in die europäiſche Staatskunſt eingeführt wurde), dieſe Monarchie zu Gunſten Oeſterreichs getheilt wiſſen und Belgiens Abhängigkeit von Frankreichs Politik verhindern wollte, ſo brachte er durch die große Allianz zu Haag (7. September 1701) ganz Europa in Rüſtung wider Ludwig XIV. Obgleich ſchon ſchwer erkrankt, traf er dennoch mit all ſeiner Umſicht die nöthigen Maßregeln zur Eröffnung des Feldzuges. Als nun Ludwig nach Jakob's II. Tode, deſſen Sohn Jakob III. als König von England ausrufen ließ, ließ ſich das dadurch empörte engliſche Parlament um ſo williger finden, dem Bündniſſe mit dem Kaiſer, Holland, Dänemark und Schweden ſich anzuſchließen und bedeutende Streitkräfte auszurüſten. Während dieſer kriegeriſchen Vorbereitungen brach Wilhelm, durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde, das Schlüſſelbein. Seine Ungeduld hinderte ihn, die Wunde zu pflegen und ſich ruhig zu verhalten. Dadurch löſete ſich ſein Verband, und er zog ſich (16. März 1702) den Tod zu. — Wilhem war ernſt, ſtreng und ſtieß die Engländer durch ſein holländiſches Phlegma ab, unter welchem die Leidenſchaften der Ruhmgier und Herrſchſucht ſich verbargen. Aber er war ein umſichtiger, beſonnener, gleichwohl tapferer und unternehmender Krieger; ſeine Politik weithinblickend, wachſam und klug. Er gründete die britiſche Continentalpolitik, dadurch aber auch das Subſidien- und Anleiheſyſtem und die Nationalſchuld. Durch die Niederlage der franzöſiſchen Flotte bei la Hogue (1692) wurde Englands entſchiedene Uebermacht zur See bewirkt. Unter Wilhelm erhielten die bis dahin immer gedrückten Presbyterianer völlige Gewiſſens-

freiheit; die Preßfreiheit wurde feſtgeſetzt, und 1694 zu London die Bank von England mit einem Fonds von 1,200,000 Pf. St. errichtet.

Heinrich IV.

König von Frankreich und Navarra.

Geboren 1553. Ermordet 1610.

Wie Deutſchland ſeinen Maximilian, ſo mag Frankreich den guten König Heinrich, unter welchem Namen er dort noch im Volke fortlebt, ſeinen letzten Ritter nennen. Er war der Sohn Anton's von Bourbon, Herzogs von Vendome, und der Johanne d'Albret, Tochter des Königs Heinrich von Navarra, und den 13. September 1553 zu Pau in Béarn (Departement des Baſſes Pyrénées) geboren. Seine Erziehung, auf welche ſein Großvater, der König von Navarra, ein beſonderes Augenmerk hatte, war nicht die eines Prinzen, ſondern er wurde wie ein junger Spartaner gewöhnt und mit den gröbſten Speiſen genährt. Seine erſten Jahre verlebte er in den Bergen von Béarn, und die Kinder der Bauern waren ſeine Gefährten. Dieſe kräftige Abhärtung bereitete ihn für ſeine Heldenbeſtimmung vor; zugleich aber ſorgte ſeine Mutter für einen ausgezeichneten Lehrer, Namens La Gaucherin, nach deſſen Tode ein Proteſtant, Florent Chretien, ſeine Erziehung übernahm. Als er, eilf Jahre alt, dem Hofe von Frankreich vorgeſtellt wurde, machte die plumpe Freimüthigkeit des kleinen Prinzen aus den Bergen von Béarn den Höflingen viel Vergnügen; aber ſein Witz und ſeine Anmuth gewannen ihm die Liebe Katharina's von Medici, welche ihn immer um ſich behielt. Das Intereſſe für ihn vermehrte eine fehlgeſchlagene Verſchwörung, deren Zweck geweſen war, ihn und ſeine Mutter zu ergreifen und in die Hände des Königs Philipp II. von Spanien auszuliefern, der das Reich der Königin von Navarra an ſich zu bringen trachtete. Zum Glück wurde der Plan entdeckt und vereitelt. Nachdem in der Schlacht von Jarnac (13. März 1569) die hugenottiſche Armee durch die katholiſche geſchlagen worden, und ihr Führer, der Prinz von Condé, gefallen war,

wurde der ſechszehnjährige Heinrich von ſeiner Mutter an die Spitze des hugenottiſchen Heeres geſtellt, empfing den Eid der Treue, und ſchwur ſeinerſeits, die Religion zu vertheidigen und für die gemeinſame Sache zu ſtehen, bis Tod oder Sieg ihnen die verlangte volle Freiheit verſchafft. Ungeachtet die Proteſtanten bei Montcontour eine abermalige Niederlage erlitten, ſo wurde doch Katharina von Medici durch die Furcht, daß der Kampf ſich in die Nähe von Paris ziehen und ſo Alles auf's Spiel geſetzt werden könne, nicht minder durch die Beſorgniß vor den Anſchlägen des ſpaniſchen Hofes bewogen, den Proteſtanten den vortheilhaften Frieden von St. Germain (15. Auguſt 1570) zuzuſtehen. Dieſer Vertrag wurde anfangs vom franzöſiſchen Hofe mit vieler Gewiſſenhaftigkeit beobachtet, und den Hugenotten, um den Schlag gegen ſie um ſo entſcheidender ausführen zu können, mancherlei Zugeſtändniſſe gemacht. Ja, um ſie vollkommen ſicher zu machen, wurde der Königin von Navarra der Antrag gemacht, ihren Sohn Heinrich mit Karl's IX. jüngſter Schweſter, Margaretha von Valois, zu vermählen. Man hoffte, bei Gelegenheit dieſer Vermählungsfeierlichkeiten alle vornehmſten Hugenotten in Paris zu verſammeln und ſie ſo mit einem einzigen Streiche zu vernichten. Während der Vorbereitungen zu der Vermählung ſtarb Heinrich's Mutter (9. Juni 1572), und dieſer nahm nun den Titel eines Königs von Navarra an; ſeine Vermählung wurde den 18. Auguſt 1572 vollzogen; aber die Nacht vom 24 — 25. Auguſt ſah das gräßliche Ereigniß der Pariſer Bluthochzeit (Bartholomäusnacht); alle Hugenotten, deren man habhaft werden konnte, wurden ermordet. Heinrich ſelbſt ſtand auf der rothen Liſte, wie ſie es nannten, und beſonders trachtete der Herzog von Guiſe, ihn der Zahl der Todesopfer beizugeſellen. Aber Katharina von Medici und die Anderen hatten einen Abſcheu, ihre Hand in königliches Blut zu tauchen, und überdies warf ſich Heinrich's Gemahlin, Margaretha, dem Könige Karl IX., ihrem Bruder, zu Füßen, und flehte um das Leben ihres Gatten und Herrn. Karl ließ nun am Morgen des Bartholomäustages Heinrich zu ſich kommen und forderte ihn, bei Gefahr ſeines Lebens, auf, dem proteſtantiſchen Glauben zu entſagen. Um ſein Leben zu retten, erfüllte Heinrich des Königs Gebot, und mußte auch eine von ihm verlangte Erklärung bekannt machen, welche die Ausübung der reformirten Religion in ſeinen Staaten verbot. Er wurde jetzt am franzöſiſchen Hofe unter ſcharfer Aufſicht gehalten, alle bedeutenden Hugenotten von ihm entfernt; auch ſchmeichelte ihm Katharina von Medici mit der Hoffnung, die Stelle eines Generallieutenants zu erhalten, während ſie zu-

zugleich ihn mit verführeriſchen Vergnügungen umgarnte und ſeine Schwäche für das weibliche Geſchlecht benutzte, ihn von andern Entwürfen abzuziehen. Endlich entriſſen ihn einige treue Diener ſeiner Unthätigkeit, und ſeine Gemahlin warnte ihn vor den wiederholten Anſchlägen ihres Bruders gegen ſeine Perſon. Heinrich täuſchte die Wachſamkeit ſeiner Aufpaſſer, und benutzte eine Jagd, um vom Hofe zu entfliehen (1576). In Alencon ſammelte er Anhänger um ſich, und in Tours entſagte er, gegen den erzwungenen Uebertritt von 1572 proteſtirend, dem katholiſchen Glauben. Mehrere wichtige Plätze öffneten ihm ihre Thore, und die Hugenotten geboten bereits wieder über eine Streitmacht von 50,000 Mann. Dadurch beunruhigt, ſchloß Katharina mit den Hugenotten einen Vertrag, welcher ihnen in ſehr vielen Städten die freie Ausübung ihrer Religion geſtattete, die Ehrloserklärung ihrer Häupter widerrief, und beſtimmte, daß zur Sicherheit der Hugenotten in den Gerichten die Richter aus Perſonen beider Religionen zuſammengeſetzt werden ſollten; auch ſagte ſich in dieſem Edicte der Hof von den Blutſcenen des 24. Auguſt und der folgenden Tage los. Erbittert über dieſe den Hugenotten gemachten Zugeſtändniſſe, errichtete die katholiſche Partei eine Ligue, deren Seele der mächtige Herzog von Guiſe, und welcher der König Heinrich III. beizutreten genöthigt war. Da man hierauf Anſtalten traf, den Hugenotten ihre Begünſtigungen wieder zu entreißen, ſo brach 1577, unter den ungünſtigſten Ausſichten für die Proteſtanten, der Krieg von neuem aus. Gleichwohl wurde im September desſelben Jahres, gegen den Wunſch der Ligue, ſchon wieder ein Friede zwiſchen den Königen von Frankreich und Navarra geſchloſſen, welchem unmittelbar das, den Hugenotten äußerſt vortheilhafte Edict von Poitiers folgte. Auch dieſer Friede machte, nachdem er nur dem Namen nach beſtanden, bald erneuerten Feindſeligkeiten Raum. Nach hartnäckigem Widerſtande brachte Heinrich die Stadt Cahors in ſeine Gewalt; er ſelbſt focht dabei, weder ſeiner Wunden, noch der Abmahnungen ſeiner Freunde achtend, wie ein gemeiner Soldat. Zum ſiebenten Male wurde der Friede in Frankreich hergeſtellt. Durch den Tod des Herzogs Franz von Anjou (10. Juni 1584) ward Heinrich der wahrſcheinliche Thronerbe Frankreichs, wogegen die Ligue den Cardinal von Bourbon als geſetzlichen Erben der Krone zu erklären ſuchte. Heinrich III., die Macht Guiſe's und der Ligue mit Grund fürchtend, ſuchte in Unterhandlungen mit dem Könige von Navarra zu treten, ihn zur Rückkehr zur katholiſchen Kirche und zur Mitwirkung zur Unterdrückung der Ligue zu bereden; doch Heinrich's IV. hugenottiſche Anhänger wußten dieſe

Verbindung zu hintertreiben. Wieder hob die Ligue ihr Haupt; Heinrich III. ſah ſich genöthigt, ſich ihr in die Arme zu werfen und gegen die Hugenotten den Krieg zu erklären. Wie unvorbereitet auch der Kampf die Hugenotten fand, ſo war ihnen doch das Glück bei verſchiedenen Gelegenheiten günſtig, worauf Mangel an Einheit ihnen neue Verluſte bereitete, bis die Rückkehr des ſchon todtgeglaubten Condé nach Rochelle ihre Angelegenheiten wiederum hob, zumal die proteſtantiſchen Staaten Deutſchlands ihnen Beiſtand zuſagten. Den häufig wiederholten Einladungen des Königs von Frankreich und der Königin Mutter zur Rückkehr zur katholiſchen Kirche trat Heinrich ſtets mit der unveränderlichen Antwort entgegen, daß er ſich dem Beſchluſſe einer freigewählten Kirchenverſammlung unterwerfen wolle. Am 28. October 1587 ſchlug Heinrich mit einer der Zahl nach geringeren Macht bei Coutras die königliche Armee mit großem Verluſte, und verherrlichte ſeinen Sieg durch ſeine Milde gegen die Ueberwundenen. Doch benutzte er ſeinen Vortheil nicht vollſtändig. Guiſe's Siege vermehrten jedoch den Einfluß und den Trotz der Ligue, welche dem Könige Heinrich III. ſelbſt verderblich werden ſollte, da Guiſe heimlich nach dem Throne ſtrebte. Dieſer erregte einen Aufſtand in Paris, der nichts weniger, als die Entthronung des Königs bezweckte. Aber die Liſt und Entſchloſſenheit der Königin Mutter rettete den König, dem es gelang, heimlich aus dem empörten Paris nach Chartres zu entfliehen. Nach einer ſcheinbaren Ausſöhnung ließ Heinrich III. den Herzog von Guiſe ermorden, und am 5. Januar 1589 ſtarb auch des Königs Mutter, Katharina von Medicis. Die Ermordung des vom Volke angebeteten Guiſe erregte heftige Erbitterung; der Pöbel wüthete, und ein Decret der Sorbonne entband Frankreich ſeiner Verpflichtungen gegen den König. Heinrich von Navarra, um ſeine Plane auf die Thronfolge zu unterſtützen, ſuchte den bedrängten König von Frankreich an ſich zu ziehen. Daher erließ er den 4. März 1589 ein Manifeſt an die drei Stände Frankreichs, in welchem er ſie aufforderte, die Ligue zu verlaſſen, da er, wenn ſie in ihrer Empörung verharrten, dem Könige beiſtehen werde. Am 30. April 1589 kamen Heinrich von Frankreich und Heinrich von Navarra in Tours zuſammen; ſie vereinigten ihre Streitkräfte, und die Belagerung von Paris wurde beſchloſſen. Aber am 1. Auguſt 1589 wurde Heinrich III. durch einen Fanatiker, Clement, im Lager von St. Cloud ermordet. Sterbend erklärte er den König von Navarra zu ſeinem Nachfolger und ermahnte ihn, die proteſtantiſche Religion aufzugeben, da er außerdem den Thron nie mit Sicherheit einnehmen werde. Heinrich IV. wurde nunmehr von ſeinen An-

hängern zum Könige ausgerufen; aber der katholiſche Adel beſtand auf Heinrich's Bekehrung, ehe man ihn anerkennen werde. In Paris wurde durch die Ligue der alte Cardinal von Bourbon als Karl X. zum Könige ausgerufen, und, da derſelbe ſich als Gefangener in den Händen Heinrich's IV. befand, der Herzog von Mayenne mit dem Titel und der Gewalt eines Lieutenantgenerals der Krone und des Reiches von Frankreich bekleidet. Heinrich IV. ſchlug die Armee der Ligue bei Arques und unternahm dann einen Angriff auf die Vorſtädte von Paris, nahm Vendome ein und verfolgte ſeine Vortheile mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. Doch der Mangel an Geld lähmte ihn in ſeinen Operationen und verlängerte den Krieg um mehrere Jahre. Der wichtige Sieg, welchen er (14. März 1590) bei Ivry über Mayenne erfocht, ſetzte ihn in den Stand, Paris zu blokiren. Die Hungersnoth ſtieg in dem eingeſchloſſenen Paris zu einer ſo fürchterlichen Höhe, daß man gemahlene Menſchenknochen unter Kleien und Spreu miſchte und Brod daraus buk; dennoch widerſtrebte die Ligue hartnäckig jeder Capitulation. Als die Hungersnoth ſich mehrte, wurden Abgeordnete an Heinrich IV. geſchickt, um deſſen Erlaubniß zu erhalten, daß eine Anzahl alter und ſchwacher Perſonen die Stadt verlaſſen dürfe. Viele riethen ihm, dieſe Forderung abzuſchlagen, da es der einzige Weg zur Unterwerfung der Stadt ſei, daß man das Volk zu einem Aufſtande gegen die Ligue treibe; aber Heinrich erwiderte: »Ich wundere mich nicht, daß die Häupter der Ligue und die (derſelben verbündeten) Spanier ſo wenig Mitleid mit dem armen Volke haben; ſie ſind blos ſeine Tyrannen; aber ich, der ich ſein König und Vater bin, kann die Erzählung ſeiner Drangſale nicht hören, ohne im Grunde meiner Seele gerührt zu werden und mich zu beſtreben, ihm zu helfen. Ich kann diejenigen, welche von dem Geiſte der Ligue beſeelt ſind, nicht abhalten, mit dieſer zu Grunde zu gehen; aber diejenigen, welche meine Gnade anrufen, können den Verbrechen der Anderen nicht abhelfen; ich will ihnen meine Arme reichen.« Gegen 4000 Perſonen verließen mit ſeiner Erlaubniß die Stadt. Der Herzog Alexander Farneſe von Parma, welcher mit ſpaniſchen Truppen der Hauptſtadt zu Hilfe eilte, nöthigte endlich den König, die Belagerung aufzuheben. Nachdem der Bürgerkrieg noch längere Zeit fortgeführt wurde, ſah Heinrich endlich ein, daß er, bevor er in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückkehre, nie auf allgemeine Anerkennung rechnen dürfe; daher ſchwor er den 25. Juli 1593 zu St. Denis den Proteſtantismus ab, worauf mehrere wichtige Städte ihm ihre Thore öffneten, und er (27. Febr. 1594) ſich zu Chartres krönen ließ. Durch Einverſtändniß wurde ihm endlich auch

Paris geöffnet, wo die Mehrzahl des Volkes ihn mit Enthuſiasmus aufnahm. Großmüthig verſchmähte er, an irgend einem ſeiner Feinde Rache zu nehmen; die Macht der Ligue war gebrochen, und ſelbſt der Herzog von Guiſe leiſtete ihm den Huldigungseid. Ein junger Mann, Johann Chatel, unternahm (27. Dec. 1594) einen Mordverſuch gegen den König, verwundete ihn aber nur am Munde. Am 17. Sept. 1595 wurde Heinrich auch vom Papſte losgeſprochen, und erhielt den Titel des chriſtlichen Königs zurück. Hierauf erklärte er den Krieg an Spanien, und durch den Sieg von Fontaine-Françaiſe, bei welcher Gelegenheit der König Wunder der Tapferkeit verrichtete, brach er die Macht der Spanier im Norden Frankreichs. Er machte den trefflichen Sully zum Oberaufſeher der Finanzen, wodurch Ordnung im Staate und in den öffentlichen Rechnungen wieder hergeſtellt wurde. Am 30. April 1598 unterzeichnete er das berühmte Edict von Nantes, welches den Proteſtanten völlige Gewiſſensfreiheit zugeſtand, und zu Vervins ſchloß er Frieden mit Spanien. Seitdem wirkte er unabläſſig für Frankreichs Glück und Wohlſtand, bis am 14. Mai 1610 der Dolch eines Fanatikers, Franz Ravaillac, ſeinem Leben ein Ende machte. Ritterlich, tapfer, gerecht, mild und weiſe, vereinigte Heinrich alle Tugenden eines Königs und Helden in ſich; er war der Vater und zugleich der erſte Ritter ſeines Volkes, das die Liebe für ihn auf alle folgenden Generationen vererbte. Gern vergab man ſeinem zu zärtlichen Herzen die Schwachheiten der Liebe, die, bei manchen Verirrungen, nie ſein beſſeres Selbſt anzutaſten vermochte.

Shakeſpeare.

Geboren 1564. Geſtorben 1616.

Ein Metzger und Wollhändler zu Stratford an der Avon heirathete die wohlhabende Tochter eines Gutsbeſitzers; und der dritte Sprößling dieſer Ehe war — William Shakeſpeare; mit welchem, — man darf es ohne Hyperbel ſagen — die ganze Poeſie der Neuern geboren ward; denn ſein Name allein repräſentirt, dem ganzen Alterthume gegenüber, die Dicht-

kunſt der ſpäteren Menſchheit. Ueber die Jahre ſeiner Kindheit ſchweigt die Geſchichte faſt ganz. Wir wiſſen nur, daß ſein Vater, durch das ſchnelle Anwachſen der Familie von ſeinem Wohlſtande herabkam, ſeinen Kindern nur eine nothdürftige Erziehung geben konnte, und William nur etwas Latein in der Stadtſchule lernte. Jahrelang führte ſodann William das Schlachtmeſſer, und zwar, wie ſeine Zeitgenoſſen treuherzig verſichern, mit nicht gewöhnlichem Geſchick. Auch ſoll er damals durch edlen Anſtand und kernhaften Volkswitz Aufſehen erregt haben. Schon im 19. Lebensjahre wählte er eine Gattin, in der um acht Jahre ältern Anna Hathaway. Ein Mädchen und Zwillinge waren die Frucht dieſer Ehe, die ihn wenig beglückt zu haben ſcheint. Denn er verlor ſich in wüſte Geſellſchaft, ward bei einer Wilddieberei ertappt, gerichtlich belangt, und, da er ſich obendrein erlaubte, in einer Ballade ſich über ſeinen Richter luſtig zu machen, genöthigt, Stratford heimlich zu verlaſſen und nach London zu fliehen. Dort gelang es ihm, durch Fürſprache eines Verwandten, die Stelle eines Rufjungen (Call-boy) am Blackfriars-Theater zu erhalten, der die Pflicht hatte, die Schauſpieler, wenn ſie auftreten ſollten, herbeizurufen. Dies war der Weg, auf welchem das größte dramatiſche Genie, das jemals gelebt hat, ſich entfaltete. Vom Rufjungen ward Shakeſpeare Schauſpieler, und erwarb ſich den Beifall ſeines Publikums. Nun öffneten ſich ihm die Kreiſe der gebildeteren Welt; das Leben und Treiben der Menſchen in allen Formen und Ständen lag vor ſeinem Blicke, — er griff mit kühner Hand hinein, geſtaltete es zum Bilde, — und der freudige Beifall, der ſeine erſten Dichtungen von allen Seiten begrüßte, entſchied über ſeinen Beruf, über ſein weiteres Leben. Sein Ruhm wuchs täglich, und erreichte in wenigen Jahren den Thron der jungfräulichen Königin Eliſabeth. Oefters beſuchte ſie das Theater, an welchem der Dichter und Schauſpieler Shakeſpeare ſpäter auch Miteigenthümer geworden war, und ergetzte ſich am liebſten an Fallſtaff's originellem Charakterbilde. Ihr Nachfolger, König Johann, bewies dem Dichter das gleiche Wohlwollen. Graf Southampton warb um ſeine Freundſchaft, und die Beſten ſeiner Zeit- und Volksgenoſſen, Ben Johnſon, Hales u. A. ſchloſſen ſich ihm an, wobei es freilich an Neidern, Feinden und pedantiſch-bornirtem Widerſpruch nicht fehlte. Shakeſpeare beantwortete ihn — durch immer neue Production; verſchwenderiſch und unerſchöpflich, wie ſeine große Lehrerin Natur, goß er das Füllhorn ſeines Reichthums über Welt und Nachwelt aus, — ſo daß wir uns jetzt, nach Jahrhunderten, noch übertäubt und überſchüttet fühlen, und unſern Witz

immer neu an den Schönheiten dieſer Welten üben können. Ein Vierteljahrhundert wirkte er ſo fort in ungeſchwächter Kraft, bis ihn Sehnſucht nach Ruhe und Zurückgezogenheit in die ſtillen Mauern ſeines lieben Stratford zurückrief. Hier kaufte er ſich ein Haus, richtete es behaglich ein, und gedachte den Reſt ſeiner Tage in Frieden zuzubringen. Das Geſchick kürzte leider dieſen Reſt unerbittlich ab. An ſeinem 53ſten Geburtstage rief es ihn, und zugleich im Süden den herrlichen Cervantes, aus dieſer Welt. Ein einfacher Grabſtein bezeichnete den Ort, wo ſeine Gebeine ruhten. Hundert fünf und zwanzig Jahre nach ſeinem Tode errichtete ihm England ein Denkmal in der Weſtminſter-Abtei. Das Haus, das er bewohnte, iſt zum Wallfahrtsorte geworden, und ein jährliches Feſt feiert ſein Andenken.

Vielleicht über keinen Dichter iſt ſo viel und ſo Vortreffliches geſchrieben worden, als über Shakeſpeare. Beſonders haben deutſche Gelehrte ihren ganzen Tiefſinn aufgeboten und mitunter die ſeltſamſten Meinungen gewagt, um ſeinen Werth ganz zu ergründen und um ſagen zu dürfen, daß ſie ihn ſelbſt beſſer würdigten, als ſein Vaterland. Dem ſei nun, wie ihm wolle, ſo viel ſcheint gewiß: das iſt an Shakeſpeare am größten und hervorſpringendſten, — daß ſich die Welt in ihrer ganzen Breite, das menſchliche Herz in allen ſeinen Tiefen und Falten, die Geſchichte und das Leben, im Großen und im Kleinen, treu und wundervoll abgeſpiegelt, in ſeinen Schöpfungen wieder finden. Für Alles hat er eine Geſtalt und einen Ausdruck. Er ſträubt unſer Haar vor Schauder empor, erpreßt uns Thränen der Rührung, lockt uns durch zauberiſche Reize, verſenkt uns in ernſte Betrachtung, ergetzt uns durch tändelnden oder burlesken Witz, erhebt uns zu ſtaunender Bewunderung, ſchmilzt uns in phantaſtiſche Melancholie hin, belehrt uns durch gehaltreiche Lebensweisheit, heißt uns mit Thoren Thoren ſein, — kurz, macht mit uns, was er will, und läßt zuletzt nur die Bewunderung ſeiner ſelbſt zurück. Man glaubt kaum, einen Dichter, — man glaubt, die Natur ſelbſt vor den Augen zu haben; das Drama wird zum Leben, das Leben ſelbſt erſcheint als ein großes Drama, für welches der Zauberſtab des Genius uns erſt den Sinn völlig aufgeſchloſſen hat. Und eben dieſes Zuſammenfaſſen und Klarmachen des Lebens durch ein Bild des Lebens iſt die eigentlichſte Bedeutung der Poeſie.

Dante.

Geboren 1265. Geſtorben 1321.

Eine ungewiſſe Dämmerung lag über Europa; der Geiſt der alten Zeit war erloſchen, das Licht einer neuen noch nicht angebrochen; Fehden und Unruhen verwirrten die Welt, und ein undurchdringliches Chaos ſchien Entwicklungen wie Zerſtörungen gleichmäßig in ſeinem Schooße zu verhüllen, — als der dunkelſte und ſeltſamſte aller Dichter, wie ein räthſelhaftes Meteor aus dieſem Zwielichte emporſtieg, — ein Dichter, der ſo oft erklärt und ſo ſelten verſtanden wurde, und den man nur verſtehen kann, wenn man ihn aus ſeiner Zeit und ſeiner Geſchichte zu erklären weiß.

Durante Alighieri (ſpäter Dante genannt), der Gründer der italieniſchen Dichtkunſt, wurde zu Florenz in einer Epoche geboren, wo eine allgemeine Bewegung in ſeinem Vaterlande herrſchte. Unruhen im Innern, Kriege nach Außen konnten die Urkraft nicht hemmen, mit welcher eben damals die bildende Kunſt in ihrer natürlichen Großheit in Giotto's Werken wieder auflebte. Dieſer ſinnlich wirkende Genius hatte offenbar Einfluß auf Dante's Bildung, und gab der abſtruſen Dogmatik, welche das Studium der Theologie hervorrief, dem ſich Dante in Paris widmete, ein künſtleriſches Gleichgewicht. Alles bildete und regte ſich damals an einander, zumal in Italien; und wie Dante an Giotto, ſo ſchloß ſich Orgagna an Dante, — und ſo entſtand jenes italieniſche Kunſtleben, das ſeines Gleichen nicht wieder gehabt hat. »Dante war mit Giotto in Frankreich, am längſten in Paris geweſen;« — erzählt Cellini, und fügt hinzu: »er hat in ſeiner Hölle viele Anſpielungen auf dieſen Ort, die man niemals verſtanden hat, wie ihn überhaupt ſeine Ausleger Manches ſagen laſſen, was er weder gedacht, noch geträumt hat.«

Wenn man mit dieſem Winke des klugen und wackern Cellini die ſogenannte »göttliche (beſſer: »heilige«) Komödie« Dante's lieſt, ſo findet man, daß der beſte Commentar zu dieſem abenteuerlichſten und räthſelhafteſten Gedichte, dieſem grotesken Gemenge von Abſcheulichkeit und Größe, von Grübelei und Naivetät, von Gelehrſamkeit und Poeſie — das Leben des

Dichters iſt. Das Andenken ſeiner erſten Liebe, zu der früh geſtorbenen Beatrice Portinari, blieb ihm das Sternbild auf der Irrfahrt ſeines ſtürmevollen Daſeins. Dies Bild im Herzen, focht er im Dienſte ſeines Vaterlandes bei Campaldino gegen die Aretiner, bei Caprona gegen die Piſaner. Er ging als Geſandter der Republik nach Rom und an mehrere Höfe. Er ward zu dem ehrenvollen Amte eines Prioren (Senatoren) ſeiner Vaterſtadt erhoben, und verehelichte ſich mit Gemma Donati. Bis hieher ſchien ihm eine Sonne freundlicher Zukunft; nun aber trübte ſich der Horizont — für immer, und Dante's Leben ward eine Kette von Widerwärtigkeiten. Seine Ehe fiel nicht glücklich aus; Gemma trennte ſich von ihm. In den Wirren der Republik intervenirte Papſt Bonifaz der achte durch einen eben in Florenz anweſenden ausländiſchen Prinzen. Dante vertheidigte mit Feuereifer die Selbſtſtändigkeit ſeines Vaterlandes; die Gegenpartei ſiegte, — er und die Gleichgeſinnten wurden nun als Aufwiegler behandelt, und ihm eine Geldſtrafe auferlegt, die er nicht erſchwingen konnte. Von nun an ſehen wir den gebeugten Sänger, aus ſeiner Vaterſtadt verwieſen, aller Vorzüge und Rechte beraubt, in den verworrenſten Tagen, in's Elend getrieben, die Welt durchirren; und ſo müſſen wir ihn im Auge behalten, wenn wir ſein düſteres Gedicht, die Frucht dieſer Verbannung, begreifen wollen. Wo er es eigentlich geſchrieben, darüber, wie über Homer's Geburtsort, ſtreiten verſchiedene Städte. Aber wo er auch weilte, — er durchzog Italien und Frankreich, — die Sehnſucht nach ſeiner Vaterſtadt wich nicht aus ſeiner Seele; Gram und hoffnungsloſer Kummer nagte an den herrlichen Kräften ſeines tiefen Gemüthes, und die bittern Aeußerungen des Unmuthes, den er nicht in ſeine Bruſt zu verſchließen vermochte, verleideten ſeinen Umgang ſogar denen, die ihm wohlwollten und wohlthaten. Vergebens wendete er ſich ſelbſt an den Kaiſer, um die Zurückberufung zu erwirken; alle Hoffnungen ſchlugen fehl, und der alternde Dichter hatte den Schmerz, auf eine, ſeinem Gefühle nach verlorne Hälfte eines langen, trüben Lebens zurückzublicken. Die letzten Jahre desſelben verlebte er, dem Dienſte ſeiner ernſten Muſe raſtlos treu, zu Ravenna, bei Guido Novello, dem Herrn dieſer Stadt, der ihn verehrte und beſchirmte. In dieſer Zurückgezogenheit, die einem minder harten und bittern, vielleicht auch einem minder ſtrebſamen Charakter Genuß geſchienen hätte, ſtarb er, in tiefem Seelenſchmerze, am 14. September des Jahrs 1321. Kaum war er verſchieden, ſo beeiferte ſich Florenz, das den Lebenden verſtoßen hatte, den Todten mit Ehren zu überhäufen. Man forderte ſeinen Leichnam aus Ravenna (erhielt ihn aber nicht);

SHAKESPEARE

DANTE

WASHINGTON

STEIN

MÖLTY

PFEFFEL

man ſtellte ſein Bildniß, von Giotto's Hand gemalt, öffentlich auf; man beſoldete Gelehrte, um öffentliche Vorträge über die divina commedia zu halten. Dieſes Gedicht erlebte allmälich gegen 60 Ausgaben, beſchäftigte hundert kleinere Geiſter, es zu commentiren, und iſt dem Dichter ein ſprechenderes Denkmal, als das, welches ihm Bernardo Bembo in der Minoritenkirche zu Ravenna ſetzen ließ, wo ſeine Aſche ruht. Dante's ſcharfe, beſtimmte, ſtrenge, faſt leidende Züge ſind aus ſeinen Abbildungen bekannt; ſeine Perſönlichkeit ſoll impoſant, ernſt, jetzt wehmüthig ſanft, jetzt bitter und abſtoßend geweſen ſein. Dieſe Widerſprüche des Weſens ſpiegeln ſich auch in ſeinem Gedichte, und wiederholen ſich (und erklären dadurch die) in den Anſichten darüber. Während es Italien für das größte Werk menſchlichen Geiſtes erklärte, ſah man es in Frenkreich für eine monſtröſe Ausgeburt abergläubiſchen Wahnwitzes an, und während die deutſche romantiſche Schule darin den Schlüſſel zur Offenbarung des Alls erkannte, zögerte der größte deutſche Dichter nicht, zu geſtehen: »Die Hölle komme ihm abſcheulich, das Fegefeuer zweideutig, und das Paradies langweilig vor" — unterließ aber nicht, weislich hinzuzufügen: »Die Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolino's und ſeiner Kinder einſchließe, gehörten zu dem Höchſten, was die Dichtkunſt hervorgebracht habe." — Ja, ſein Vaterland ſelbſt theilte ſich im Glauben; eine ſtrenge, gewichtige Partei hält an Dante bis auf die Worte und Wendungen in der Sprache, wie an einem Orakel, feſt; und wieder gab es ſchon zu Cellini's Tagen einen Matteo, der ſagen durfte: »Er hat den Dante geleſen! er iſt ſchwach, und faſelt!"

Was aber Dante ſeiner Sprache, ſeiner Nation, der Poeſie überhaupt geweſen, bleibt unbeſtritten: eine kräftige Anregung, ein geniales Vorbild, eine denkwürdige Verbindung intellektuellen und plaſtiſchen Sinnes, ein Denkmal ſeiner Zeit, ein ewiges Problem.

George Waſhington.

Geboren 1732. Geſtorben 1799.

Der große Gründer und Pfleger der nordamerikaniſchen Unabhängigkeit, George Waſhington, war der Sohn eines reichen Pflanzers, und in der Grafſchaft Fairfax in Virginien geboren. Er wurde auf der Schule zu Williamsburg, der vormaligen Hauptſtadt Virginiens, gebildet, und machte beſonders in der Mathematik Fortſchritte. Durch den Tod ſeiner beiden älteren Brüder trat er frühzeitig in den Beſitz ſeines väterlichen Vermögens, erhielt den Grad eines Majors in der Miliz, und wurde von dem Gouverneur von Virginien auserſehen, um mit dem franzöſiſchen Gouverneur des Fort du Quesne wegen der Gränzen zwiſchen der franzöſiſchen und engliſchen Regierung zu unterhandeln. Bald nachher ward er Oberſtlieutenant eines Milizenregiments, das die Colonie zur Vertheidigung ihrer Gränzen errichtete. In Kurzem erhielt er den Oberbefehl über dieſes Regiment, und wohnte als Freiwilliger der unglücklichen Unternehmung des Generals Braddock 1755 bei. Das Vertrauen auf ſeine Talente war ſo groß, daß man ihm damals die Leitung des Rückzuges anvertraute. Später nahm er wieder an einem Zuge nach dem Ohio Theil, legte aber 1758 wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit ſeine Stelle nieder, heirathete eine reiche Erbin, und lebte in einer ruhigen und ländlichen Abgeſchiedenheit auf ſeinen Pflanzungen. Als 1773 die Zerwürfniſſe zwiſchen den engliſchen Colonien in Nordamerika und dem Mutterlande in offene Feindſeligkeiten übergingen, bewaffnete Waſhington, theilweiſe aus eigenen Mitteln, die Miliz von Virginien, übte ſie ein und trat an ihre Spitze, und nachdem der Krieg thätlich ausgebrochen, und der zu Philadelphia verſammelte Congreß die Errichtung eines im Solde ſämmtlicher Provinzen ſtehenden Heeres beſchloſſen hatte, erhielt Waſhington durch Ballotiren den Poſten eines Obergenerals dieſer Provinzial- oder Continental-Armee. Er hatte damit eine um ſo ſchwierigere Stellung übernommen, als die Amerikaner Mangel

an den meiſten Kriegsbedürfniſſen litten, und die faſt durchgehends aus Freiwilligen beſtehenden Truppen, einer ſtrengen Disciplin nicht zu unterwerfen waren. Er mußte daher mehr durch ein geſchickt angewendetes Tirailleurſyſtem, als durch große und gewagte Unternehmungen, die beſſer ausgeſtatteten und disciplinirten Truppen des Feindes zu bekämpfen ſuchen, ein Beſtreben, welches im Weſentlichen ihm vollkommen gelang. Er nöthigte am 17. März 1796 den engliſchen General Howe zur Räumung Boſton's, und hielt, unter dem Jubelgeſchrei der Bürger, ſeinen Einzug in dieſer Stadt, worauf am 4. Juli die vereinigten Staaten ſich unabhängig erklärten. Aber die nächſten Kriegsereigniſſe ſchlugen größtentheils zum Nachtheile der Amerikaner aus, und nur Waſhington's meiſterhafter Rückzug von Long-Island, wie ſein geſchicktes Vermeiden eines Hauptreffens, beugten bedeutenderen Mißgeſchicken vor. Er erhielt jetzt ausgedehntere Vollmachten vom Congreſſe, und einige glückliche Erfolge, wie z. B. der Ueberfall eines heſſiſchen Corps bei Trenton, und eines engliſchen bei Princetown, belebten den Muth der Amerikaner, während die Zuverſicht ihrer Feinde dadurch herabgeſtimmt wurde. Vom wichtigſten Einfluſſe für die amerikaniſchen Angelegenheiten aber war der Beitritt Frankreichs und die Capitulation der eingeſchloſſenen engliſchen Armee unter Burgoyne bei Saragota (17. October 1777); die Republikaner wurden dadurch begeiſtert und mit Selbſtvertrauen erfüllt, und die engliſchen Truppen lernten jetzt einen Feind achten, den ſie vorher gering geſchätzt hatten. Damals wurde ein, wiewohl fruchtloſer Anſchlag gemacht, Waſhington zu Gunſten des Generals Gates, des Siegers von Saragota, vom Commando zu entfernen. Zwar wurde dieſer Plan vereitelt, doch war Waſhington's Lage bedenklich genug. Seine Armee hing an ihm; aber durch Krankheiten geſchwächt, durch Hunger und Elend verſtimmt, ſtand ſie im Begriff, ſich aufzulöſen. Mitten unter den ihn umgebenden Gefahren und Schwierigkeiten zeigte Waſhington eine ſeltene Beharrlichkeit, unerſchütterliche Stärke und unermüdliche Thätigkeit. Anſtatt über die boshaften Angriffe auf ſeinen Charakter empfindlich oder aufgebracht zu ſein, bewies er Großmuth und lag dem Congreſſe, ſo wie den geſetzgebenden Geſellſchaften der verſchiedenen Staaten ernſtlich an, ſeine Armee wieder zu verſtärken, um im nächſten Feldzuge mit Nachdruck handeln zu können. Das erſte ſichere Vorzeichen der dauernden Freiheit der Amerikaner war die Uebergabe eines engliſchen Corps von 7000 Mann (unter Cornwallis) und der Poſten Yorktown und Glouceſter Point (19. October 1781) an die vereinigten franzöſiſch-amerikaniſchen Armeen,

ein Sieg, welcher Waſhington's Feldherrnruhm für alle Zeiten feſtgeſtellt hat und den Amerikanern einen anſehnlichen Artilleriezug, nebſt einer großen Menge von Gewehren, Munition, Kriegs- und Mundvorräthen überlieferte. Durch ganz Amerika erſcholl der Jubel; das Geſchrei der Mißvergnügten verſtummte. In England verſchwand ſeitdem das Vertrauen zu dem Erfolge dieſes Krieges; man ſchritt zu Unterhandlungen, und endlich kam (3. September 1783) der Pariſer Friede zu Stande; England anerkannte die Unabhängigkeit Nordamerika's. Hierauf gab Waſhington das Commando ab und zog ſich, von dem Danke und der Verehrung ſeiner Mitbürger begleitet, auf ſeinen Landſitz, Mount-Vernon in Virginien, zurück, wo er mehre Jahre in ſtillem Frieden hinbrachte. Als aber, durch eintretende Ereigniſſe, die Nothwendigkeit einer allgemeinen Regierungsgewalt ſich aufdrang, wurde im September 1787 zu Philadelphia ein Congreß verſammelt, zu deſſen Präſidenten Waſhington einſtimmig erwählt ward. Kraft der von dieſer Verſammlung entworfenen, noch jetzt beſtehenden Conſtitution der vereinigten Staaten, welche den wichtigen Punkt einer Föderalverbindung berichtigte, wurde ein neuer Congreß berufen und im März 1789 Waſhington wiederum einſtimmig zum Präſidenten desſelben ernannt. Mit ſichtlichem Widerſtreben, das aus der Liebe zur Abgeſchiedenheit und aus der Sorge für ſeinen Ruhm floß, übernahm dieſer große Mann das erſte Amt des Staates; ſeine Reiſe von ſeinem Landſitz nach Philadelphia glich einem Triumphzuge. Mit Weisheit und Würde erhielt er ſich inmitten der zahlreichen und widerſprechenden Parteien, welche in dem jungen Staate aufſchoſſen, und trat ſpäter mit Entſchiedenheit den Bewegungen der Anarchie entgegen, welche das Vorbild der franzöſiſchen Revolution auch in Amerika weckte. Er hielt den Staat von dem Abgrunde eines Bankerotts zurück, der deſſen Credit vernichtet haben würde, gab den Staatsgläubigern ſichere Bürgſchaften, befreite den Handel von den bisherigen Hemmungen, ſicherte und ordnete den Rechtsgang, wirkte für die innere und äußere Ordnung, indem er, zum Schutze gegen die angrenzenden feindſeligen Indianerſtämme, die Landmacht vermehrte, und führte Nordamerika unter das Obdach des Völkerrechts. In Gemäßheit der erhaltenen Vollmachten wählte er 1791 am Potomac den Platz für die künftige Hauptſtadt der Union, welche, indem ſie den Namen Waſhington's erhielt, das Andenken dieſes erſten Bürgers, Feldherrn und oberſten Beamten Nordamerika's zu verewigen dient. Im Intereſſe des Vaterlandes, willigte Waſhington, wie ſehr er ſich auch nach Ruhe ſehnte, ein, die

Präſidentſchaft im März 1793 noch auf weitere vier Jahre zu übernehmen. Nach dem Rücktritt ſeines ſtaatskundigen Freundes Hamilton, blieb Waſhington faſt allein zurück, um der wachſenden Stärke der antiföderaliſtiſchen oder franzöſiſchen Partei zu widerſtehen; durch ſeine Feſtigkeit, welche ſeine Verläumder entwaffnete, gab er der öffentlichen Meinung eine Richtung, wenn er auch ſie nicht zu ſeinen Gunſten umſtimmte. Als jedoch ſeine Präſidentſchaft abgelaufen war, konnte nichts ihn vermögen, ſie erneuern zu laſſen. Im Februar 1797 wohnte er noch der feierlichen Einführung ſeines Nachfolgers bei, und zog dann, gealtert und erſchöpft von dem Geſchrei der Parteien, ſich auf ſeinen Landſitz Mount-Vernon zurück, wo er am 14. December 1799 im 68 Lebensjahre entſchlief. Als Staatsmann wie als Feldherr ſteht er in der erſten Reihe; die neuere Zeit hat keinen ſo vollkommenen, reinen, einfachen, und doch ſo hochſinnigen Charakter wieder hervorgebracht. Sein Geiſt war groß und kräftig, ſagt Jefferſon. Er war langſam bei den erſten Entwürfen, wenig unterſtützt durch Erfindungsgabe oder Fantaſie, aber feſt in der Schlußfolge. Er kannte keine Furcht, beſaß einen ruhigen Muth im Felde, und obgleich von Natur reizbar und auflodernd, beherrſchte er aus Grundſatz und Ueberlegung ſich dennoch ſo, daß er nie geſtört wurde in einem ruhigen Nachdenken oder in der Klugheit, welche der Hauptzug ſeines Charakters war. Gerieth er aber in Hitze, ſo war ſein Zorn furchtbar. Er war von keiner entgegenkommenden Herzlichkeit, doch erwog er Jedermanns Werth und ſchätzte ihn nach Verdienſt. Er war ein ſchöner Mann, ſehr wohl gebaut, von einer leichten, aufrechten und edlen Haltung; vornehmlich nahm er ſich gut zu Pferde aus. Im Kreiſe ſeiner Freunde, wo er ſich ohne Rückhalt mittheilen durfte, nahm er einen innigen Antheil am Geſpräche, obſchon ſich ſeine Gabe der Mittheilung nicht über das Gewöhnliche erhob, da er weder Reichthum der Ideen, noch Fluß der Rede beſaß. Seine Zeit war hauptſächlich der Thätigkeit gewidmet, denn er las wenig und nur über Ackerbau und engliſche Geſchichte. Im Ganzen war ſein Charakter gediegen, in nichts unhaltbar, faſt durchaus merkwürdig, und mit Wahrheit kann man ſagen, daß Natur und Glück ſich nie inniger vereinigten, um einen Mann groß zu machen und ihn mit allen ausgezeichneten Charakteren, welche ein unvergängliches Andenken verdient haben, auf eine Linie zu ſtellen.

H. F. K. Freih. vom u. zum Stein.

Geboren 1757. Geſtorben 1831.

Es gibt Geiſter, welche der Aufgabe ihrer Gegenwart ſo kühn voraneilen, daß ihr Wirken, ſcheinbar in ſeiner eigenen Ueberfülle erſtickend, zeitweiſe keine eigentlichen Folgen äußert. Dennoch war ihr Einfluß ſo harmoniſch mit dem nothwendigen Gange der Dinge verknüpft, daß er früher oder ſpäter ſiegend aus ſeinem Grabe auferſteht und, ob auch vielleicht erſt lange nach dem Tode des Meiſters, doch endlich ſeine Sendung erfüllt. So der Mann, deſſen Bildniß wir hier geben. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein wurde den 25. October 1757 zu Naſſau an der Lahn aus einem alten edlen Geſchlechte geboren. Frühzeitig durch wiſſenſchaftliche Ausbildung zum Staatsdienſte vorbereitet, ſtudirte er ſeit 1773 auf der Univerſität Göttingen durch vier Jahre Geſchichte und Rechts- und Staatswiſſenſchaften, bildete dann ſeine Kenntniſſe und ſeine Welterfahrung auf Reiſen weiter aus, und vervollkommnete ſeinen praktiſchen Geſchäftsſinn bei dem Reichskammergerichte zu Wetzlar. Früher ſchon hatte er in Freiberg und Clausthal Gelegenheit gehabt, Kenntniſſe im Berg- und Hüttenweſen zu ſammeln; daher wurde er, als er ſich 1780 in Berlin um ein Amt bewarb, als Bergrath bei dem wichtigen Bergamte zu Wetter in der Grafſchaft Mark angeſtellt. Von einer, 1786 zu Erweiterung ſeines Berufswiſſens unternommenen Reiſe durch Großbritannien zurückgekehrt, wurde er zum Bergamtsdirector befördert. Als aber 1793 die preußiſche Hauptarmee vom Mittelrhein nach Weſtphalen zog, wurde Stein an die Spitze der Armenverpflegungscommiſſion geſtellt, bald darauf, nachdem ihm durch den Tod ſeines Vaters ein beträchtliches Vermögen zugefallen, zum Director, dann zum Präſidenten der Kriegs- und Domainenkammer zu Cleve ernannt, in welcher Stellung er die höchſte Geſchäftsumſicht entwickelte. 1796 ward er

Oberpräſident der weſtphäliſchen Kammern zu Weſel, Hamm und Minden, und verſchaffte durch Umwandlung der ſchlechten Landſtraßen in Chauſſeen, Belebung des Fabrik- und Handelsweſens, Regelung der Forſtwirthſchaft und viele andere wohlthätige Einrichtungen, der Provinz unſchätzbare Vortheile. So im höheren Staatsdienſte durchaus bewährt, wurde er 1804, nach dem Tode des Miniſters von Struenſee, in's Miniſterium nach Berlin berufen, und ihm das Departement der indirecten Abgaben, der Acciſe und der Zölle, des Salzweſens, der Fabriken und des Handels, der Verwaltung der Staatsſchulden, der Seehandlung und der Bank übergeben. Auch hier bewirkte er vieles Gute, obſchon ſein reformatoriſcher, beinahe eigenwilliger Sinn ſeine Stellung oft ſchwierig machte. Bei den vorbereiteten Rüſtungen gegen Frankreich half er 1805, durch Creirung von ſogenannten Treſorſcheinen, der großen Geldverlegenheit des Staates wenigſtens für den Augenblick ab. Mannigfache Umſtände bewogen ihn, 1807 den Staatsdienſt aufzugeben und ſich auf ſeine Güter im Naſſauiſchen zurückzuziehen. Als aber zu dieſer Zeit das tief gebeugte Preußen mit mächtiger Anſtrengung an ſeiner künftigen Wiedererhebung zu arbeiten begann, wurde Stein noch in demſelben Jahre als erſter Staatsminiſter zurückberufen. Jetzt war der Augenblick ſeiner höchſten und ruhmvollſten Thätigkeit gekommen. Indem er allen Staatsgliedern gleiches Recht und gleiche Pflichten zuzutheilen trachtete, band er Alle enger und unauflöslicher an das gemeinſame Vaterland, warb demſelben in jedem einzelnen Einwohner einen treuen Sohn und begeiſterten Kämpfer, und bauete die Stärke des preußiſchen Staates auf die moraliſche Kraft des Volkes. Preußens glorreiche Wiedergeburt von 1813, welche auf dieſe Weiſe Stein's Werk war, hat die Wahrheit ſeines Syſtems glänzend bekundet. Mit Erleichterung des Bauernſtandes begann er ſein Werk; am 9. October 1807 erſchien das Edict, den erleichterten Beſitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, ſo wie die perſönlichen Verhältniſſe des Grundeigenthums betreffend. Darauf folgte die ſegensreiche Städteordnung vom 19. October 1808. Moraliſch förderte er noch überdies Preußens Wiedererwachen durch Begünſtigung des, unter dem Namen des »Tugendbundes« bekannten, von Königsberg aus bald über ganz Preußen verbreiteten, ſittlich-wiſſenſchaftlichen Vereines, von welchem Stein viel für die Befreiung von dem franzöſiſchen Joche hoffte, welche der eigentliche Zweck desſelben war. Durch franzöſiſchen Zwang wurde der Bund aufgelöſet; doch dauerte er insgeheim fort. In einem vertraulichen Briefe an den Fürſten von Sayn-Wittgenſtein hatte Stein deutlich darauf hinge-

deutet, daß gegen Napoleon in Deutſchland eine ähnliche Schilderhebung ausgeführt werden könne, als damals in Spanien Statt fand. Dieſer Brief fiel in die Hände der Franzoſen, welche nun in Stein einen Verſchwörer gegen die Ruhe Deutſchlands, beſonders des neuen Königreichs Weſtphalen erblickten. Dieſer ſah ſich genöthigt, im November 1808, bei dem Könige von Preußen ſeine Entlaſſung einzureichen, die auch angenommen werden mußte. Bei ſeinem Rücktritte aus dem Miniſterium erließ er an die oberſte Verwaltungsbehörde jenes berühmte Sendſchreiben, welches, als politiſches Teſtament, ſeine Verwaltungsanſichten darlegt, und die Schritte bezeichnet, die gethan werden ſollten, um das von ihm begonnene Werk der Verjüngung des Staates zu vollenden. Napoleon, nicht zufrieden, daß Stein ſeine Entlaſſung als Miniſter genommen, ächtete ihn und confiscirte ſeine Güter. Stein fand eine Zuflucht in Prag, und unterhielt von dort aus eine eifrige Correſpondenz mit den vorzüglichſten Gegnern der Franzoſenherrſchaft in Deutſchland. Dann folgte er einem Rufe des Kaiſers Alexander nach Rußland, und wendete durch ſeinen Einfluß dem ruſſiſchen Intereſſe gegen Frankreich die Sympathien Deutſchlands zu. Als Napoleon's Waffenglück dem ruſſiſchen Winter erlegen war, und Rußlands Heere den deutſchen Boden betraten, wurde Stein mit der Leitung der von den Herrſchern Rußlands und Preußens eingeſetzten gemeinſamen Verwaltungsbehörde für das nördliche Deutſchland beauftragt, dann aber an die Spitze der ſogenannten Centralcommiſſion geſtellt. Da jedoch die ſpäteren Erfolge, Stein's ungeduldigen Hoffnungen nicht durchgängig entſprachen, ſo entſagte er allen öffentlichen Geſchäften und zog ſich, gleich zu Anfange des Wiener Congreſſes, auf ſein Gut Kappenberg in Weſtphalen zurück. Hier beſchäftigte er ſich mit Verbeſſerung und Verſchönerung ſeiner Güter, und mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten; ihm verdankte die »Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde« ihre Gründung. 1826 zum Abgeordneten des erſten Weſtphäliſchen Landtages gewählt, wurde er vom Könige zum Landtagsmarſchall ernannt. Der Schauplatz ſeiner letzten Thätigkeit war der Landtag 1831. Im Begriffe, eine Reiſe nach Pyrmont anzutreten, wurde er von katharrhaliſchen Beſchwerden befallen, und am 29. Juni 1831 machte ein Schlagfluß ſeinem Leben ein Ende. — Stein's überaus raſcher und bis zur Heftigkeit feuriger Sinn gab ſich ſchon in ſeinen Reden und Bewegungen deutlich zu erkennen, und hing mit ſeiner körperlichen Organiſation genau zuſammen. Sein Puls ſchlug über hundert Mal in der Minute, und er ſelbſt ſchien, wie Varnhagen von ihm ſagt, dieſe Eigenheit

als einen Freibrief der Natur anzuſehen, der ihm ſchon erlaube, etwas lebhaftere Aufwallungen zu haben, als andere Menſchen.

Ludwig Heinrich Chriſt. Hölty.

Geboren 1748. Geſtorben 1776.

Wer der Mitlebenden erinnert ſich nicht mit lächelnder Wehmuth der ſchönen Zeit, da ihm aus Hölty's Liedern der Frühling ſchöner zu blühen, der Mond lieblicher zu glänzen ſchien? da unſer jugendliches Herz mit der Schwermuth einer verlaſſenen Schäferin ſympathiſirte und bei der grauſenhaften Erſcheinung ihres trauernden Schattens zu pochen aufhörte? Vornehm lächelt ein jüngeres Geſchlecht über jene kindiſchen Illuſionen, — und bedenkt nicht, daß die ganze Dichtkunſt eine Illuſion iſt, und daß es nur darauf ankommt, ob man ſich an Bildern der Unſchuld, der Freude, der geſunden lieblichen Schwermuth, der Natur und Schönheit erfreue, wie jene Aelteren, oder an Fantomen des Laſters, der Verzweiflung, der Krankheit, Unnatur und Häßlichkeit — wie wir. Gebe Apoll, daß unſere jüngeren Poeten einen Hauch jener Unmittelbarkeit und Friſche in ſich fühlten, der eigentlich die Poeſie ausmacht, — der uns ſo innig aus Hölty's jetzt ſchuldlos tändelnden, jetzt ſanft klagenden Liedern anweht!

Sohn eines Predigers zu Marienſee, erwarb er ſich ſchon als Knabe die Liebe ſeiner Geſpielen und älterer Perſonen durch Munterkeit, Lernbegierde und ein naives, Jedermann gefälliges Weſen. Dieſe Liebe vermehrte und veredelte ſich nur, als, nach dem frühen Verluſte ſeiner innig geliebten Mutter, eine edle Traurigkeit nicht mehr von ſeinem blaſſen freundlichen Geſichte ſchwand. Dichtkunſt und theologiſche Studien beſchäftigten das zarte Gemüth des Jünglings gleich lebhaft, und bis tief in die Nacht ſah man ihn ſinnend und ſchreibend bei der einſamen Lampe ſitzen. Doch war er keineswegs der Geſelligkeit abgeneigt. In dem herzlichen Zuſammenleben

junger, dichteriſcher Freunde in Göttingen entwickelte ſich vielmehr erſt entſchieden ſein ſchönes lyriſches Talent. Hier, im Kreiſe, zu welchem Bürger, Voß und die beiden Stolberge gehörten, fühlte er ſich froh und glücklich; hier ſang er ſeine ſchönſten Lieder, und »Wer wollte ſich mit Grillen plagen, ſo lang' noch Lenz und Jugend blüh'n!« war das Loſungswort, womit er den Zauber der Melancholie in dem des Frohſinns zu beſchwören wußte. Freilich durfte die erſte Liebe einem ſolchen Ganzen nicht fehlen, und ſie fehlte nicht, — mit all ihren Freuden und Qualen, wie ſie ein weiches, dichteriſches Herz bedarf. Die zarte Neigung blieb im Innern verſchloſſen, und, als die Geliebte bald nachher Gattin eines Andern wurde, — gab es echten, nicht erträumten Stoff zu ſchmelzenden Elegien. Die Begebenheit ſcheint ernſthaft genug gewirkt zu haben; denn der junge Dichter begann, woran freilich auch die unabläſſigen Studien Theil haben mochten, zu kränkeln. Der Tod ſeines Vaters ergriff ihn mit neuem, tiefem Schmerze; er konnte ſich nicht mehr erholen, und beſchäftigt, die freundlichen Erſtlinge ſeiner viel verheißenden Muſe zu einem Kranze zu ſammeln, — ward ihm dieſer unverſehens zum Todtenkranze. Im Herbſte ſeines achtundzwanzigſten Lebensjahres ſchlummerte er ſanft in jene geheimnißvolle Ruhe hinüber, deren Ahnungen, deren Schauer er ſo oft beſungen, und mit Kränzen der Dichtkunſt geſchmückt hatte. So war Hölty's Leben wie ſein Lied; eine ſanfte, freundlich-wehmüthige Erſcheinung, leiſe und ſchnell vorüberziehend auf dem dunkeln Grunde der Wirklichkeit. Seine Lieder bleiben die Cypreſſenkrone auf ſeinem frühen Grabe; nicht ſtolz wie Lorbeern, aber unverwelklich.

Gottlieb Conrad Pfeffel.

Geboren 1736. Geſtorben 1809.

Iſt es das Gefühl eines überſchwenglichen Reichthums, den keine Verſchwendung zu erſchöpfen im Stande iſt, —.oder ein ſchlimmeres: Mangel

an feſtem Geſchmacke, an Nationalſinn, an Ueberzeugung — daß der Deutſche diejenigen aus ſeiner Mitte, die ſeinen Werth und ſeinen Ruhm am herrlichſten verkünden, ſo leicht, ſo ſchnell vergißt? Wir haben auch in der Dichtkunſt unſer goldenes Zeitalter gehabt, und Schiller meinte, es ſei ruhmwürdiger geweſen, als das Jahrhundert Ludwigs XIV.; aber während unſere Nachbarn befliſſen ſind, auch das Unbedeutendere, was neben und mit dem Großen entſtand, zu erhalten, aufzuſchmücken und ſich deſſen zu rühmen, — ſetzt der Deutſche einen Ruhm darein, das Größte, was er beſitzt, zu verkleinern, an eines Goethe Geiſt und Werth zu zweifeln, auf einen Schiller vornehm herabzublicken, die Sterne zweiter und dritter Größe — zu vergeſſen. Der Franzoſe blickt mit gerechtem Stolze auf ſeinen Jean Lafontaine, erklärt ihn für das Muſter der Anmuth und weiſen Liebenswürdigkeit, und vervielfältigt ihn in immer neuen Ausgaben, — und der Deutſche, ſchätzt, kennt, lieſt er noch ſeinen unvergleichlichen Pfeffel? Pfeffel, der, naiv, verſtändig, anmuthig, erfinderiſch, witzig wie Lafontaine, — vor dieſem noch die Innigkeit des Gefühles, das Gemüthliche des Ausdrucks voraus hat?

Einfach und traurig, bei ſo viel Heiterkeit, die er gegeben, war unſeres beſten Fabeldichters Schickſal. Zu Colmar im Elſaß geboren, früh des Vaters beraubt, war das Gefühl mütterlicher Liebe dasjenige, das ihn am früheſten und am längſten erquickte. Kaum im Begriffe, ſich in Halle den Rechtsſtudien zu widmen, um in's praktiſche Leben wirkſam einzutreten, — traf ihn das Unglück, zu erblinden. Und hier zeigte ſich, was Geiſteskraft und heiterer Sinn bei feſtem Willen vermag. Der vortreffliche Mann erbat vom Könige von Frankreich die Erlaubniß, in ſeiner Vaterſtadt ein akademiſches Erziehungshaus für die proteſtantiſche Jugend, unter dem Namen einer Kriegsſchule, zu errichten. Dieſem Inſtitute, aus welchem viele höchſt verdienſtliche Männer hervorgingen, widmete Pfeffel mit aufopfernder Thätigkeit ſeine meiſten Stunden; die übrigen theilte er zwiſchen der Dichtkunſt, die er von früheſter Jugend an geliebt und gehegt hatte, und einem glücklichen, ehelichen Verhältniſſe, welches, wie es einerſeits ein Beweis ſeines probehältigen Charakters, anderſeits gewiß auch ein Hebel für dieſen Charakter, ein Sporn zu ſeiner Thätigkeit, ein Balſam für ſeine Leiden war. Denn nichts zeigt ſo ſicher den echten Mann in ſeinem Werthe, den prahlenden in ſeiner Nichtigkeit, als das eheliche Verhältniß, welches faſt eben ſo ſehr eine Eigenſchaft, als ein Glück darſtellt; nichts lähmt ſo ſehr des Mannes beſte Kraft, als ein unglückliches — nichts fördert ſie ſo ſchön zu

fruchtbarem Wirken, als ein glückliches häusliches Leben. Mehr als fünfzig Jahre genoß es der liebenswürdige Dichter. Unermüdet thätig, in ſeinem Unglücke nicht nur gelaſſen, ſondern heiter, mit Weisheit vergnügt, mit Gemüthlichkeit und Witz ernſt und lehrreich, war ſein Umgang die Blüte ſeiner geſelligen Kreiſe. Alles achtete dieſen bewährten Gleichmuth bei dem ſchweren Schlage des Geſchicks, dieſes edle Wohlwollen für die Menſchen, dieſen feinen, treffenden Geiſt, der ſich in ſeinen Worten und Gedichten, — vor Allem aber den Charakter, feſt und gediegen, der ſich in ſeinem Leben und Wandel ausſprach. Die Ernennung zum Präſidenten des neu errichteten Conſiſtoriums zu Colmar war ein Beweis dieſer Achtung. Sie und die häusliche Zufriedenheit begleiteten ihn bis in ein hohes Alter, und von ihren Segnungen umgeben, konnte der würdige Greis, im 73ſten Jahre ſeines Lebens, das nicht vergebens geweſen war, am erſten Maitage zufrieden einem ſchönern Frühling entgegenſchlummern, als der irdiſche, den er verließ, und bei'm Erwachen ein freieres Licht begrüßen, als das irdiſche, das ihm genommen war. Das Licht des Geiſtes zu fördern, war der Beruf ſeines Lebens geweſen, und er hat ihm genügt, wie Wenige. Die Geſundheit der Lebensanſicht, die Friſche und der Adel der Empfindung, die Wahrheit und Schärfe des Gedankens, die aus ſeinen Verſen wie aus ſeiner Proſa ſo lebhaft ſprechen, haben mehr zur Belebung deutſcher Bildung und Kunſt beigetragen, als die Enkelwelt berechnen kann.

Johann Caſpar Lavater.

Geboren 1741. Geſtorben 1801.

Wenige Entdeckungen oder Meinungen (denn faſt ſcheint der Streit, wohin ſie gehöre, noch unentſchieden) haben ſo viel Für- und Widerreden, alſo ſo viel Intereſſe erregt, als die angebliche Kunſt: aus den Geſichtszügen und der übrigen Erſcheinung des Menſchen auf die Beſchaffenheit ſeines

Innern zu ſchließen. Wenn man es recht bedenkt, ſo hat man eigentlich nie an der phyſiognomiſchen Bedeutung gezweifelt, und, ohne ſich deſſen deutlich bewußt zu ſein, die magiſche Kunſt von jeher ausgeübt. Denn wenn man ſagte: »Dieſem Menſchen glaube ich auf ſein Geſicht hin!« — ſo berief man ſich auf ſie; und was beſtimmt unſer Urtheil über den Ausdruck an Werken der darſtellenden Künſte, als das phyſiognomiſche Gefühl? Ja, ſelbſt die ſcheinbarſte Einwendung gegen ſeine Wahrheit iſt nur ein Beweis mehr für ſie; denn wenn wir ſagen: die Phyſiognomik trügt, weil z. B. ein Sokrates ausſehe wie ein Böſewicht, — ſo geben wir eben dadurch ſchon zu, daß es alſo doch eine Böſewichts-Phyſiognomie gebe. Es gibt mithin ein phyſiognomiſches Gefühl; der Künſtler, der Arzt, der Menſchenkenner können es nicht entbehren; ſie werden um ſo Größeres leiſten, je reicher ihnen dieſe Gabe zugemeſſen ward; — der Irrthum, welcher der Phyſiognomik, und nicht mit Unrecht, ſo viele Gegner bereitete, lag nur in dem Mißgriffe, dieſes Gefühl zu einer Wiſſenſchaft mit Principien und Regeln ſtämpeln zu wollen. In dieſen Irrthum verfiel ein Mann, der jenes Gefühl im höchſten Grade beſaß, — J. C. Lavater. Er beging den Fehler, die leiſen Ahnungen, die uns eine kaum vernehmbare Geiſterſtimme im tiefſten Innern zuflüſtert, in vier Lederbänden herauszugeben.

Am 15. November 1741 zu Zürich in der Schweiz geboren, prägte dieſer merkwürdige Mann frühe den Charakter ſeiner Erzeuger in dem ſeinigen ab. Sein Vater, ein geachteter Arzt, ward als Muſter eines redlichen Bürgers aufgeſtellt; ſeine Mutter hatte großen Verſtand, erſtaunliche Einbildungskraft, unerſättliche Neu- und Wißbegierde. Seine Erziehung war die damals herkömmliche der reichern Bürgerklaſſe. In früheſter Jugend war er ſehr ſanft, ſtill, gutmüthig, bisweilen lebhaft bewegt und wieder ſcheu in ſich zurückgedrängt. Im Lernen machte er, bei geringer Aufmerkſamkeit, nur wenige Fortſchritte. Lange Zeit war ſeine erſte und liebſte Beſchäftigung, aus Siegelwachs allerlei Figuren zu bilden. Religiöſität und ſittliches Gefühl entfalteten ſich frühzeitig in ihm; er verthat ſein Taſchengeld — in Almoſen, und fremde Noth preßte dem Knaben die heißeſten Thränen aus. Ein Zufall entſchied ſeine Beſtimmung. Der Schulaufſeher fragte eines Tages die Knaben: wer aus ihnen Pfarrer werden würde? Sogleich, ohne irgend vorhergegangene Ueberlegung, rief Lavater: Ich! und weil er's geſagt hatte, beſchloß er, ſein Wort zu halten, und widmete ſich, wiewohl ſeine Eltern nicht recht zufrieden waren, dem theologiſchen Studium. Seine Gaben entwickelten ſich jetzt ſichtlicher. Ein inniger Freund-

ſchaftsbund mit Heß und Füßli, die aufmunternde Leitung durch Bodmer und Breitinger, und eifriges Studium halfen ſie zur Reife bringen. Religiöſe Poeſien füllten die freieren Stunden aus. Strenge Selbſtüberwachung, man darf ſagen bis zur Selbſtquälerei getrieben, verband ſich mit einem faſt ſchwärmeriſchen Ernſt für die Erfüllung ſeines Berufes. Eine Uebungspredigt, die er zu halten hatte, bewegte und erſchütterte die Hörer. Sie war ein Vorſpiel zu dem erſten öffentlichen Schritte, der Lavater's Ruf begründete. Die Bedrückungen eines Landvogts, gegen welche vergeblich die Klagen des Volks verhallten, regten ihn und ſeinen Freund Füßli zum Mitgefühle und zu edler Indignation an. Die jungen Patrioten wandten ſich anonym an den Tyrannen, hielten ihm das Regiſter ſeiner Ungerechtigkeiten vor, und drohten, wenn er ſie nicht ausſöhne, ihn öffentlich zu klagen. Als er ſchwieg, — erfüllten ſie ihre Drohung. Sie unterzeichneten eine Schrift des vorigen Inhalts, und ſandten ſie an die Regierungsmitglieder. Unerſchrocken traten ſie vor den Rath von Zürich, was von Lavater um ſo kühner und edler war, als ſeine Eltern mit dem mächtigen Angeklagten in näherer Beziehung ſtanden. Allein die Sache der Gerechtigkeit ſiegte diesmal; der Schuldige floh, und der Ruhm, den dieſer, unter jenen Zeit- und Ortsverhältniſſen unerhörte, Triumph des Muthes Lavater'n verſchaffte, war außerordentlich. Eine Reiſe durch Deutſchland, die er darauf unternahm, vermehrte ihn. Verbindungen mit bedeutenden Männern wurden geknüpft; ſein Feuereifer für die Ideen, die er ergriffen, minderte ſich nicht; nur erhielten dieſe Ideen neue Richtungen, und geſammelte Erfahrungen und Weltkenntniß fügten dem Charakter Lavater's ein eigenthümliches Colorit hinzu, welches einer ſeiner Biographen nicht undeutlich als jeſuitiſch bezeichnet. Genug, es lag ihm am Herzen, ſeinem Glauben Anhänger zu werben, und er gebrauchte offene und verborgnere Mittel. Er konnte auch ſeine Zwecke kaum verfehlen; der Ruf des Intereſſanten ging ihm voran, und ſeine imponirende, ja nach getreuen Schilderungen faſt unwiderſtehliche, geiſtige Perſönlichkeit beſtätigte ihn, und wandte ihm Köpfe und Herzen zu. In die Heimat zurückgekehrt, vermählte er ſich mit einer zarten, frommen Landsmännin, die völlig, wie Alles, was er um ſich ſchuf und bildete, in ſeine Lebens- und Sinnesweiſe ſtimmte. In dieſer Stille nun reifte der Gedanke, der ihn am berühmteſten gemacht hat, und für den er mit dem Eifer eines Schwärmers Alles in Bewegung ſetzte. Im Jahre 1775 erſchien der erſte Band der »phyſiognomiſchen Fragmente", mit den Portraits der bedeutendſten Zeitgenoſſen von der Hand des talentvollen Bauernknaben

Lips geſchmückt, — und erregte hier Widerſpruch, dort Enthuſiasmus, überall das lebhafteſte Intereſſe. Das Feuer, womit Lavater die Sache behandelte, theilte ſich den Schülern mit, und die eben damals modiſche Kraftſprache half dazu beitragen. Junge, geniale Köpfe, unter ihnen Goethe, ſchloſſen ſich an; reife, denkende Männer, unter ihnen Lichtenberg, erhoben Bedenken. Inzwiſchen ging das Werk fort, wurde in fremde Sprachen überſetzt, und der Ruhm ſeines Schöpfers war gegründet. Man wallfahrtete zu ihm aus allen Theilen Deutſchlands; und die ihn perſönlich kennen lernten, bewunderten die merkwürdige, individuelle, phyſiognomiſche Gabe des Mannes, die er irrig für mittheilbar durch emphatiſche Phraſen hielt, die er aber in einzelnen Fällen, z. B. an den beiden Stolberg's, deren Geſchichte ſeine Prophezeiung wahr machte, bewährt hat. Er übte ſie aber auch unabläſſig. Sonntags, nach der Predigt, wenn er den kurzgeſtielten Sammtbeutel für milde Gaben hinzuhalten hatte, ſetzte er ſich die Aufgabe, jedes Geſicht, jede Hand, die Miene und Bewegung, mit der gegeben wurde, zu vergleichen. Alle Welt wurde aufgefordert, ihm Silhouetten, Zeichnungen, Handſchriften, beſonders aber Chriſtusbilder zu ſenden. Denn in der Art, wie ſich Jemand den Heiland vorſtellte, ſchien ihm der größte Aufſchluß über den Zeichner zu liegen. Man ſieht, wie ſich hier Lavater's eifrigſte Tendenzen in Einen Punkt verſammelten. — Einem ſo vielfach aufgeregten Gemüthe mußte das Wunderbare in jeder Sphäre zuſagen. So unterhielt er eine Zeit lang eine, von ſeinen Gegnern ſehr übel gedeutete Verbindung mit dem Geiſterbeſchwörer Pater Gaßner, und intereſſirte ſich warm für den eben auftauchenden animaliſchen Magnetismus. Erbauliche Schriften füllten den Reſt ſeiner Beſchäftigungen. Er ward erſter Prediger in Zürich, und erhielt einen Ruf nach Jena, den er aber nicht annahm. Eine Reiſe nach Dänemark, wohin ihn der Miniſter Graf Bernſtorf einlud, erheiterte ſeinen Lebensabend, über den ſich bald ſtürmiſche Wolken zuſammenzogen. Die franzöſiſche Revolution brach los. Die neuen Geſetzgeber der Schweiz ließen es an Bedrückungen nicht fehlen. Lavater ſprach als Greis ſo patriotiſch und kühn, wie er es als Jüngling gethan hatte. Der Unwille des Directoriums ward heftiger, — man ſetzte ihn in Baſel feſt. Da ihm aber nichts zur Laſt gelegt werden konnte, erhielt er ſeine Freiheit wieder. Leider nicht für lange mehr! Bei der Einnahme Zürich's hatte ein franzöſiſcher Soldat auf ihn geſchoſſen. Ehe die Wunde geheilt war, erſchöpfte ſich Lavater durch geiſtige und phyſiſche Anſtrengungen, und ſtarb, ein Opfer rückſichtsloſer Thätigkeit, im ſechzigſten Jahre ſeines Lebens.

»Lavater's Geiſt — ſo ſchildert ihn einer der größten Menſchenmaler und ſeiner nächſten Freunde — war durchaus impoſant. In ſeiner Nähe konnte man ſich einer gewiſſen Einwirkung nicht erwehren. ... Wirklich ging ſeine Einſicht in die einzelnen Menſchen über alle Begriffe; man erſtaunte, ihn zu hören, wenn man über Dieſen oder Jenen vertraulich ſprach; ja, es hatte etwas Furchtbares, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Gränze deutlich erſchien, in welche die Natur uns Individuen eingeſchränkt hat.... Dann trug wieder die tiefe Sanftmuth ſeines Blicks, die beſtimmte Lieblichkeit ſeiner Lippen, ſelbſt der durch ſein Hochdeutſch durchtönende, treuherzige Schweizerdialekt, ja ſeine etwas vorgebogene Körperhaltung dazu bei, die Uebergewalt ſeiner Gegenwart mit der übrigen Geſellſchaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er ſich ſehr ruhig und geſchickt zu benehmen; denn, indem er auszuweichen ſchien, wandte er auf einmal eine große Anſicht, auf welche der beſchränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantenen Schild hervor, und wußte denn doch ihr Licht ſo zu mäßigen, daß jener ſich mehr überzeugt, als beſchämt fühlte. So erſchien und wirkte Lavater.

Franz Joſeph Gall.

Geboren 1757. Geſtorben 1828.

Wenn ſchon der Verſuch, aus der Phyſiognomie das Innere der Menſchen zu diviniren, bei Vielen ein Lächeln des Mißtrauens erregte, — was mußte erſt die Behauptung: man könne aus Erhöhungen und Vertiefungen auf der Oberfläche des Kopfes, auf Fähigkeiten und Neigungen ſchließen, — für ein Staunen erregen! Und dieſe Behauptung wagte ein genialer Mann, ein denkender Beobachter, ein philoſophiſcher Arzt — Joſeph Gall.

Sohn eines Krämers, geboren zu Tiefenbronn bei Pforzheim im Würtembergiſchen am 9. März 1757, widmete ſich der talentvolle Jüngling der Medicin, zeichnete ſich in der Schule mehr durch Aufmerkſamkeit und Auffaſſung, als durch Gedächtniß aus, hörte in Wien die großen kliniſchen

LAVATER

1741 1801

GALL

1757 1828

CANOVA

1757 1822

THORWALDSEN

1772

MACKINTOSH

1765 1832

HUME

1711 1776

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst Anstalt in Nürnberg

Lehrer, die den Ruhm dieſer Schule gründeten, und ließ ſich dann daſelbſt als praktiſcher Arzt nieder. Ein treffliches Werk: »Unterſuchungen über Natur und Kunſt im geſunden und kranken Zuſtande des Menſchen", welches nur leider Fragment geblieben iſt, zeigte ihn eben ſo tüchtig als philoſophiſchen, wie als praktiſch beobachtenden Arzt. Dieſe Unterſuchungen über die letzten erforſchbaren organiſchen Stätten des Lebens führten ihn zu jener Anſicht, von der man ſpäterhin irrig nur eine, ihm ſelbſt minder wichtige Aeußerlichkeit, unter dem Namen der Gall'ſchen Schädellehre, zur Hauptſache gemacht hat. Die eigentliche Hauptſache nämlich, die dem Entdecker bleibenden Werth und Ruhm ſichert, iſt die Unterſuchung der Structur des Gehirns, worin er neue und folgenreiche Reſultate an's Licht gefördert hat. Die Meinung, die ſich hiebei in ihm über die Functionen der ſogenannten Organe des Gehirns gebildet hat, und gar die Art Phyſiognomik, zu der jene Meinung leitete, ſind nur Nebenzweige des Ganzen. Da ſich aber, wie bei den praktiſchen Folgerungen, die ſich aus ihrer Gewißheit ergeben würden, natürlich iſt, das Intereſſe des größern Publikums gerade dieſem Nebenzweige am meiſten zuwandte, ſo iſt es hier unſere Aufgabe, ihn etwas näher zu betrachten.

Allerdings glaubte Gall ſchon in der Schule bemerkt zu haben, daß einige Knaben, die ihn, trotz ſeiner Aufmerkſamkeit, im Auswendiglernen übertrafen, ſich durch große Augen auszeichneten. Dieſelbe Eigenſchaft glaubte er in der Folge auch an großen Schauſpielern gewahr zu werden. Hieraus entſtand in ihm die Vermuthung, daß etwa ein Organ zum Gedächtniſſe an jener Stelle des Kopfes liegen möge. Sie beſtätigte ſich nicht; aber der Anlaß zu ähnlichen Forſchungen und Vergleichungen war gegeben. Schädel von Menſchen und Thieren wurden geſammelt, mit einander und mit dem Leben und den Eigenſchaften der Geſchöpfe verglichen, vorzüglich aber der innere Bau des Gehirn's ſorgfältig unterſucht, und ſo bildete ſich, von Außen nach Innen und wieder von Innen heraus, jene Lehre, welche Gall zuerſt in Wien im Jahre 1796, vor einem zahlreichen Hörerkreiſe, zum Theile aus der feinſten Welt, ſelbſt Frauen, öffentlich vortrug. Er gab ſeine Hefte nicht heraus; ihr Inhalt aber wurde in mehreren Schriften, zum Theile mit ſeiner Approbation, verbreitet. Freunde und Gegner bildeten ſich aller Orten. In Wien wurden ihm, nach einem Jahre, die Vorleſungen von der Regierung unterſagt; er vertheidigte ſich gegen die ihm zur Schuld gelegten Punkte in einem denkwürdigen Programme; dann unternahm er eine Reiſe durch faſt ganz Deutſchland, trug ſeine Lehre in den

vornehmſten Städten, überall mit entſchiedenem Beifalle, vor (bei dieſer Gelegenheit war es, daß er, in Weimar, Goethe'n für einen gebornen Volksredner erklärte), legte auch in Gefängniſſen und Strafhäuſern, wie z. B. in Berlin und Spandau, mehrere in der That auffallende Proben ihrer phyſiognomiſchen Anwendung ab, und begab ſich nach Paris. Hier fand er an Dr. Georg Spurzheim einen zu gleichem Streben bereiten und entflammten Genoſſen. Eine innige Freundſchaft bildete ſich im Jahre 1800 zwiſchen Beiden aus, und nun ging, aus ihren gemeinſchaftlichen Bemühungen, das große Werk über das Gehirn- und Nervenſyſtem hervor, welches, als Reſultat aller dieſer Forſchungen und als Denkmahl ihrer Begründer, für immer ruhmwürdig in der Geſchichte der Wiſſenſchaft daſteht. Auch in der Reſidenzſtadt der Mode und ihres Herolds, des raſtloſen Wechſels, fand die neue Lehre, nebſt vielen Gegnern, viele Verehrer; ſie erhielt den neuen Namen »Phrenologie«; es fingen an ſich phrenologiſche Geſellſchaften zu bilden, und Gall, der zugleich ein kluger und glücklicher praktiſcher Arzt war, erwarb ſich ein bedeutendes Vermögen, das er auf die liberalſte und humanſte Weiſe anwendete. Mittlerweile hatte ſich die Schädellehre (dies blieb ihre allgemeinſte Benennung) auch über den Canal verbreitet, und Spurzheim begab ſich nach London, um ſie dort durch ſeinen beredten, lebendigen Vortrag zu fördern. Es gründete ſich hier eine phrenologiſche Geſellſchaft, und die Lehre fand eine bleibende Stätte, wo ſie noch jetzt gehegt, gepflegt und, wenn auch mit immer wachſenden Abweichungen von der Urgeſtalt, fortgebildet wird. Fehlte es ihr nicht an Freunden, und ihrem Schöpfer nicht an Verehrern, wie denn in Berlin zwei Medaillen zu ſeinem Andenken geprägt wurden, ſo war doch die Zahl der Gegner die größere. Die gründlichen und wiſſenſchaftlichen Erörterungen ſind in den Archiven der Geſchichte der Naturforſchung aufbewahrt, und der Prozeß iſt wohl noch nicht als völlig geſchloſſen zu betrachten; daß ſich auch der Witz und die populäre Satyre hiebei ihr Recht nicht nehmen ließen, zeigte in England das epiſche Spottgedicht, „die Craniade“, und ſelbſt in unſerm gutmüthigen Deutſchland Kotzebue's Luſtſpiel: »die Organe des Gehirns.“ Es iſt hier der Ort nicht, das Für und Wider abermals auseinander zu ſetzen; allein, wenn man ſowohl die Geſchichte, als die Bedeutung der Lehre Gall's unbefangen überdenkt, ſo möchte ſich etwa folgendes Reſultat herausſtellen: Sie ging aus reiner, fleißiger Beobachtung der Natur hervor, und liefert der philoſophiſchen Naturforſchung unverſiegbaren Stoff und lebendigen Impuls. Sie enthält Wahres und verdient weitere, unbeſtochene Entwicklung. Iſt man in ihren Fol-

gerungen ſanguiniſch zu weit gegangen, ſo hat man anderſeits das Kind mit dem Bade verſchüttet; und, wie man auf Anlaß der Alchymie zwar nicht Gold machen, aber vieles andere chemiſch Wichtige lernte, ſo wären, auch wenn die Zeit über dieſe Schädellehre völlig das Verdammungsurtheil ſpräche, die dabei gemachten Entdeckungen Gall's über den Bau und das Leben des Gehirns und der Nerven allein ſchon hinreichend, ihm den Dank der Nachwelt zu ſichern. Dazu kommt, daß er ſelbſt dieſe Lehre, die dem Charlatanismus ſo manche Handhabe bot, eben durch ſein anderweitiges großes Verdienſt, ſo wie durch ſein perſönliches, ſittlich würdiges Betragen davor bewahrte.

Mit dieſem ehrenvollen Gewinn eines wirkungsreichen Lebens ſtarb Gall im hohen Alter von 71 Jahren; der frohen Ausſicht, daß in England, Schottland, Dänemark und Amerika, wo ſeine Lehre mit neuem Eifer betrieben wurde, ſie ihrer endlichen Läuterung und Vollendung entgegenreife. Ihre neueſten Bearbeitungen ſcheinen dieſe Hoffnungen zu rechtfertigen.

Antonio Canova.

Geboren 1757. Geſtorben 1822.

Schon drohte die edelſte der Künſte, die Sculptur, von der Erde beinahe zu verſchwinden, und trauernd in die Schattengefilde ihrer Götter zurückzukehren, die Niemand mehr kannte und ehrte. Buonarotti's Geiſt, der ihnen noch Opfer brachte, war längſt entſchwunden; Bernini und Rusconi hatten ſie in franzöſiſche Schleppkleider verhüllt; Ernſt und Strenge bei Künſtlern, Geſchmack im Publikum, waren nicht mehr. Da erſchien Canova, — und es gab wieder eine Kunſt. Von ihm beginnt ihre neueſte Epoche. War ſie zum kalten Luxusartikel geworden, ſo galt es, ihr die Herzen wieder zu gewinnen. Und dazu war Er der Mann, — Er, dem die heiterſte der Muſen das Geheimniß der Anmuth anvertraute.

Im Jahre 1757, nach Andern 1760, zu Poſſagno im Trevisaniſchen geboren, verrieth ſich Antonio's Anlage ſchon in ſeinem zwölften Lebensjahre. Herr von Falier gab ein glänzendes Gaſtmahl. Da zeigte es ſich in

der Küche, daß die Köche einige Deſſertfiguren vergeſſen hatten, und darüber in große Beſtürzung geriethen. Der lebhafte Knabe, der um ſie herum ſpielte, beſchloß, ihnen zu helfen. Er nahm ein großes Stück Butter und bildete einen Löwen daraus, der, als er auf die Tafel kam, den größten Beifall fand. Herr von Falier nahm ſich des Knaben an, ſchickte ihn nach Venedig auf die Akademie, und Antonio konnte ſchon im ſechzehnten Jahre durch eine Statue der Euridice ſeinem Danke gegen den Gönner Geſtalt und Dauer geben. Der Geſandte Zuliani nahm den jungen Künſtler mit nach Rom. Hier wuchs an den ewigen Muſtern ſein Kunſtgeſchick, und mit ihm ſein Ruhm. Er wurde gewählt, um das Grabmonument Ganganelli's (Papſt Clemens XIV.) zu fertigen, und entſprach der Aufgabe auf's Rühmlichſte. Auch zeigte ſich damals ſchon jene ſchöne Charaktereigenheit des Künſtlers, die ihm ſpäter mit Recht ſo viele Herzen gewann — die Wärme, mit welcher er mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln jüngere Kunſtgenoſſen zu ermuntern und zu unterſtützen ſtrebte. Er errichtete im Palaſte des venetianiſchen Geſandten eine Schule zur Ausbildung junger Venetianer. Als der Krieg der Revolution auch das heitere Land der Kunſt nicht ſchonte, verließ er Rom; mit dem Frieden kehrte er dahin zurück, ſchuf ſeinen Perſeus mit dem Haupte der Meduſa, ein Werk, das ſeinen Ruhm mehr als alle frühern hob, und wurde nun von Napoleon nach Paris berufen, um das Modell zu einer koloſſalen Statue desſelben zu entwerfen. Noch in demſelben Jahre berief ihn Papſt Pius VII. zum Oberaufſeher aller römiſchen Kunſtſachen und alles Kunſtweſens im Kirchenſtaate, und ernannte ihn zum Ritter vom goldnen Sporn. Canova war es, der den ſo erfreulichen Auftrag erhielt, die Kunſtſchätze, welche die Franzoſen von Rom nach Paris geſchleppt hatten, zurückzufordern, und unter ſeiner Begleitung kehrten die verſcheuchten Götter in ihre geheiligten Wohnſitze zurück. Von Paris aus beſuchte er London, wo ihn viele Beſtellungen erwarteten, und nach ſeiner Rückkehr trug der Papſt ſeinen Namen in's goldene Buch des Capitols ein, erklärte ihn in einem Sendſchreiben für »hochverdient um die Stadt Rom,« und machte ihn zum Marcheſe von Iſchia mit einer Rente von 3000 Scudi jährlich. Bewundert von Europa, verehrt von ſeinen Landsleuten, geachtet von ſeiner Umgebung, dankbar geliebt von den jüngern Künſtlern, ſtarb der Wiederherſteller der Bildhauerei am 13. October 1822 zu Venedig.

Ein angenehmes Gefühl erregt die Harmonie zwiſchen Canova's Charakter als Künſtler und als Menſch. Die Milde, Gefälligkeit und Be-

ſcheidenheit ſeines Weſens, die ſo allgemein gerühmt wurde, daß ſelbſt ſeine vielen Neider ihn von dieſer Seite nicht zu tadeln wagten, ſtimmen völlig mit dem Adel und der Grazie ſeiner Kunſtwerke überein. Beſonders zierte ihn die edelſte Uneigennützigkeit, ja Wohlthätigkeit.

Ein Blick auf die vorzüglichſten ſeiner Werke mag dieſe Darſtellung ergänzen. Das erſte derſelben: „Dädalus und Ikarus“ in Lebensgröße, iſt nur treue Nachahmung der Natur; „Apollo, der ſich eine Lorbeerkrone aufſetzt,“ bildet den Uebergang zum Idealen; „Theſeus, auf dem erſchlagenen Minotaur ruhend“, übertrifft an Kraft und Großheit ſeine meiſten Werke, und mahnt an die Antike; das „Monument Clemens XIV.“ hält ſich an den herkömmlichen Styl; die Gruppe „Amor und Pſyche,“ worin Canova zum erſten Male er ſelbſt war, wird ſelbſt von denen, die nicht zu ſeinen Bewunderern gehören, für das Lieblichſte erklärt, was die neuere Kunſt dargeſtellt hat; ſchon früher hatte er in einer „Pſyche, die, in Gedanken verſenkt, einen Schmetterling betrachtet,“ ſich anmuthig zu dieſem Gegenſtande vorgeübt; das „Grabmahl Clemens XIII. in der Peterskirche“ hat einfache, koloſſale Größe; eine „büßende Magdalena“ übertritt in Conception und Ausführung die der Bildnerei vorgezeichneten Gränzen; „Hebe, auf einer Wolke ſchwebend, Nektar in eine Schale gießend, die ſie mit der Linken hält,“ verſöhnt mit dieſem Fehlgriffe; „der raſende Herkules, der den Lichas in's Meer ſchleudert,“ iſt mehr widrig, als erhaben; „zwei Fauſtkämpfer“ athmen wieder griechiſche Kraft; eine zweite Gruppe „Amor und Pſyche“ iſt zu ſehr durchbrochen und mehr kokett, als anmuthig; das „Chriſtinendenkmahl in Wien“ iſt neu und edel gedacht und ſchön in der Ausführung; „Perſeus mit dem Meduſenhaupt“ reminiscirt den vatikaniſchen Apoll; die koloſſale Statue Napoleon's ſoll an Charakter und Idealität alles Aehnliche übertreffen; „Theſeus, der den Centaur erlegt,“ in der heroiſchen Gattung das Beſte von Canova, leicht und gewaltig; „die ruhende Venus mit dem Apfel“ mehr maleriſch, als plaſtiſch; „Marie Louiſe als Concordia“ im edelſten Style; die Gruppe der „Grazien“ auf der feinen Linie zwiſchen griechiſcher Schönheit und modern Gefälligem; dies ſind die berühmteſten, der Kunſtgeſchichte angehörigen Werke des Meiſters. Intereſſant iſt es, daß Canova auch malte, und beſonders merkwürdig, daß er als Maler in der Farbe tüchtiger war, als in der Zeichnung.

Albert Thorwaldſen.

Geboren 1772.

Es iſt anziehend, den Gang der bildenden Kunſt im Alterthume und in den neuern Zeiten vergleichend zu beobachten. Bei den Griechen ging aus dem Rohen und Derben das Große und Erhabene hervor; aus dieſem bildete ſich allmälich das Schöne, und dieſes ging in das Gefällige über, bis es ſich im Tändelnden und Empfindelnden endlich gänzlich verlor. Praxiteles kam nach Phidias, und der anmuthige Styl folgte auf den ſtrengen. Ganz anders geſtaltete ſich's in der neuen Kunſt, wenn es anders erlaubt iſt, die einzelnen großen Künſtler, die wir haben, mit den Epochen der Alten zu vergleichen. Canova reinigte die dem bizarren Geſchmack anheim gefallene Sculptur — durch Anmuth; mit Anmuth beginnt die neue Kunſt; aus ihr erzeugen ſich, in ihrer Fortbildung, von ſelbſt die höheren Forderungen; und aus dem ſchönen Style, welchen Canova, der moderne Praxiteles, anſtrebte, entwickelte ſich allmälich wieder der große, ſtrenge Styl im modernen Phidias — Thorwaldſen. Auch in der Malerei ſind ähnliche Wandlungen zu gewahren, wenn man betrachtet, wie, nach ſo manchen Jahren kleinlicher Luxusmalerei, ein Cornelius erſcheint, und — wenn er auch keine Schule gründet — doch das Geſetz und die Erinnerung der alten Kunſt erneuert. Auch iſt es eigen, daß die Erneuerung der Plaſtik in ihrer Reinheit, einer Kunſt, die man faſt als dem griechiſchen Boden ausſchließlich eigen anzuſehen gewohnt war — von einem Sohne des rauhen Nordens ausging.

In Kopenhagen geboren, Sohn eines Isländers, eines armen Steinmetzen und Bildſchnitzers, hatte freilich Albert Thorwaldſen früh genug Gelegenheit, ſich am Antiken auszubilden. Denn, kaum hatte er in der Zeichenſchule in Kopenhagen kurze Zeit gelernt, ſo erhielt er den erſten Preis, der mit einem vierjährigen Aufenthalt in Rom auf Koſten des Fonds der Akademie verbunden iſt. Der junge Künſtler verließ ſein Vaterland, aber —

wie es vorauszuſehen war — Rom, nachdem er ſich und die Kunſt verſtehen gelernt, verließ er nicht wieder. Vierundvierzig Jahre ſind ſeitdem entſchwunden, und in dieſer langen Zeit ward das Heimatland der Kunſt zum zweiten Heimatlande des Künſtlers. Mittellos begab er ſich, ein nur an Hoffnungen reicher Jüngling, auf einer däniſchen Fregatte, über Gibraltar, Algier, Malta und Neapel in die heilige Stadt; mittellos, aber Tag und Nacht unermüdet thätig, arbeitete er ſich durch jene vier Jahre hin; da gelang es ihm, an ſeinem Landsmanne, dem edlen und kunſtſinnigen Zoëga, der ſich gleich ihm in Italien eingebürgert hatte, einen Rathgeber, einen Förderer zu finden. Er wagte ſich an ſeine erſte größere Aufgabe, und bildete das Modell Jaſon's, der ſiegend das erkämpfte goldene Vließ emporhält. Allgemeine Bewunderung war der Erfolg dieſes Erſtlingswerkes. Ein reicher Holländer beſtellt ſogleich die koloſſale Ausführung dieſes Modells in Marmor; ſie gelingt, und der Ruf Thorwaldſen's iſt gegründet. Aber noch höher ſteigert ihn die folgende Vollendung eines Basreliefs, welches ſelbſt nach dem Urtheile der Römer, die, wie man weiß, in dieſen Dingen competenter als die gelehrteſten Fremden urtheilen, mit der Antike wetteifern darf. Es ſtellt den Achilles vor, welcher

> . . . . abwärts ſaß, von den Freunden geſondert,
> Aber der edle Patroklos, dem lieben Freunde gehorchend,
> Führt' aus dem Zelt und gab des Briſes roſige Tochter
> Den Herolden dahin; und zögernd folgte das Mägdlein.
> Aber Achilleus ſaß, nicht fröhlich im Herzen des Anblicks,
> An des Meeres Geſtad', und ſchaut' in das finſt're Gewäſſer.
>
> (Il. I. 344 u. f.)

Noch eine Stufe höher, und es entſtand der »Mars, welcher, ſtehend, die Linke auf die umgekehrte Lanze ſtützt, und mit der Rechten den Friedensölzweig hält," — der für das Höchſte gilt, was die neuere Kunſt im heroiſchen Style gebracht hat. Aber auch dem Schönen war der Künſtler nicht fremd, und der liebenswürdige, neidloſe Canova pries ſeinen »Adonis" als ein Meiſterwerk. So lebten denn, durch eines Nordländers Hand beſchworen, die Weſen der alten Mythe in ihrer wahren Geſtalt wieder auf, nachdem Canova ſeine Zeitgenoſſen durch ihre annähernden Gebilde zu ihrem Erkennen vorbereitet hatte. Allein die echte Kunſt iſt allſeitig; nichts Menſchliches iſt ihr fremd, welches Glaubens und Himmelsſtrichs es auch ſei; und ſo ſah man bald darauf den Enkel des Phidias die vier trefflichen cykliſchen Relief's zu dem Taufſteine bilden: Chriſti Taufe, die Mutter mit dem Jeſuskind und Johannes, Chriſtus die Kleinen ſegnend,

und eine Gruppe von Engelskindern. Eine bedeutende Reihe chriſtlicher Darſtellungen für die Kathedralkirche ſeiner Vaterſtadt, gleich geiſtvoll in Symbol wie in Verkörperung, folgten nun, und mit friſcher Liebe kehrte Thorwaldſen zu den ewigen Typen zurück, in welchen ſich des Künſtlers Seele mit Freiheit und Allgemeinheit am vollkommenſten ausſpricht. Die Allegorie von Nacht und Tag, die Statue der Hoffnung, Bacchus, der dem Amor aus ſeiner Schale zu trinken gibt, Pallas, die den Schmetterling auf das von Prometheus geformte Gebilde des Menſchen ſetzt, Amor, der, klagend, der Mutter ſein von der Biene geſtochenes Händchen zeigt; oder der die ohnmächtige Pſyche mit ſeinem Pfeile zu erwecken bemüht iſt, der Triumphzug Alexanders, Hermes, der den eingeſchläferten Argos tödten will, — alle dieſe und andere Arbeiten ſind aus Copien und Contourzeichnungen, der kunſtliebenden Welt bekannt. Was kann meiſt die Biographie eines raſtlos im Stillen thätigen Künſtlers mehr, als die Reihe ſeiner Schöpfungen vorführen, ein todtes Regiſter, das erſt durch die Fantaſie des Leſers oder durch die darin verborgene Geſchichte des Künſtlers ſich belebt? Bei Thorwaldſen kann ſie mehr; und es drängt ſich bei ihm, wie bei andern modernen Genien die Bemerkung auf: daß vielleicht die Klage über nicht gekannte und unterſtützte Kunſt nicht ſo völlig gerecht ſei, als Viele wähnen. Wahrhaft große Künſtler bilden ſich noch jetzt ihre Zeit, ihre Umgebung. Zwei Könige beeifern ſich, einen Cornelius mit Lorbeern und Ehren zu ſchmücken; der König von Dänemark erhob ſeinen Thorwaldſen in den Ritterſtand, beſchenkte ihn mit Orden, denen Mürat und Napoleon (der den Triumphzug Alexanders beſtellte) die ihrigen beifügten, Rom ſchlug eine Münze mit ſeinem Bildniß, ihm zu Ehren, alle Monarchen überhäuften ihn mit Aufträgen, und ſeine Reiſen, von deren einer er im Jahre 1820, von der andern eben jetzt in Rom wieder anlangte, glichen Triumphzügen. Er wird jetzt in dieſer Vaterſtadt aller Künſtler, ja aller gebildeten Menſchen, mit mehr Verehrung als je behandelt. Bei der Verſammlung der Akademie von San Luca, als er zum erſten Male wieder eintrat, gingen ihm ſämmtliche Mitglieder bis zum Eingange mit Wachsfackeln entgegen. Nun ſitzt er wieder, wie jener Goldſchmied zu Epheſus, unbekümmert um den Lärm der Zeiten, unter den ſtillen Göttern, die ſeine Hand gebildet, und bildet nicht nur eigene, neue, ſondern iſt, in ſchöner Pietät, bemüht, verſtümmelte Werke der alten Kunſt zu ergänzen, verlorne zu erſetzen, angedeutete auszuführen. Wer das Glück hatte, ihn in Rom zu ſehen, rühmt die Herzlichkeit und Einfalt ſeines Betragens, die Heiterkeit ſeines Umgangs, die beſcheidene

Festigkeit seines Charakters, die anspruchlose Gründlichkeit seines Geistes. Möge Zeit und Nachwelt eines solchen Mannes würdig bleiben.

Sir James Mackintosh.

Geboren 1765. Gestorben 1832.

Neben dem Throne und auf dem Katheder, in der großen Welt der Politik, wie in den engern Sphären von Schule und Haus, begegnen wir dem Wirken dieses ausgezeichneten Staatsmannes, Rechtsgelehrten und Schriftstellers. Im Kirchenspiele Dorish der schottischen Grafschaft Inverneß, aus einem alten Geschlechte dieses Landes geboren, besuchte er die Schule von Fortrose, später das Kriegs-Collegium zu Aberdeen, studirte dann in Edinburgh die Arzneikunde und ward 1781 Doctor in dieser Wissenschaft. Aber schon früher hatten Geschichte, Moral, politische und speculative Philosophie, und Literatur überhaupt, seine Neigung gefesselt, so daß er seinem Berufe bald gänzlich entsagte. 1789 gab er zu London ein Pamphlet über die Regentschaftsfrage heraus, von welchem jedoch die Genesung des Königs die Theilnahme bald wieder ablenkte. Eine Reise nach dem Continente erfüllte ihn mit Sympathien für das französische Volk; die Frucht derselben war seine »Vertheidigung der französischen Revolution« (1792), ein Werk, das seinen Ruf gründete und Fox, ja selbst Burke, dessen Reflectionen er zu widerlegen gesucht hatte, zu seinen Freunden machte. Gleichzeitig studirte er zu Lincolns-Inn die Rechtswissenschaft, trat kurz darauf als Anwalt vor Gericht auf, hielt Vorlesungen über Natur- und Völkerrecht und gewann bedeutende Hörer. Bei der Untersuchung, in welche Peltier wegen eines Libells über den Charakter des damaligen ersten Consuls Bonaparte gerieth, vertheidigte Mackintosh den Angeklagten mit bewundernswürdiger Beredsamkeit, wofür er die Stelle eines Recorders von Bombay erhielt und in den Ritterstand erhoben wurde. In diesem Amte, welches er durch neun Jahre bekleidete, machte er sich hochverdient

durch ſeine raſtloſen Bemühungen für Verbeſſerung der Criminalgeſetzgebung Indiens, durch Stiftung der Literary Society zu Bombay und ſeine trefflichen Beiträge zu dem Asiatic-Register. Nach England zurückgekehrt, wurde er von der Grafſchaft Nairn in Schottland zum Abgeordneten für das Haus der Gemeinen gewählt, und vertrat ſeit 1813, unter dem Einfluſſe des Lord Fitzwilliam, den Flecken Knaresborough in Yorkſhire. Wenn er bei ſeinem erſten Auftreten im Parlamente den auf ihn geſetzten Erwartungen nicht durchgehends genügte, ſo wurde er doch bald den erſten Parlamentsrednern zugezählt, und wo es ſich um Beleuchtung entſcheidender Fragen aus dem Gebiete der Völkergeſchichte handelte, oder wo es galt, durch eindringliche und kraftvolle Beredſamkeit den Einfluß der Geſetzgebung auf das Volk zu übertragen, da ſtand er ſtets an ſeinem Platze. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die Verbeſſerung des Criminalgeſetzbuches; Napoleon's Flucht von Elba, der Congreß von Laibach, die Katholiken in Irland, die Unterdrückung der Griechen, die ſchottiſchen Geſchworenen-Gerichte, der Prozeß der Königin ꝛc. boten ſeiner Beredſamkeit Anlaß, wiederholte Triumphe zu feiern. Eine Zeit lang war er auch Rector der Univerſität von Schottland. Als Kritiker hat er ſich durch mehrere gediegene Abhandlungen, als Hiſtoriker durch ſeine Geſchichte Englands bekannt gemacht, die weniger eine ausführliche Erzählung der Begebenheiten, als eine bündige, ſcharfſinnige und tief eingehende Ueberſicht des Zuſtandes und Fortſchreitens der Geſellſchaft, Regierung und Civiliſation und der Geſetze Englands erzielt; ſeinen Vortrag unterſtützt ein einfach edler Styl, dem an ſeinem Orte auch die höhere Schönheit der Begeiſterung nicht mangelt. Noch im Juli 1831 ſpielte er eine glänzende Rolle zu Gunſten der Reform, als am 30. Mai 1832 der Tod ſeinem erſprießlichen Wirken ein Ziel ſetzte.

David Hume.

Geboren 1711. Geſtorben 1776.

Dieſer berühmte engliſche Philoſoph und Geſchichtſchreiber entſtammte einer verarmten gräflichen Familie. Edinburgh war ſein Geburtsort. Seine Anverwandten beſtimmten ihn für die Rechtswiſſenſchaft, ſeine Neigung für die Philoſophie; das Schickſal gab einen andern Ausſchlag und nöthigte ihn, 1734 in Briſtol ſich der Handlung zu widmen. Der aufgedrungene Beruf widerte ihn an; er kehrte nach Edinburgh zurück, ging dann nach Frankreich, wo er freudig ein dürftiges, aber unabhängiges Los wählte und ſeine berühmte pſychologiſch-kritiſche Abhandlung »über die menſchliche Natur« ſchrieb, die jedoch bei ihrem Erſcheinen in London, wohin er 1737 zurückgekehrt war, durchaus keine Würdigung fand. Statt dadurch ſich entmuthigen zu laſſen, verdoppelte er ſeine Studien, und ließ 1742 in Edinburgh den erſten Theil ſeiner »Verſuche und Abhandlungen« erſcheinen, welchen eine beſſere Aufnahme zu Theil ward. Er unternahm dann verſchiedene Reiſen und arbeitete ſeine erſtgenannte Abhandlung unter dem Titel »Unterſuchung über den menſchlichen Verſtand« um, konnte jedoch damit ſo wenig durchdringen, wie früher. Erſt der zweite Theil der Verſuche, der, unter dem Titel: »politiſche Reden,« auch Handel und Geld einer tiefern Betrachtung unterwarf, konnte in dem nur für praktiſche Intereſſen erregbaren England Aufmerkſamkeit erwecken, und begründete ſein Anſehen. Er gab 1752 zu Edinburgh jene Reden und eine »Unterſuchung über die Grundſätze der Moral« heraus, die ihm die vorzüglichſte ſeiner Schriften däuchte. Durch ſeine Anſtellung als Aufſeher der Bibliothek der Advocaten in Edinburgh wurde er mit der hiſtoriſchen Literatur Englands vertraut, und dies entſchied ſeinen Beruf zum Geſchichtsſchreiber. Seine »engliſche Geſchichte ſeit der Thronbeſteigung des Hauſes Stuart,« welche 1754 — 1756 erſchien und ein neues Licht über jene Epochen verbreitete,

erregte großes Aufſehen, aber, wegen ihrer freimüthigen Unparteilichkeit, auch bedeutende Mißgunſt. Verſtimmt, doch unentmuthigt durch die tadelnden Stimmen, ließ er 1757 ſeine „natürliche Geſchichte der Religion,“ 1759 die »Geſchichte des Hauſes Tudor,“ 1761 ſein Werk über die frühern Perioden der engliſchen Geſchichte erſcheinen. In ſeinem fünfzigſten Jahre begleitete er den Grafen Hertford als Geſandſchaftsſecretär nach Paris, wo er mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde, kehrte 1763 nach England zurück, ward 1767 Unterſecretär, entſagte aber 1769 jeder politiſchen Wirkſamkeit und brachte, im Beſitze eines wohlerworbenen bedeutenden Vermögens und unter fortwährenden wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, ſeine letzten Lebensjahre in Edinburgh zu, wo er den 25. Auguſt 1776 heiter entſchlief. Als Geſchichtsſchreiber iſt er ſcharfſinnig, wahr und ernſt, der hiſtoriſchen Geſtaltung außerordentlich mächtig, ſein Styl würdevoll, klar und correct. Seine philoſophiſchen Werke, deren Hauptcharakter ein auf die Locke'ſche Erfahrungsanſicht gegründeter Skepticismus ausmacht, veranlaßten Kant's »Kritik“ und bereiteten ſo den neuen Geiſt der Philoſophie in Europa vor.

Camoens.

Geboren 1524. Geſtorben 1579.

Wenn man die Ungerechtigkeit von Zeit- und Landesgenoſſen gegen große Männer aus ihrer Mitte durch ein grelles Beiſpiel darſtellen will, — ſo nennt man Camoens. Wenn Dichter den Zwieſpalt ihrer idealen Anſprüche mit ihrer an Kämpfen reichen Exiſtenz in der kalten Wirklichkeit beſingen wollen, — ſo wählen ſie die Geſchichte ihres Meiſters Camoens. In der That kann man ſie nur mit Rührung leſen.

Nicht einmal das Jahr ſeiner Geburt weiß man zuverläſſig, und die oben angegebene Ziffer gründet ſich nur auf Vermuthung. Man weiß nur, daß ein Jüngling von etwa 25 Jahren, nachdem ſein Vater, der Schiffscapitän Simon Vaz de Camoens, bei einem Schiffbruche um's Leben gekom-

men war, ſich zu dem Feldzuge meldete, den die Portugieſen gegen Oſtindien im Jahr 1550 rüſteten. Dieſer Jüngling hatte ſchon viel und Schmerzliches erlebt. In Liſſabon geboren, nährte er eine leidenſchaftliche Liebe zu ſeinem Vaterlande im jugendlichen Herzen; eine zweite, eben ſo glühende, zu einer Palaſtdame, Katharina von Attayde, geſellte ſich dazu, — und die dritte, vielleicht reinſte und edelſte von allen, die Liebe zu den Muſen, die ihn mit frühen Gaben verſchwenderiſch bedacht hatten, nährte und hegte die übrigen Flammen. Allen feurigen Trieben dieſes jugendlichen Gemüthes ward eine traurige Vergeltung, und er hatte früh die bittere Erfahrung zu machen, daß auch das ſchönſte Streben nicht hoffen darf, unmittelbar, wie es das Herz wünſcht, und der ſchuldloſe Sinn ſich träumt, in der Welt durchzudringen, ſondern das Gute und Schöne gleichſam einſchwärzen und um Nachſicht und Schonung dafür bitten muß. Sein Vaterland erwiederte ſeine Liebe nicht: ſein Talent erregte ihm nur Neider ſtatt Freunden; und ſeine Herzensneigung — hatte zur Folge, daß er nach Santarem verwieſen wurde. Mit tief verwundetem, aber nicht gelähmtem Herzen ſtellte er ſich in die Reihen der Krieger, welche Portugal gegen Marokko ausſandte. Hier ſah man ihn mitten im Schlachtgewühle dichten, und, wie vom Hauche des Genius gefeit, mit erneutem Heldenmuthe wieder kämpfen. Keine Gefahr machte ihn zittern, und Thaten, der großen Vorwelt würdig, Thaten, wie er ſie an Andern beſang, ohne von der Mitwelt gehört zu werden, ſchrieb er mit flammendem Schwerte auf Afrika's Wüſten hin. Vor Ceuta raubte ein feindlicher Pfeil ihm das rechte Auge. Aber das Vaterland achtete weder ſeiner Thaten, noch ſeiner Wunden, und, den gerechten Unwillen über die Armſeligkeit der Menſchen im tiefſten Buſen verſchließend, fanden wir ihn, am Eingange dieſer Zeilen, ſich der Flotte anſchließend, die im Jahre 1550 nach dem öſtlichen Indien ſegelte. Aber auch hier war es ihm beſchieden, zu erfahren, daß die Gemüther der Menſchen am Ganges von denſelben engen Banden gehalten werden, wie am Ebro. Den alten Groll noch im Herzen, die Vorbilder des hohen Alterthums im Geiſte, ſah er mit Indignation den Mißbräuchen der Regierung in dem von der Natur ſo geſegneten Welttheile zu. »Dichter lieben nicht zu ſchweigen« — geſtand ſelbſt derjenige aus ihnen, der das Schweigen am beſten verſtand; Camoens machte ſeinem edlen Unwillen Luft; wie in Afrika's Zonen die Waffen des Kriegers — ſo brauchte er hier die des Dichters — und Verbannung in's Innere des Landes war ſein Lohn. Hier, in den ſtillen Nächten eines ſchönern Himmels, unter den treuen, aber geheimnißvollen Ueberreſten einer vergan-

genen Größe, deren dunkle Laute nur wie Ahnungen um einſame Palmen und gebrochene Obelisken ſchweben, — hier lebte Camoens Jahre lang nur den großen Träumen ſeiner ſchönen Seele. Nur von der Natur umgeben, ſchien er ſich nicht einſam; und, ferne und verbannt von dem Vaterlande, das ſeinen edelſten Sohn verkannte, umfaßte er, in unzerſtörbarer Liebe, nur noch inniger das Ideal des Vaterlandes, das ungetrübt in ſeinem Innern lebte. Hier faßte er den Gedanken, dieſem Vaterlande den Undank und das Vergeſſen durch ein Denkmal zu vergelten, das die frühern Thaten der Portugieſen und Vasco da Gama's kühne Fahrt mit dem Ruhme des Sängers zugleich auf die ferne Nachwelt bringen ſollte; und hier vollendete er den Gedanken, wie er ihn geboren hatte. Unter dem Schatten dieſer Palmen, zwiſchen den Säulen ſchimmernder Tempel und den wuchernden Geſträuchen einſamer Felſen, entſtand die Luſiade, das ſchönſte Gedicht, das die Portugieſen aufzuweiſen haben, das kühne Epos, das, immer wachſend, wie ein Rieſe, durch alle Völker, alle Zeiten ſchritt. Edel wie Virgil, glühend wie Arioſt, rein wie Taſſo, erhielt Camoens von der Nachwelt den Lorbeer, den ihm die Mitwelt verſagt hatte. Das Gedicht war vollendet, und der Dichter ward endlich aus ſeinem Exile zurückberufen; aber ſeine Prüfungen waren noch nicht geendigt. Ein Seeſturm überfiel die Schiffenden ſchon im Angeſichte der rettenden Küſte; höher ſchlug die Brandung empor, und der Untergang ſchien gewiß. Camoens, dem das Werk ſeines Lebens ſo hoch galt als ſein Leben ſelbſt, beſann ſich nicht; auf höhere Mächte vertrauend, wie einſt Arion, ſtürzte er ſich in die bewegten Fluten, und, mit der linken Hand einen ſchützenden Balken umklammernd, mit der rechten die Rolle ſeines Gedichtes, ſeinen einzigen Schatz, hoch über den Wogen emporhaltend, rettete ſich der Sänger ſchwimmend an die Küſte. Hier, entblößt von allem Nothwendigen, ſah er ſich in der traurigen Situation, fremde Mittel erflehen und erborgen zu müſſen, und, noch ehe das Vaterland das Gedicht ſeiner Verherrlichung geſehen hatte, — nahm den Dichter zu Goa das Schuldengefängniß auf. Endlich, auf die Bürgſchaft einiger Wohlwollenden, ward er auch dieſer Bande entledigt, und — nach einer traurigen und drangſalvollen Abweſenheit von neunzehn Jahren — begrüßte der Verbannte gerührt die Luft, welche die Segel ſchwellte, die dem theuren Portugal entgegenwehten. Da ſchien die Sonne des Glückes endlich dem Vielgeprüften leuchten zu wollen. In Liſſabon herrſchte damals der jugendliche König Sebaſtian, deſſen Seele für Ruhm und Größe glühte. Sinn für Thaten verband ſich in dieſem Monarchen mit dem für Dicht-

kunſt, und ſo ſchwebte ihm das romantiſche Ideal ſeines Zeitalters vor. Auf einem abenteuerlichen Streifzuge an der Nordküſte von Afrika hatte er das kriegeriſche Leben bereits kennen und lieben gelernt, und, ſich im Herzen einen Achilles fühlend, fehlte ihm nichts, als ein Homer. Da landete Camoens, und widmete ihm ſein Gedicht. Mit Begeiſterung nahm es der junge Herrſcher auf; er verſtand völlig den Sinn des Dichters, denn Zug für Zug war es ſein eigener, und Camoens ſah ſich mit freudigem Staunen, nach Jahren bitterer Verlaſſenheit und einſamen Kummers, als den Freund ſeines Königs wieder. Allein die Hand des Geſchicks entläßt nicht ſo leicht, wen ſie einmal gefaßt und erkoren. Der königliche Held ſchiffte zum zweiten Male nach Afrika zu einem großen Zuge gegen die Mauren, — und das Los Achill's ward ihm auch hier. Thatendurſtig eilte er, kaum gelandet, zum Kampfe. Immer der Erſte, durchbrach er die erſte Reihe der Feinde, dann die zweite, und ſtürzte ſich mitten in ihr Gewühl. Der Morgen nach der Schlacht beleuchtete einen unermeßlichen Schauplatz von Todten. Unter ihnen — der König, ſo von Wunden bedeckt, daß ihn ſein treuer Diener kaum erkannte. Mit ihm erloſch ſein königlicher Stamm, Portugals Unabhängigkeit und Camoens kurzes Glück. Der Dichter fand keinen König mehr; Freunde hatte er längſt keine; ein in Niedrigkeit verſunkenes Volk hatte keinen Sinn für das Große, das er verkündete, kein Gefühl für die edlen Klagen, die ſeiner Laute entſchwebten. Tiefer und tiefer ſank ſein Stern, lauter und rührender ſcholl die Klage; aber kein Ohr vernahm ſie, kein Herz ſchlug dem brechenden entgegen, — achſelzuckend ging die dumpfe Alltäglichkeit an der leidenden Größe vorüber, und die Nacht des Elends brach über den Unglücklichen herein, dem der trügeriſche Dämmerſchein des Glückes ſie nur greller und ſchmerzlicher gemacht hatte. So groß war ſeine Armuth, daß ein treuer Sclave, den er aus Indien mitgebracht hatte, nächtlich in den Straßen betteln mußte, um das Leben ſeines Herrn zu friſten. In dieſem Zuſtande ſang Camoens die herrlichen Sonette, die wir noch jetzt als die gefühlvollſten und rührendſten bewundern, die vielleicht je gedichtet worden ſind; und das oft mißbrauchte Gleichniß von der kranken Muſchel und der Perle, die ſie abſetzt, — hier iſt es Wahrheit geweſen. Endlich erlag der Körper, da der Geiſt ſich unbezwingbar zeigte; ein langwieriges und tiefes Siechthum untergrub die alternden Kräfte, und im 62ſten Jahre eines vielbewegten, kummervollen Lebens, von Glück, Liebe und Freundſchaft verlaſſen, ſtarb Portugals größter, ja einziger Dichter — im Spitale. Ein prachtvolles Monument prangt auf dem Grabe des Verhungerten.

Dies iſt die Geſchichte eines Dichters, die ſelbſt wie ein trauriges Gedicht erſcheint. Sie enthält ein großes Problem; denn ewig vergeblich zeigen ſich die Forderungen, welche das Ideale an die Wirklichkeit macht, und — wenn wir tief in unſern Buſen greifen, müſſen wir uns nicht fragen: ob ſie gerecht ſind? Gebet dem Geiſte, was des Geiſtes, und dem Körper, was des Körpers iſt! Freilich ſtimmen die härteſten Beiſpiele zu dieſer Lehre traurig — aber jedenfalls mag ſich ſo Mancher, bei dem Verſe und Gold nicht im Gleichgewichte ſind, ſtatt ſeine Geſchichte in jener wieder zu finden, lieber damit tröſten — daß er kein Camoens iſt.

Cervantes.

Geboren 1547. Geſtorben 1616.

Der Zwieſpalt zwiſchen idealen Wünſchen und realen Erfüllungen macht ſo oft das Tragiſche im Leben wie in der Kunſt aus; aber ein heiterer Geiſt, mit großem Sinne, weiß ihn auch heiter aufzufaſſen; und wenn Camoens als rührendes Beiſpiel eines edlen Märtyrers der Dichtkunſt daſteht, ſo ſehen wir Cervantes, unter faſt gleichen Leidensverhältniſſen, mit freier Selbſtironie ſich über ſie hin zu ewiger Größe erheben.

Altcaſtiliſchen Geſchlechtes, zu Alcala de Henares geboren, hätte Miguel de Cervantes Saavedra in Madrid etwas Tüchtiges lernen ſollen, um ſeine Eltern, verarmte ſpaniſche Edelleute, unterſtützen zu können. Allein Romanzen und Schäfergedichte gefielen ihm beſſer, als ernſthafte Studien; er fand unglücklicher Weiſe einen gleich fantaſtiſch geſtimmten Lehrer, — und Lehrer und Jünger ergingen ſich in andern Welten, und ſpielten den Don Quixote, den der gereifte Mann nachher beſang. Die Folge davon war — daß der 22jährige Cervantes, mit vollem Kopfe und leerem Beutel, ſein Vaterland verlaſſen, und, wie die Helden des Le Sage, die doch bloß ihm nachgeahmt ſind, in Rom Kammerdiener bei einem Cardinal werden mußte. Allein der Knabe ward Mann, und — was nicht immer ſo geſchieht — der Traum verwandelte ſich in That. Der päpſtliche Feldherr Colonna

CAMOENS

CERVANTES

MAZARIN

1602 1661

RICHELIEU

1584 1642

OEHLENSCHLÆGER.

TIECK

1773

rief zum Kriege gegen Türken und Corſaren auf; Cervantes trat in die Reihen, that ſich mit Heldenſinn und ritterlichem Muth hervor, ſtritt im Heere Don Juan's bei Lepanto mit, verlor dort ſeinen linken Arm, focht unermüdet weiter, und — im Begriffe, in ſein Vaterland mit Ehre heimzukehren, fiel er in die Hände eines Corſaren, und ward in Algier als Sclave verkauft. Sieben Jahre verlebte er in Sclaverei, — ein ſolches Leben war Roman genug! Und ſo nahm es auch Cervantes. Weit entfernt, in eitler Sehnſucht ſich zu verzehren, oder in heißen Klagen ſeine Trauer auszuſtrömen, zeigte der edle Geiſt ſich »frei bei des Druckes Schwere;« des Dichters Witz erſann die feinſten und ſchlaueſten Pläne zur Flucht, und als ſie alle das tückiſche Geſchick vereitelte — machte er aus ſeinem Zuſtande eine Novelle, und betitelte ſie: »der Gefangene.« Endlich erſchien die Stunde der Erlöſung. Verwandte kauften ihn los, und, wie Shakeſpeare's Horatio »ein Mann, der Stöße und Gaben des Geſchicks mit gleichem Danke nahm« — wandte er dem ſchwülen Afrika den Rücken und ſegelte dem ſchönen Vaterlande zu, entſchloſſen, von nun an in ſtiller Abgeſchloſſenheit den Muſen allein zu leben, und den Ernſt der Wirklichkeit, den er bitter genug erfahren hatte, in den leichten und doch tiefen Scherz der Dichtung verwandelnd, das Leben ſelbſt an's Bild des Lebens zu verwenden. Das Theater ſchien hiezu der rechte Ort, und zehn Jahre ſeines Lebens widmete nun Cervantes dieſer halb poetiſchen, halb handwerksmäßigen Aufgabe; dreißig Dramen dichtete er in dieſem Zeitraume, — aber ſeine Erfahrungen auf dieſer Laufbahn ſcheinen ſo ziemlich dieſelben geweſen zu ſein, welche unſere heutigen Dichter darauf zu machen pflegen, und welche, faſt dreihundert Jahre ſpäter, unſer Goethe in unſerm Don Quixote (W. Meiſter) mit Ironie darſtellte. Genug, — Cervantes gab dieſe Carrière auf, und begnügte ſich mit einem kleinen Aemtchen in Sevilla. Und damit ja die hohe Poeſie ſeines frühern Zuſtandes und ſeiner erſten, romantiſchen oder heroiſchen Dichtungen recht mit der Proſa ſeiner jetzigen Zuſtände contraſtire, — verheirathete er ſich. Wieder zehn Jahre verfloſſen in dieſer häuslichen Enge, zwiſchen vier Pfählen, bei Kindergeſchrei und ökonomiſchen Intermezzo's; und dieſe Epoche im Leben des Dichters ſollte ſich, in ihrer ganzen Bedeutung, ſo mancher neueſte und himmelſtürmende poetiſche Jüngling feſt in's Gedächtniß einprägen, — der da meint, nur droben in den Wolken ſitze das, was er braucht, und der, ideenſelig, traumſtolz und fantaſiebeglückt, auf die armen Philiſter herabblickt, welche die alberne, gemeine Erde für ihren Wohnort halten, ihn lächelnd in die Wolken greifen ſehen,

und ſich da unten, ſo gut es gehen will, zurecht tappen. Denn es liegt eine große Lehre in der Geſchichte jener zehn Jahre. Mit Thaten des Ruhmes hatte ſich Cervantes geſchmückt — und ſeinen Arm dabei eingebüßt; Drangſale der Knechtſchaft hatte er erduldet — und nichts daraus gewonnen, als ein wehmüthiges Lächeln; den Glanz der Bühne hatte er aufgeſucht — und bittere Enttäuſchung gefunden; nun ſperrt er ſich, mit kalter Ironie die Träume der überſchwenglichen Jugend belächelnd, in eine proſaiſche Häuslichkeit; der romantiſch geſinnte Leſer gibt ihn für immer verloren, — und der gereifte Mann, den beruhigten Blick auf das reiche Leben, deſſen Sinn und Werth er nun beſſer kennt, zurückgewendet — erſchafft ein Werk, das dieſem Leben gleicht, das Werk, das ſeinen Ruhm gründet, und ihn für alle Zeiten ſichert. Der Mann, der alle Lorbeern des Ritterthums nicht nur erträumt, ſondern ſelbſt erſtritten, der ein Feenland der Schäferliebe in's Leben gezaubert, — ſchreibt den Don Quixote; und wer hätte ihn beſſer ſchreiben können? Die beſchämte Welt ſah ſich getroffen; man konnte dem merkwürdigen Werke die Anerkennung nicht verſagen; es ward durch alle Länder verbreitet — aber reich iſt der Verfaſſer nicht dadurch geworden; und zu dem Ruhme geſellte ſich der Neid, die getroffene Bosheit; eine Schmähſchrift erſchien, welche die Zeitgenoſſen über den Dichter irre machen ſollte; Niemand ſchloß ſich an dieſen — als ein verſtändiger Landsmann, der ihn vor Camoens Schickſal zur Noth bewahrte. Graf von Lemos ſchützte ihn vor dem Hungertode. Aber dennoch dürftig, ſtarb Cervantes am 23. April 1616 zu Madrid. Kein Zug folgte ſeiner Leiche, kein Denkmal ſchmückt ſein Grab, ja nicht einmal ein gemeiner Leichenſtein bezeichnet es. Nur aus der luſtigen Geſchichte eines ſinnreichen Ritters und ſeines proſaiſchen Knappen, die er der Nachwelt als Erbtheil hinterlaſſen, ſpricht uns mit rührender Ironie des Dichters eigene Geſchichte an, und Weisheit ertönt aus der Schellenkappe — dem, der ſie zu hören vermag. Aber noch eine Lehre liegt in Cervantes Leben: dieſe Ironie, ſie hat ihn nicht ſtumpf, kalt, frivol, blaſirt gemacht; »treu blieb er« — ſagen ſeine Biographen — »treu bis an ſein Ende, der Religion und der Ehre; Witz und Kühnheit verband ſich in ihm mit Gerechtigkeit, und er war, was ſo Wenige zugleich ſind, ein feſter, gerader Mann mit feinen Sitten.«

Jules Mazarin.

Geboren 1602. Geſtorben 1661.

Dieſer vielbekannte Staatsmann hieß eigentlich Giulio Mazarini, und ſtammte aus Piſcina in Abruzzo. Anfangs ſtudirte er die Rechte, dann diente er unter den päpſtlichen Truppen, und bekam in dem, wegen der Erbſchaft des Herzogthums Mantua ausgebrochenen Kriege Gelegenheit, ſich Richelieu gefällig zu zeigen, worauf Ludwig XIII. ihm zur Cardinalswürde verhalf, ihn in den Staatsrath aufnahm, und da Richelieu ihn auf dem Todtenbette dem Könige dringend empfahl, ihn in ſeinem Teſtamente zum Mitgliede des Regentſchaftsrathes ernannte. Nach dem Hintritte dieſes Königs wurde er von der Regentin, Königin Anna von Oeſterreich, bei welcher er ſich in außerordentliche Gunſt zu ſetzen wußte, mit der Stelle eines erſten Miniſters bekleidet. Sein Glück erweckte Neider, zumal er ein Ausländer war; auch erbitterte er das Volk durch drückende Auflagen. Das Parlament verweigerte ſeine Zuſtimmung zu neuen Geldforderungen, und als Mazarin durch Maßregeln der Gewalt ſeinen Willen durchſetzen wollte, erregten ſeine Feinde 1648 einen, unter dem Namen des Barricadenkrieges bekannten Volksaufſtand, aus welchem ſich der Bürgerkrieg der Fronde entwickelte. Die Königin ſah ſich gezwungen, mit dem Könige und ihrem erſten Miniſter, den das Parlament als einen Störer der öffentlichen Ruhe proſcribirte, nach St. Germain zu flüchten, bis der Vergleich zu Ruel 1649 den Stand der Dinge wieder herſtellte. Als Mazarin jedoch ſpäter, um die Stellung der Königin und ſeine eigene zu ſichern, den einflußreichen Prinzen Condé und deſſen Anhänger verhaften ließ, wurde er 1651 durch Parlamentsbeſchluß aus dem Reiche verbannt. Doch fuhr er ſelbſt in ſeiner Verbannung fort, den Hof und Frankreich zu lenken, und ſchon im

Februar 1652 wurde er von Ludwig XIV., der mittlerweile ſeine Großjährigkeit erlangt hatte, zurückberufen. Aber das Parlament erneuerte Mazarin's Proſcription, ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf, und Condé, mit den Spaniern verbündet, trat der Armee des Königs entgegen. Dieſer ſah ſich, um die Ruhe herzuſtellen, genöthigt, ſeinen Miniſter zu verabſchieden, worauf Mazarin ſich nach Sedan begab, jedoch, kaum daß Paris beruhigt war, von ſeinem Monarchen (im Februar 1653) abermals zurückberufen wurde. Seitdem ſtand ſein Anſehen feſt, und ſelbſt das Parlament zeigte ſich ihm ergeben. Nun wurden die Provinzen beruhigt, Condé als Majeſtätsverbrecher erklärt, der Krieg gegen Spanien mit Kraft fortgeſetzt, bis Mazarin denſelben 1659 durch den vortheilhaften pyrenäiſchen Frieden beendigte. Auch die Vermählung des Königs mit der Infantin war ſein Werk. Dies befeſtigte ſeine Macht, er umgab ſich mit königlichem Pompe, ſtürzte aber den Staat in eine Schuldenlaſt und bereicherte ſich auf eine Weiſe, daß er ein ungeheures Vermögen ſammelte. Sein Tod erfolgte den 9. März 1661. Er war von einnehmendem und leutſeligem Weſen, behutſam, ausdauernd und vorſichtig in ſeiner Politik, aber auch eigennützig, launiſch, heuchleriſch und wortvergeſſen; obſchon er in Staatsverträgen ſich zuverläſſig erwies, um dem durch Richelieu geſunkenen Credit des franzöſiſchen Kabinets wieder aufzuhelfen. Gewandtheit und Menſchenkenntniß waren ihm in hohem Grade eigen; daher er auch im Unterhandeln eine unübertroffene Fertigkeit beſaß, die er im weſtphäliſchen und pyrenäiſchen Frieden hinlänglich bewährt hat.

Armand du Pleſſis,

Herzog von Richelieu.

Geboren 1584. Geſtorben 1642.

Frankreichs einſtiger Staatslenker, Richelieu, verdankte, nachdem er ſchon in ſeinem 22ſten Jahre das Bisthum Luçon erhalten hatte, ſeine erſte Erhebung zu politiſchem Einfluſſe der Königin Maria von Medici, welche,

als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes, Ludwig's XIII., ihn 1616 zum Großalmoſenier und Staatsſecretär erhob. Als ſpäter die Parteien des Königs und ſeiner Mutter einander in heftiger Erbitterung gegenübertraten, gelang es Richelieu, Mutter und Sohn zu verſöhnen, und er wurde von der Königin 1624 in den Staatsrath eingeführt. Ein Jahr früher war er bereits Cardinal geworden, und bald ſtand er an der Spitze der Verwaltung. Kaum hatte er durch die Königin dieſen höchſten Einfluß gewonnen, als er ihrer Politik den Krieg erklärte, ihre Verweiſung erwirkte, ihre Anhänger ſtürzte und ſich alle Gewalt über den ſchwachen König anmaßte, der, obgleich von einem tiefen, innern Widerwillen gegen den ſtolzen Premierminiſter erfüllt, ihn doch nicht entbehren konnte. Richelieu's Politik galt zuvörderſt der Schwächung der habsburgiſchen Macht in Spanien wie in Deutſchland, und der Vernichtung der Vorrechte des Parlaments und der Geiſtlichkeit. Jeder Einfluß, der ihm bei Ausführung ſeiner Plane in den Weg trat, wurde von ihm verfolgt und erſtickt. Die Hugenotten, welche, durch Heinrich's IV. Edict von Nantes in ihren Rechten geſchützt, den deſpotiſchen Abſichten Richelieu's ein Hinderniß waren, bezwang er durch Waffengewalt, wobei er ſelbſt großes Feldherrntalent entwickelte; er brachte, indem er mitten im Meere einen Damm aufwerfen ließ, ihre Hauptſtütze, das feſte Rochelle, zur Uebergabe, und brach ſo die letzte Kraft dieſer Religionspartei (1629). Auch bezwang er den, durch die Herzoge von Orleans und Montmorency, als Anhänger der verbannten Königin, angeſtifteten Aufſtand, und ließ den Letztgenannten auf dem Blutgerüſte büßen; ja ſelbſt Anſchläge, welche der König insgeheim begünſtigte, wußte Richelieu's Kraft und Klugheit zu vereiteln. Wie er ſolcher Geſtalt im Innern die königliche Gewalt auf den Trümmern anderer Gewalten befeſtigte, ſtrebte er zugleich, Frankreichs Macht nach außen zu erweitern. Während er daher in Frankreich die Proteſtanten verfolgte, unterſtützte er ſie in Deutſchland, um durch ſie Oeſterreichs Lage zu erſchweren, und ließ dem Schwedenkönige Guſtav Adolf, als Verfechter des Proteſtantismus, jede Hilfe angedeihen, bis deſſen wachſendes Anſehen ihn plötzlich in Richelieu's eigenen Augen gefährlich darſtellte, ſo daß dieſer ſeine Unterſtützung zurückzog. Gegen Spanien führte er einen Krieg, der zuletzt Catalonien und Rouſſillon an Frankreich brachte; auch veranlaßte er Portugals Trennung von Spanien. Aber nicht nur in Deutſchland und jenſeits der Pyrenäen, auch in Italien arbeitete Richelieu unabläſſig gegen Oeſterreich; er war es, der dem Herzoge von Nevers das Herzogthum Mantua zuwendete. Er ſtarb den 4. December 1642. Ueber-

müthig, reizbar und unverſöhnlich, achtete er die Mittel gleich, die zum Zwecke führten, und nie hat eine moraliſche Macht auf ſeine Entwürfe und Handlungen Einfluß genommen; in der Hand eines ſolchen Mannes waren ſeine großen Talente als Staatsmann, ſeine Kraft, Ausdauer und Umſicht doppelt furchtbare Waffen. Die Académie française (1635) und der Jardin des plantes verdanken ihm ihre Gründung.

Adam Oehlenſchläger.

Geboren 1780.

Der Streit zwiſchen dem, was man »Claſſiſch«, und dem, was man »Romantiſch« nennt, — ſo wenig die Unterſcheidung und Beſtimmung dieſer Begriffe die ſtrenge Kritik aushält, — ſcheint doch in einer tiefen Differenz, in etwas allgemein Menſchlichem begründet zu ſein, da er ſich immer und überall wiederholt. Betrachtet man die Charaktere und Stellungen derer, die ihn führen, etwas näher, ſo ergibt ſich ſo ziemlich, daß der ewige Zwieſpalt zwiſchen unbeſtimmter Sehnſucht und ruhiger Klarheit, zwiſchen Traum und Wachen, zwiſchen Werden und Sein, Jugend und Reife ſich in ihm ausſpricht. Als dieſe Differenz in der Literatur die erwähnten Namen zur Bezeichnung erhielt, ſpiegelte ſich denn, zu Anfange dieſes Jahrhunderts, die doppelte Anſicht auch in der Dichterwelt des Nordens ab. In Dänemark war es beſonders Jens Baggeſen, ein geiſtvoller, vielſeitig durchgebildeter Schriftſteller, welcher damals die claſſiſche Literatur repräſentirte, indem ſeine eigenen Werke vorzüglich an Klopſtock's Ernſt und Wieland's Humor erinnern. Da trat, ihm gegenüber, ein jüngerer, gemüthlich begabter Dichter auf, der, bald in deutſcher, bald in däniſcher Sprache dichtend, ſich vorzugsweiſe jener Richtung anſchloß, welche man ſo eben in Deutſchland, unter dem Namen der »romantiſchen« und unter dem Vorgange Tieck's u. A., einzuſchlagen begann. Die Verſchiedenheit der Anſicht war deutlich, ſie kam laut und lauter zur Sprache, bildete ſich

zur heftigen Controverſe aus, erſchuf Parteien auf beiden Seiten, und ward zur Nationalangelegenheit.

Der junge Mann, der dieſen Impuls gegeben, Adam Oehlenſchläger, Sohn des Schloßverwalters auf Friedrichsberg bei Kopenhagen, hatte ſeine Jugendjahre auf dieſem Schloſſe verlebt. Hier, in einer romantiſchen Landſchaft, der gewöhnlichen Sommerreſidenz des Hofes, umgeben von geſchichtlichen Erinnerungen, fand der dichteriſche Sinn frühe die ihm zuſagende Nahrung. Zu den juridiſchen Studien beſtimmt, fühlte der junge Dichter jenen Sinn ſich mächtig regen, und verließ die begonnene Laufbahn, um, auf Koſten der bildungfördernden Regierung, eine Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien zu machen. Dieſe Reiſe entſchied ſeine Richtung für's ganze Leben. In Deutſchland bildete er ſich in der deutſchen Sprache ſo völlig aus, daß er im Stande war, ſpäter ſeine Werke in der Mutterſprache und in der deutſchen gleichſam doppelt zu dichten; und hier befreundete er ſich innig mit der erwähnten, eben in Schwung gekommenen Romantik, die ſich vorzugsweiſe das Wunderbare und die Welt der altvaterländiſchen Sagen zur Aufgabe der Dichtung machte; wovon alle Hervorbringungen Oehlenſchläger's das Gepräge trugen. In Frankreich war ihm nicht ſo wohl zu Muthe, und aus dem herrlichen Italien ſehnte er ſich wehmüthig »nach Seeland's Buchenhain« zurück. Dort angekommen, ward er zum Profeſſor der Aeſthetik an der hohen Schule zu Kopenhagen ernannt. Um aber die Theorie der Dichtkunſt mit der Praxis zu vereinen, nahm er hier zugleich an der Direction des Theaters Theil, und ließ eine Reihe dramatiſcher Dichtungen folgen, die ſeinen Namen bei den Freunden der erwähnten poetiſchen Denkweiſe in Kurzem rühmlich verbreiteten. »Aladdin,« ein dramatiſirtes Mährchen der Tauſend und Einen Nacht, war das erſte Werk, welches dieſen Ruhm auf dem Feſtlande begründete; eine Folge hiſtoriſcher Dramen aus Dänemarks Sagengeſchichte befeſtigte und erhöhte ihn im Vaterlande; das Künſtlerſtück »Correggio« — der Vater einer Unzahl künſtleriſch ſein ſollender Halbproducte — verſprach ihn auch auf der Bühne fortzupflanzen, und einige ſpätere, proſaiſche Schriften trugen nicht mehr bei, ihn zu vermehren. Das erſte jener Werke zeigt unſtreitig einen entſchiedenen Fond von Poeſie, von innerem Lebensreichthum und darſtellender Kraft; Wahrheit der Anſchauung, Fantaſie, Witz und Fülle des Wortes; die zweite Reihe fügt dieſen Vorzügen eine gewiſſe ernſte Gründlichkeit, eine männlichere Haltung hinzu; das dritte Gedicht hält eine ſtrengere Kritik der Grundlage, auf der es gebaut iſt, wohl kaum aus, und die Zeit hat

auch den frühern Enthuſiasmus dafür ziemlich abgekühlt; allen dieſen Werken iſt aber eine gewiſſe naive Gemüthlichkeit eigenthümlich, die ſich wohl hie und da bis in's Kindiſche verliert. Im J. 1816 machte Oehlenſchläger eine zweite Reiſe durch den Continent, die er in einem »Tagebuche« beſchrieb. Zum Ritter des Danebrog-Ordens ernannt, genießt er im Vaterlande, wie in der Fremde, einer freundlichen Anerkennung. Seine ſämmtlichen Dramen auf das Theater zu verpflanzen, wie es Goethe mit »Hakon Jarl« verſucht hatte, will nicht recht gelingen. Sie ſind mit zu wenig Bewußtſein oder Abſicht der Erforderniſſe lebendiger Darſtellung gearbeitet, und überhaupt ſcheint ſich die romantiſche Muſe beſſer in Hain und Felſenſchlucht, ja lieber in den formloſen Unendlichkeiten der Fantaſie zu gefallen, als »auf den Bretern, welche die Welt bedeuten.«

Ludwig Tieck.

Geboren 1773.

»Peter Leberecht« und ein »kunſtliebender Kloſterbruder« waren die Namen unbekannter Männer, von welchen ſich eigentlich dort im Humor, hier im Ernſt, jene Richtung datirt, die man die neuere deutſche Romantik nannte, und die zuerſt gegen die ältere, mehr verſtandesmäßige, und jetzt gegen die neuere, mehr praktiſche zu kämpfen hatte und hat. Jener Peter Leberecht, unter deſſen Namen „Volksmährchen“ erſchienen, die dieſen Ton anſchlugen, war kein Anderer als — Ludwig Tieck, der Bruder des Profeſſors der Sculptur in Berlin. Am 31. Mai 1773 ebendaſelbſt geboren, regte ſich ſehr frühzeitig die Gabe und Luſt des Erzählens in ihm, und ſchon im 22ſten Jahre hatte er ſein erſtes größeres Werk »Abdallah« geſchrieben. Dieſe Frühreife und jene Gabe, die ſich allmälich, man kann ſagen bis zur poetiſchen Geſchwätzigkeit ausbildete, haben ihn zu einem der fruchtbarſten Schriftſteller Deutſchlands gemacht; was ſich erſt völlig herausſtellen wird, wenn einmal Tieck's mannigfach zerſtreute Novellen und kleinere Aufſätze

geſammelt erſcheinen werden. Intereſſant iſt es, daß, auch auf der Schule, ſein Talent ſich nie dem Alterthume zugeneigt hat; welchem Umſtande gewiß das manchmal kindiſch Fantaſtiſche ſeiner Erfindungen und das tändelnd Formloſe ſeiner Erzählungsart zuzuſchreiben iſt. Eine wechſelnde Reihe von freundſchaftlichen Verbindungen, wobei, wie es ſcheint, die Einwirkung auf ihn und die Einwirkung durch ihn ſich immer ſo ziemlich das Gleichgewicht hielten, bezeichnet, von den Univerſitätsjahren zu Halle an, Tieck's weiteres Leben; und es iſt intereſſant, dieſen Verlauf zu verfolgen, da in ihm zugleich die ganze Geſchichte und alle Individuen jener oben erwähnten romantiſch-deutſchen Literaturepoche ſich darſtellen. Die erſte dieſer Verbindungen war die mit Wackenroder. Er war der Verfaſſer jener »Briefe eines kunſtliebenden Kloſterbruders;« eines Buches, von dem ſich leider eine ganz verkehrte Richtung in der Kunſtkritik herſchreibt, die manche Anhänger zählte, — ja vielleicht noch zählt! eine Richtung, welche einen fantaſtiſchen Enthuſiasmus an die Stelle des Geſchmackes, eine andächtelnde Schwärmerei an die Stelle der Kenntniß und Einſicht ſetzte. Hier begann die ſeriöſe Seite jener Romantik; zum Glück hatte Tieck's Charakter zu viel Elaſticität, um ſie einſeitig zu cultiviren; es geſtaltete ſich ein gemüthlicher Humor in ihm, und die Volksmährchen, die er unter dem Namen Peter Leberecht herausgab, fanden herzlichen Anklang. In Jena knüpfte ſich eine neue Verbindung mit den Brüdern Schlegel, von welchen der ältere durch mannigfache, vielſeitige Kenntniſſe, der jüngere durch excentriſche Genialität, anregend auf Tieck wirkten; aber den allzufrühen Verluſt Wackenroder's konnte nur der auch früh dahin geſchiedene Baron von Hardenberg erſetzen, der, unter dem Namen Novalis, einer der jugendlichen Hauptcoryphäen jener Epoche ward, und der dieſelbe Anſicht mit weit mehr Wiſſen und Tiefe, mit weit mehr poetiſcher Eigenthümlichkeit verband. Eine ſeltſame Neigung bemächtigte ſich, in Folge ſolcher Anſichten, Tieck's; und in einer Folge von dramatiſirten Kritiken (geſtiefelte Kater u. dgl.), denen Witz und Lebendigkeit nicht abzuſprechen iſt, führte er eine Zeit lang eine ſchwer begreifliche Polemik gegen ein Schattenbild, welches jene Schule »flache Natürlichkeit, ſeichte Aufklärerei, proſaiſche Anſicht« nannte; was daran wirklich war, verdiente, wie die Folge gelehrt hat, eher Verſtändniß und Förderung, als Reaction; denn es war das praktiſche Gefühl reeller Bedürfniſſe. Man kann Tieck in jener Periode einen umgekehrten Leſſing nennen; denn Leſſing war der Erwecker jenes praktiſchen Sinnes, den man ſo proſaiſch fand, und Leſſing hatte, auch

mit den Waffen des Witzes, — aber gegen Fantaſterei und Andächtelei, gekämpft. Die nähere Kenntniß des Theaterweſens, die ſich Tieck in Hamburg, an Schröder's großem Beiſpiele, erwarb, und die Verehelichung mit der geiſtvollen Tochter des Paſtor Alberti, gaben jenen Tendenzen eine Zeit lang ein Gleichgewicht, und in den romantiſchen Dramen »Genofeva« und »Octavianus« erreichten ſie ihre rechte und zu billigende Sphäre, — als freie Gebilde der Poeſie, ohne Bezug auf Leben und Wiſſen, rein und zart. In dieſen Werken feierte die deutſche Romantik ihre Verklärung, — aber nur zu bald, indem ſie ſich wieder mit dem Leben berührte, welches nun einmal ganz andere Forderungen macht, erregte die Richtung Tieck's ernſtliche Beſorgniſſe in denen, die den poetiſch reich begabten jungen Mann wahrhaft achteten; Beſorgniſſe, welche durch eine Reiſe nach Rom, welche Tieck im Jahre 1806 unternahm, nicht vermindert wurden. Aber es iſt eine ſchöne Gunſt, welche die freundliche Natur begabten Lieblingen erweiſt, daß, nach manchen labirinthiſchen Pfaden, die der Jüngling träumend durchirrt, endlich der reife Mann doch noch erwacht, und ſich, ohne gelähmt zu ſein, auf dem lichten, geraden Wege wieder zurecht findet. Zwölf Jahre nach jener römiſchen Wallfahrt folgte eine Reiſe in das hochpraktiſche England, wo Tieck ſeine Lieblingsſtudien über Shakeſpeare zu vollenden wünſchte. Nach Dresden zurückgekehrt, zeigte Tieck durch die »dramaturgiſchen Blätter« eine gründlichere und mehr dem Leben zugewendete Beſchäftigung ſeines Geiſtes, obwohl manche grillenhafte Anſicht darin, z. B. die bekannte, von der Lady Macbeth als „einer liebevollen Gattin,“ die alte Gewohnheit abenteuernder Fantaſie durchblicken ließ. Aber ein freudiges Staunen ergriff Alle, die es mit Tieck redlich meinten, als ſeine Novelle: „Verlobung,“ erſchien. Mit Ueberraſchung ſah man hier den frühern Vorkämpfer des myſtiſchen Romanticismus ſich auf die Seite des geſunden Menſchenverſtandes und der reinen Sittlichkeit ſtellen; wie ein klarer, blauer Himmel trat ſein geſundes, heiteres Wort aus den frühern Nebeln hervor; Goethe ſelbſt konnte ſich nicht enthalten, ihm ein freudiges Glückauf! zuzurufen, — und mit Vergnügen nahm nun das Vaterland von dem greiſen, aber unerſchöpflichen Dichter eine lange Reihe didaktiſcher Novellen auf, die, wenn auch von ungleichem Werthe, wenn auch der alte Dämon hin und wieder ſpukt, wenn auch eine gewiſſe Geſchwätzigkeit ſich gar nicht zu beſchränken weiß, doch manche Perle des Gedankens und der Darſtellung in ihrer Kette aufzuweiſen haben. So lebte nun Tieck, geachtet und geliebt, einſamer ſeit dem Verluſte einer innig geliebten, gabenvollen Tochter, in ſeinem

Dresden. Seine Bemühungen, auf dem dortigen Theater Shakeſpeare's Werke, wie ſie, für ihre Zeit, verfaßt wurden, der Gegenwart vorzuführen, blieben ſo erfolglos, wie jene Goethe's um Tieck's eigene Dramen. Wer ſeine Abendgeſellſchaften beſuchte, rühmte ſeine Liebenswürdigkeit im Umgange, ſein geiſtvolles, reiches, witziges Geſpräch, ſeine Verſatilität, und beſonders ſeine Gabe vorzuleſen, wodurch er eine neue Art von Berühmtheit erlangt, und ſeinen Vorzügen noch einen geſelligen hinzugefügt hat. Im September 1842 verließ Tieck Dresden gänzlich, um einem Rufe nach Berlin zu folgen. Ein Schlaganfall, der ſeitdem ihm Hand und Zunge lähmte, hatte wenigſtens keine lebensgefährlichen Folgen. »Tieck iſt ungemein wahr — ſchrieb die feine Menſchenbeobachterin Rahel Varnhagen von ihm — und ſo naiv, als ob er von Glas wäre; ſo läßt er ſeine innerſten Unterſuchungen ſehen, in den einfachſten Worten, wie ein geiſtreiches Kind.« Sein Bild, von Vogel gemalt, welches im Jahre 1841 in der Wiener Kunſtausſtellung glänzte, repräſentirt vortrefflich die kluge und gemüthliche Lebendigkeit ſeines Weſens, den feinen, ſcharfen Blick des Auges, das freundlich milde Lächeln des Mundes. Hat die Geſchichte ſeines innern Lebens einige Aehnlichkeit mit dem des großen Cervantes, deſſen Meiſterwerk er auch nach Deutſchland verpflanzte, ſo iſt nur zu wünſchen, daß ſich In- und Ausland, Mit- und Nachwelt, nicht ſowohl an die Irrfahrten Don Quixote's, als an den Meiſter ſich halten mögen, der, indem er ſie erzählt, mit heiterer Selbſtironie darüber ſcherzt!

Fr. A. Vicomte de Chateaubriand.

Geboren 1769.

Mit Recht hat man behauptet, dieſer merkwürdige Mann, den die Welt als Dichter, Hiſtoriker, Philoſophen, Publiciſten, praktiſchen Staatsmann, Miniſter, Diplomaten, Pair und Parteioberhaupt kennen gelernt hat, ſei mehr als ein Individuum; er könne, ganz und gar durchdrungen von der Subſtanz ſeines Volkes, und weil keiner ſo, wie er, die ganze Fülle des Nationalſinnes in ſich aufgenommen, als der glänzendſte Ausdruck und Re-

präſentant des neuern Frankreichs, ſein Leben als das Epos dieſer Zeit gelten, und die Franzoſen hätten, wenn ſie ihre politiſche und Culturgeſchichte der letzten fünfzig Jahre verkörpert ſehen wollten, nur auf ihn zu blicken. Chateaubriand iſt aus St. Malo in der Bretagne gebürtig. Der mittelalterliche Adelsgeiſt ſeiner Vorfahren offenbarte ſich auch darin, daß ſie lieber allmälig verarmen, als ſich unter die Hofpartei miſchen wollten. Nach vollendeten Gymnaſialſtudien ging er auf einige Zeit in das Seminar, dann in die Marineſchule zu Breſt. Aber ſein ſchwermüthiger, der Einſamkeit zugewendeter Sinn ließ es ihm dort wenig gefallen, und ſein Vater, ein harter Mann, wußte mit dem jungen Menſchen nichts weiter anzufangen, als ihm 1787 zu einem Unterlieutenantspatente zu verhelfen. Doch der junge Lieutenant hatte nur Sinn für Verſemachen, und ſelbſt das Leben am Hofe, wo er Zutritt erhielt, gewährte ihm kein Intereſſe. Mit ſich ſelbſt nicht im Reinen, ging er in den Jakobinerclub; doch hier gefiel er ſich am allerwenigſten. Malesherbes, der ſein Verwandter geworden war, hatte in des jungen Chateaubriand entzündbarem Geiſte die Liebe zu Reiſeabenteuern erweckt. Als daher durch ſeines Vaters Tod ihm einige Geldmittel in die Hand kamen, ſchiffte er — von dem Projecte erfüllt, die nordweſtliche Durchfahrt zu finden — ſich 1791 in St. Malo ein. Amerika's Urnatur mit ihren großartigen Wundern und Erſtlingsſchöpfungen umfing, wie eine Rieſenjungfrau, ihn mit mächtiger, geheimnißvoller Wonne; jener gewaltige Naturgeiſt der neuen Welt durchrauſchte fortan ſeine Dichtungen und Werke, die heitere Glut des Orients leuchtete ebenfalls darein, und man hat daher Chateaubriand's Styl treffend mit den weißen Säulen von Palmyra verglichen, die, unten von griechiſcher Arbeit, auf den Capitälern mit den Lianen der Wüſte verziert ſind. Von allen Begleitern, endlich ſelbſt von ſeinem Bedienten verlaſſen, ſchloß er ſich einigen, nach dem Süden ziehenden Indianerfamilien an. Aber die Flucht des Königs von Frankreich, die er in Luiſiana erfuhr, trieb ihn plötzlich in ſein Vaterland zurück. Er erreichte es nur, um es als Emigrant wieder verlaſſen zu müſſen. In Koblenz erging es ihm nicht nach Wunſch; er mußte endlich gar als Gemeiner in eine der breton'ſchen Volontair-Compagnien eintreten, wo Krankheit und Wunden ihm übel mitſpielten. Einige Zeit hielt er ſich in Brüſſel auf, nahm an einem mißlungenen Angriffe auf die Bretagne Theil, und ging dann nach London, wo er, krank und mißmuthig, traurige Jahre verlebte (1793 — 1800). Doch begann in England ſeine eigentliche literariſche Thätigkeit; namentlich ſtrebte der frühere Träumer, zum hiſtoriſchen

Bewußtſein erwachend, nunmehr die großen Räthſel ſeiner Zeit zu löſen. Er ſchrieb den merkwürdigen »Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes, considérées dans leurs rapports avec la révolution française.« Der Tod ſeiner Mutter wirkte ſo tief auf ſein Gemüth, daß er ſich wieder in den Schooß der katholiſchen Religion flüchtete. In dieſer Periode entſtanden: »Atala,« »René,« »le génie du christianisme,« ſpäter »les martirs, ou le triomphe de la réligion chrétienne.« Im Mai 1800 kehrte er nach Frankreich zurück, wo er mit Fontanes und Laharpe das Journal: »Mercure de France,« herausgab, welches für die Wiederherſtellung der alten monarchiſchen und religiöſen Doctrinen kämpfte. Bonaparte, dem dieſe Richtung gefiel, da er ſie, zwar nicht für die Bourbons, wohl aber für ſich ſelbſt zu benutzen trachtete, behandelte Chateaubriand mit beſönderem Wohlwollen, ſchickte ihn 1803 als erſten Geſandſchaftsſekretär nach Rom, ſtellte ihn, als er ohne Erlaubniß zurückkehrte, als bevollmächtigten Miniſter bei der walliſer Republik an und verſprach ihm den Geſandtſchaftspoſten in Wien. Aber trotz dieſer glänzenden Ausſichten reichte Chateaubriand ſogleich nach der Hinrichtung des Herzogs von Enghien ſeine Entlaſſung ein. 1806 unternahm er eine Reiſe nach Jeruſalem, deren Frucht das »Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris en allant par la Grèce et revenant par l'Egypte, la Barbarie et l'Espagne« war. Als 1814 auf Frankreichs Thron die Bourbon's zurückkehrten, denen Chateaubriand's legitime und royaliſtiſche Geſinnungen jederzeit gehuldigt hatten, verfaßte er ſeine berühmte Flugſchrift: »Bonaparte et les Bourbons,« welcher Ludwig XVIII. das Zeugniß gab: ſie ſei für ihn eine Armee geweſen. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba folgte er dem Könige nach Gent, wo er Staatsminiſter ward. Aber nach Ludwig's XVIII. zweiter Rückkehr ſchloß Chateaubriand ſich den Ultras an, ſetzte ſich gegen Richelieu's Verwaltung in heftige Oppoſition, und erhielt nach dem Erſcheinen ſeines Buches: »La monarchie selon la charte,« ſeine Entlaſſung aus dem Staatsrathe. 1816 — 1821 war er, als Redacteur des Ultra-Journals: »Le conservateur,« die Hauptſtütze der royaliſtiſchen Contreoppoſition. Unter dem neuen Miniſterium wurde er 1822 als Geſandter nach London geſchickt, wo er die »Histoire des quatre Stuart« ſchrieb. Auf dem Congreſſe zu Verona ſtrebte er mit Eifer darauf hin, den ſchwebenden Fragen hinſichtlich Spaniens eine kriegeriſche Wendung zu geben, da er durch einen Krieg das Anſehen der Bourbon's zu heben, die Parteien in Frankreich zu beruhigen hoffte. Alle euro-

päiſchen Monarchen zeichneten ihn aus; in Frankreich ſelbſt dagegen wurde er mit Kälte behandelt, und 1824 erhielt der Miniſter des Auswärtigen ſeine Entlaſſung. Er ließ ſich nun in eine ſcharfe Oppoſition gegen Villèle ein, ward unter Martignac 1828 Geſandter in Rom, reichte aber, als Polignac an die Spitze der Geſchäfte trat, ſofort ſeine Entlaſſung ein, und ſchrieb gegen die Ordonnanz für die Preßfreiheit. Während der Julitage 1830 befand er ſich in Dieppe bei Madame Recamier, eilte auf das erſte Gerücht nach Paris, wurde vom Volke erkannt und im Triumphe getragen, hielt in der Pairskammer ſeine bekannte glänzende Rede zu Gunſten des Herzogs von Bordeaux, verſagte, weil er der alten Dynaſtie nicht untreu werden wollte, dem Könige Ludwig Philipp den Eid der Treue, und trat, mit Verluſt ſeines Einkommens von 12,000 Francs, aus der Pairskammer. In den letzten zehn bis eilf Jahren hat er mancherlei Irrfahrten und legitimiſtiſche Beſtrebungen unternommen, die zu ſeiner, nun als abgeſchloſſen zu betrachtenden öffentlichen Laufbahn keinen weſentlichen Beitrag gewähren; hinlänglich bekannt ſind ſeine Reiſen nach Schottland und Böhmen, ſein kurzer Aufenthalt in der Schweiz und ſeine momentane Verhaftung in Paris. Von Seite der franzöſiſchen Literaten genießt der liebenswürdige und intereſſante Greis eine Verehrung, welcher kaum etwas gleich kommt. Seine Ideen über Europa's, beſonders aber Frankreichs Zukunft hat Chateaubriand am erſchöpfendſten in den bekannt gewordenen Fragmenten ſeiner »Mémoires d'outre-tombe,« und ſeinen trefflichen »Etudes historiques« ausgeſprochen. Wichtige Aufſchlüſſe zur Zeitgeſchichte gewährt ſein neueres Werk: »Congrès de Verone, guerre d'Espagne.« Vor Allem bedeutſam aber werden ſeine Memoiren ſein, die erſt nach ſeinem Tode erſcheinen ſollen und, das Leben dieſes merkwürdigen Mannes, das ſo tief in der Gegenwart Frankreichs wurzelt, von allen Seiten beleuchten und erklären werden.

Alphonſe de Lamartine.

Geboren 1790.

Der Familienname dieſes vielbekannten franzöſiſchen Dichters und Staatsmannes, welcher den 21. October 1790 zu Macon geboren wurde, iſt de Prat; ſpäter nahm er den Namen eines Oheims mütterlicher Seite an. Sein Vater war Major eines Reitereiregiments unter Ludwig XVI.; auch die Familie ſeiner Mutter ſtand dem Hofe nahe; daher walteten in dem Hauſe feſte royaliſtiſche Geſinnungen, welche ſelbſt die durch die Revolution bereiteten Leiden und Prüfungen muthig beſtanden. Alphonſe erhielt eine fromme Erziehung, welche er in dem Kloſtercollegium zu Belley beendigte, wo die von ſeiner Mutter ihm eingepflanzten religiöſen Keime noch tiefer Wurzel faßten. Nach ſeinem Austritte aus dem Collegium unternahm er eine kurze Reiſe nach Italien und kam im Beginne des Kaiſerreiches nach Paris, wo Talma ſich für ihn intereſſirte und ſich von ihm Bruchſtücke einer Tragödie: »Saul,« vorleſen ließ. Nach dem Sturze des Kaiſerreiches bot der Jüngling der von ſeinen Vätern treu verehrten alten Dynaſtie ſeine Dienſte an, und trat in eine Compagnie der Gardes-du-corps ein. Nach den hundert Tagen gab er den Dienſt auf; zwei Leidenſchaften hatten ſich ausſchließend ſeiner bemeiſtert: der Durſt nach literariſchem Ruhme und die Liebe zu einem weiblichen Weſen, das der Tod ſehr frühzeitig ſeinen Armen entriß und ſeiner Poeſie dadurch jenen ſchwermüthig-ſchwärmeriſchen Ausdruck verlieh. Die Voltaire'ſche Schule hatte damals alle Poeſie und allen Glauben zu derſelben ſo völlig todt gemacht, daß Lamartine Mühe hatte, einen Verleger zu ſeinen berühmten »Méditations« (1820) zu finden. Dieſes ſein erſtes Werk erntete ſo viel Bewunderung und Beifall, daß binnen vier Jahren 45,000 Exemplare davon abgeſetzt wurden. Dieſer glänzende Erfolg eröffnete ihm zugleich eine diplomatiſche Laufbahn. Er wurde der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Toscana beigeſellt, wo der ſchöne Himmel Italiens ihn zu neuen Geſängen begeiſterte. Nachdem er einige Zeit in Neapel und London als Geſandtſchaftsſekretär ſich aufgehalten hatte, kehrte er als Chargé d'affaires nach Toscana zurück. Seine Vermögensumſtände hatten ſich mittlerweile ſowohl durch ſeine Verheirathung mit einer jungen

reichen Engländerin, wie durch Beerbung ſeines begüterten Oheims ſehr gehoben. Doch konnten weder die diplomatiſchen Geſchäfte, noch die Genüſſe des Reichthums und einer vornehmen Stellung ihn von der Poeſie abziehen. 1823 erſchien die Fortſetzung ſeiner »Méditations«, welcher man größere Genauigkeit in der Form nachrühmte; auch hingen dieſe Gedichte durch geiſtvolle und ſinnige Betrachtungen mehr mit der Zeit und der Geſchichte zuſammen. Nachdem er 1825 den »Chant du Sacre« hatte erſcheinen laſſen, kehrte er 1829 nach Frankreich zurück und gab noch in demſelben Jahre die »Harmonies poétiques et religieuses« heraus. Wenn ſie wegen ihrer höheren pſychologiſchen Richtung der Menge weniger zugänglich waren, ſo wurden ſie dafür das Lieblingsbuch der höhern Stände und der gebildeten Geiſter. Lamartine wurde in die Akademie aufgenommen, und ſtand im Begriffe, als bevollmächtigter Miniſter nach Griechenland abzugehen, als die Julirevolution ausbrach. Die neue Regierung bot ihm an, ſeinen Titel beizubehalten; er ſchlug es aus. Nachdem er aber der geſtürzten Dynaſtie ſein letztes Lebewohl geſagt hatte, ſchloß er ſich freiwillig der mit den Julitagen eingetretenen neuen Zukunft Frankreichs an. In ſeinem eigenen Daſein ging jetzt eine große Veränderung vor. »Lieben, beten, ſingen, darin beſteht mein ganzes Leben!« hatte er einſt als junger Dichter geſagt. Von nun an warf er ſich feurig in das öffentliche Leben, erhob ſeine Stimme auf der Tribune, und zog die parlamentariſche Toga über das Poetenkleid. Doch ſchon ſeine erſten Schritte auf der neuen Laufbahn ſtießen auf Hinderniſſe; die Wähler von Toulon und Dünkirchen verſagten ihm ihre Stimmen. Hierauf brachte er einen längſt gehegten Plan in Ausführung; im Mai 1832 ſchiffte er ſich in Marſeille nach Aſien ein, ſah Griechenland, Syrien, Judäa, die Türkei und Serbien. Eine Frucht dieſer Reiſe, auf welcher er ſechszehn Monate zubrachte, war ſein »Voyage en Orient,« ein Buch voll anziehender und abwechſelnder Schilderungen und ſchöner Gedanken, überall den Dichter und Kunſtfreund verrathend. Nach Frankreich zurückgekehrt, trat er 1834 für Dünkirchen in die Deputirtenkammer, erhielt ſich jedoch unabhängig von allen politiſchen Parteien. Seit 1835 ließ er mehrere Dichtungen erſcheinen: „Jocelyn,“ »la chute d'un ange,« »Recueillements poétiques,« mußte jedoch ſich mancherlei kritiſche Einwürfe gefallen laſſen. Die orientaliſche Frage gab ihm Gelegenheit, ſeine Gedanken über die Grundlagen eines neuen europäiſchen Syſtems kundzuthun; auch ſprach er feurig gegen die Todesſtrafe, warm und großmüthig zu Gunſten der Findelkinder. Den Einfluß, welchen Lamartine bisweilen bei den Debatten

XXVIII

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth

Stahlstich v. Carl Mayer i. Kön. Anstalt in Nürnberg

der Kammer ausübt, verdankt er weniger ſeinen Rednertalenten, als der Sittlichkeit ſeines Lebens, den edlen Richtungen ſeines Weſens, ſeiner ruhigen, unabhängigen, uneigennützigen und würdigen Stellung, welche er ſeit ſeinem Eintritte in die öffentliche Laufbahn ſich zu bewahren wußte. Ungeachtet dieſer löblichen Tendenzen hat man ihm mit Grund Mangel an praktiſcher Anſicht der Dinge vorgeworfen; die Fantaſie des Dichters pflegt nicht ſelten den ſichern Blick des Staatsmanns zu beirren, und ſo hat ſich in ihm eine Art Optimismus ausgebildet, der mit dem Zeitenlaufe und dem Gange der Umſtände ſelten zu vereinigen iſt. Daher blieb auch bis jetzt Lamartine's Wunſch, eine höhere politiſche Stellung und Wirkſamkeit zu gewinnen, unerfüllt; ſo daß (im December 1841) auch ſeine Wahl zum Präſidenten der Deputirtenkammer nicht durchgeſetzt wurde. Dennoch glaubt man, daß Lamartine — obgleich von keiner Partei unterſtützt, da er keiner von allen angehört — noch eine Zukunft in Frankreich habe; er ſelbſt ſieht derſelben mit eben ſo viel Geduld als Zuverſicht entgegen, und „meine Stunde iſt noch nicht gekommen," ſind die oft wiederholten Worte, womit der Dichter den Staatsmann tröſtet. — Was Lamartine's Stellung als Dichter betrifft, ſo iſt er der gerade Gegenſatz zu Béranger. Wenn der Letztere im beſten und ſchlimmſten Sinne ein Volks-, dabei aber in einem ganz ausgezeichneten Grade Kunſtdichter iſt, ſo muß Lamartine dagegen ein Naturdichter für die gebildeten Stände genannt werden. Er hat ſich nie um die Grundbegriffe der poetiſchen Kunſt bekümmert und iſt allen theoretiſchen Discuſſionen fremd geblieben, weshalb man bei ihm bedeutenden Verſtößen gegen Grammatik, Poetik und Metrik begegnet. Wenn er gleichwohl im Großen und Ganzen ſo gute Sachen ſchreibt, ſo beweiſt dies, daß er einen natürlichen Geſchmack beſitzt, der auch ſeinen hohen Werth hat. Die Natur ſeiner Lyrik bringt es mit ſich, daß er nie Volksdichter ſein kann, vielmehr ſolcher Leſer bedarf, welche Geiſtes- und Gefühlsbildung genug haben, um ihre Empfindungen als etwas Objectives zu behandeln. Sein Publikum gehört daher meiſt den höhern Ständen an; die Frauen lieben ihn, nicht minder viele Jünglinge und ſolche Männer, welche, wenn auch ihr Leben und ihr Denken mit ihrer religiöſen Erziehung im Widerſpruche ſteht, dennoch von Zeit zu Zeit ſich gern der ſüßen Wehmuth hingeben, welche man empfindet, wenn man ſich in ſeine Jugend zurückträumt.

Joſeph Haydn.

Geboren 1732. Geſtorben 1809.

Wenn man die Werke der Tonkünſtler und alle Anſichten über Muſik unbefangen und ſorgfältig überdenkt, ſo erhält man das Ergebniß, daß ſich zuletzt Alles um zwei Angeln drehe: ob die Muſik ihre eigene Sprache habe? oder die des Gedankens, der Empfindung, der Worte begleitend ausdrücke? Auf dieſe Fragen laſſen ſich die Hauptanſichten zurückführen, — aus ihnen die Nebenfragen ableiten. Die italieniſche Muſik bekennt ſich im Weſentlichen zur erſten, die deutſche zur zweiten Anſicht. Dort ſprechen Melodie und Harmonie, am liebſten durch die Menſchenſtimme, lieblich zum Ohre; hier wendet ſich das Charakteriſtiſche, am ſiegreichſten in kunſtvoller Inſtrumentirung, an das Urtheil, an das Gefühl. In den höchſten Meiſterwerken verbindet ſich Beides, — und wenn man einen Tonkünſtler nennen könnte, der gewiſſermaßen die Mitte jener beiden Enden ausfüllte, ſo wäre es — Haydn. Dieſer »Phönix der Inſtrumentalmuſik,« wie ihn Heinſe nannte, der Gründer einer neuen Epoche in ihr, durch ſeine Symphonien und Quartetten, die unerreicht blieben, vereinte Anmuth und Studium, Melodie und Harmonie, Originalität und Treue des Ausdrucks, — und wenn er dann und wann die Muſik faſt in Malerei verwandelte, ſo malte er nicht durch Declamation der Worte, ſondern durch ſelbſtſtändige Töne.

Seine Geſchichte erſcheint wie ein Roman. Keine Kunſtanlage pflegt ſich ſo früh, ſo entſchieden zu äußern, als die muſikaliſche. In einem Dörfchen an der Gränze Ungarns und Oeſterreichs geboren, ſtand Joſeph mit einem Bretchen und einer Ruthe, als er fünf Jahre zählte, des Sonntags neben ſeinem Vater, einem armen Wagner, der die Harfe ſchlug, und ſeiner Mutter, die, für Geld, dazu ſang, — und ſtellte zur Beluſtigung der Landleute den Violinſpieler vor. Ein Nachbarſchullehrer bemerkte, daß der Knabe Takt hielt, nahm ihn in ſeine Schule und lehrte ihn leſen, ſchreiben und mehrere Inſtrumente ſpielen. Als er acht Jahre alt war, hörte ihn der kaiſerliche Kapellmeiſter, der den Dechant des Orts beſuchte, und machte ihn

zum Chorknaben in der Stephanskirche in Wien. Mit zehn Jahren ſchon verſuchte er ſich in ſechzehnſtimmigen Compoſitionen. Mit ſechzehn Jahren verlor er ſeinen Sopran, — und mit ihm ſeine Stelle. Mittellos arbeitete er ſich durch eine traurige Jugend hin. Er ſpielte mit, wo es etwas abwarf, gab Unterrichtſtunden, und — componirte. Unter ſeinen Schülerinnen war ein Fräulein von Martinez, die mit Metaſtaſio lebte; bei ihr fand er Wohnung und freien Tiſch. Der Operndichter, in der Gunſt des Hofes, tafelte üppig, während, unter demſelben Dache, der Tonkünſtler im Bette lag, um nicht heizen zu dürfen. Das Fräulein verließ Wien, und — Haydn ſah ſich wieder verlaſſen, bis ihn ein Friſeur aufnahm, deſſen Tochter ſeine Frau ward und ihm ſein weiteres Leben verbitterte. Die Stelle eines Organiſten bei den Carmelitern in der Leopoldſtadt nährte ihn kümmerlich, und des Nachts durchzog er mit ſeinen Genoſſen die Gaſſen, und ſpielte mit ihnen Serenaden, die er componirte. Eines Abends galt das Ständchen der Frau eines beliebten Komikers. Dieſer erfuhr, daß die Muſik von dem neunzehnjährigen Haydn ſei, bat ihn dringend, eine Oper zu ſchreiben, und — nach langen, beſcheidenen Weigerungen brachte ihm Haydn die Oper: der hinkende Teufel, die aber, kaum aufgeführt, ihres Inhalts wegen, verboten ward. Allein ſein Ruf war nun gemacht. Fürſt Eſterhazy ſetzte ihn an die Spitze ſeiner Hauscapelle, und hier ſchuf er ſeine Meiſterwerke. Hier componirte er die unter dem Namen »Haydn's Abſchied« berühmte Symphonie, wo ein Inſtrument nach dem andern verſtummte, und jeder Muſiker, ſobald er geendet hatte, ſein Licht auslöſchte, ſein Notenblatt zuſammenrollte und ging. Hier erhielt er von einem ſpaniſchen Prieſter den Auftrag: die ſieben Worte des Erlöſers am Kreuze mit Muſik zu verklären. Zwanzig Jahre verlebte hier der Meiſter in Ruhe und ſtiller, genußvoller Wirkſamkeit, als der Fürſt ſeinen Hofſtaat einſchränkte und ihn entließ. Eine Reiſe nach England, wo man ihn ſeit Langem gewünſcht hatte, umgab ihn mit Ruhm und Glanz. Die Univerſität Oxford ernannte ihn zum Doctor, und ſeine Anerkennung ward erſt dann im Vaterlande allgemein, als ſie erneut und gleichſam bejaht von England ausgegangen war. Auch ſein Kaiſer (Joſeph) lernte ihn nicht in der Heimath, ſondern auf Reiſen kennen. Zurückgekehrt, kaufte ſich Haydn ein Häuschen mit einem Garten in einer Vorſtadt Wiens, und genoß in ſeinem Alter erſt die Bequemlichkeiten, die er in ſeiner Jugend nie gekannt hatte. Und doch erinnerte er ſich gerne jener Zeiten, da ihm der erſte Umgang mit der Muſe die Bitterkeit des Mangels verſüßt hatte; er gedachte ſcherzend ſeiner kindiſchen

Verſuche: »ich meinte damals — ſagte er — je ſchwärzer von Noten das Papier, deſto ſchöner ſei die Muſik. An meinem, von Würmern zernagten Clavier beneidete ich das Schickſal der Könige nicht!« Und noch jetzt, in ſeinem Lebensaſyle, verließ ihn die Muſe nicht, die ſich ihm ſo früh als Genius zugeſellt hatte. Fünfundſechzig Jahre waren über ſeinem Haupte hingezogen, als er ſein Meiſterwerk, »die Schöpfung,« componirte. Ihr folgten »die Jahreszeiten« — ſein letztes Werk. Die Muſikgeſellſchaft in Wien ſchloß ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der Schöpfung, zu welcher Haydn eingeladen wurde. Schon der Jubel des Empfangs machte auf den von Jahren und Erlebniſſen gebeugten Greis einen tiefen Eindruck; aber noch gewaltiger ergriff ihn ſein eigenes Werk; und bei der herrlichen Stelle: »Es werde Licht!« fühlte er ſich dergeſtalt überwältigt von der Macht der Harmonien, die er ſelbſt geſchaffen, daß ihm Thränen über die Wangen rollten, und er, mit emporgehobenen Armen, ausrief: »Nicht von mir, von dort kommt Alles!« Er unterlag dieſen Gefühlen, und mußte weggetragen werden. Am 31. Mai 1809 ſenkte der Genius die Fackel, die ſo lange geflammt und geleuchtet hatte. Noch wallfahren Freunde der Tonkunſt zu dem ſtillen Häuschen, das er zum Tempel geweiht.

G. F. Händel.

Geboren 1684. Geſtorben 1759.

Wie faſt an allen berühmt gewordenen Tonkünſtlern, fällt auch an Händel die Erſcheinung der frühen Ausbildung des muſikaliſchen Talentes auf. Er war, wie die Meiſten aus ihnen, ein Wunderkind. Im Jahre 1684 zu Halle an der Saale geboren, von ſeinem Vater zum Juriſten beſtimmt, — componirte er im neunten Jahre eine Kirchenmuſik mit Stimmen und Inſtrumenten, mit fünfzehn Jahren Opern. Die Bedingungen, die der König von Preußen dem Knaben machte, wurden ausgeſchlagen, die Stelle eines Kapellmeiſters in Hamburg angenommen, und im Stillen ein Sümmchen

von 200 Dukaten zuſammengeſpart, um nach Italien zu wandern, und dort dem Studium der Muſik zu leben. In Venedig beſuchte er einen Maskenball; er ſetzte ſich an's Clavier und fantaſirte. Scarlatti ſtand zufällig unweit des Flügels und hörte zu. Mit jedem Takte wuchs ſein Erſtaunen. »Das kann nur der Teufel ſein — rief er plötzlich aus — oder der Sachſe!« So weit war der Ruf des neunzehnjährigen Jünglings ſchon gedrungen. Aber nicht den vergänglichen Ruhm des Virtuoſen wünſchte ſich der ernſte, junge Deutſche, ſondern den dauernden eines Schöpfers; und auch in der Compoſition ſtrebte er nicht ſowohl den Lorbeer des Beifalls, als die Palme der Vollendung an. Aber der erſtere kam, wie es meiſtens der Fall iſt, mit der letztern von ſelbſt. Die Oper Agrippina, welche Händel in Venedig, während eines Aufenthaltes von drei Wochen dichtete, ward ſiebenundzwanzig Abende nacheinander aufgeführt. In Rom wetteiferten die Cardinäle, ihm an Beweiſen der Aufmerkſamkeit zuvorzukommen. Nach einem kurzen Wiederbeſuche ſeines Vaterlandes, während deſſen er vom Kurfürſten von Hannover zum Kapellmeiſter ernannt wurde, ging er nach England; und in dieſem Lande, das ſo wenige ſchaffende Künſtler und ſo vielen Sinn für die Künſte aufzuweiſen hat, begann für Händel die Hauptepoche ſeines Ruhmes, ja ſein eigentliches Leben und Wirken. Seine Oper »Rinaldo« ward zum Lieblingswerke des engliſchen Volkes; die entzückte Menge jubelte ihm zu, die Direction der Oper zu Haymarket mit einer Beſoldung von 200 Pfd. Sterling ward ihm angeboten, die rauſchenden Freuden und das gigantiſche Leben des ungeheuren London berauſchten ihn, und — er vergaß der Verpflichtungen, die er früher übernommen, vergaß des Vaterlandes um Englands willen, das ihm freilich ein anderes Vaterland wurde. Ein eigenthümliches Schickſal ſchien den Bürger zugleich ſtrafen und dem Künſtler verzeihen zu wollen. Die Königin von England ſtarb, und Händels beleidigter Gebieter, der Kurfürſt von Hannover, beſtieg den brittiſchen Thron. Händel erwartete nichts Gutes; und ſieh, ſeine Strafe beſtand darin — daß ihm der muſikaliſche Unterricht der Prinzeſſinnen aufgetragen und ſein Jahrgehalt um 400 Pfd. erhöht wurde. Dankbar für eine ſolche Großmuth, bethätigte Händel alle ſeine Kräfte, um ſie durch Verdienſte zu rechtfertigen. Er ſchuf die herrlichſten Werke; die Großen wie das Volk erfreuten ſich an ihnen; der für London gewonnene Fremdling ward zum Liebling der Nation, — ein goldenes Zeitalter für Muſik, wie einſt das des Perikles für die bildenden Künſte, ſchien der Welt erblühen zu wollen, und noch tönt God save the King mit Begeiſterung aus jedes Britten Munde, —

eine alte Melodie, die aber Händel zurecht ſetzen mußte, die ſeinen Namen führen mußte, um Englands Herzen ganz und für immer zu beſitzen! Aber — auch die Kehrſeite von Perikles Zeitalter blieb nicht aus. Wandelbar iſt die Gunſt des Volkes, und ſchneller, als es berauſcht ward — vergißt es. Am gefährlichſten iſt ſie, wo ſie am höchſten ſteigt. Themiſtokles zitterte bei ſeinen Triumphen, und — unſerm Tonkünſtler waren ähnliche Erfahrungen beſchieden. Eine ächte Künſtlernatur, hing er am Buſen der Gegenwart, und wußte dem Glücke nicht jene Mäßigung entgegenzuhalten, die, wie es ſcheint, allein fähig iſt, ihm Achtung einzuflößen, es zum Bleiben einzuladen. Sein Ruhm hatte natürlich Nebenbuhler angeregt. Der ſtrebendſte derſelben, Buononcini, machte ihm den Vorſchlag: ſie ſollten Beide an einer Oper arbeiten; Jeder ſollte einen Akt übernehmen, und wer, dem lauten Ausſpruche des Publikums zufolge, den Sieg davon trüge, ſollte der »königlichen Akademie der Muſik« von nun an vorſtehen. Händel ging den Wettſtreit ein. Die Oper Scävola entſtand; er ſetzte die Ouvertüre und den letzten Akt — und blieb Sieger. Neun Jahre lang leitete er die Akademie zur Bewunderung der Mitlebenden und Mitgenießenden; da entſpann ſich eine Mißhelligkeit zwiſchen ihm und ſeinem erſten Sänger Veneſino, dem Liebling des Publikums, beſonders der Frauen. Händel, zu ſtolz, um nachzugeben, kündigt ihm auf, — und die durch Jahre des Eifers und Verdienſtes erworbene Gunſt des Publikums iſt verſcherzt. Was kann man dieſem bieten, nachdem man ihm einen Lieblingsſänger genommen hat? Allein dieſe eine Erfahrung war nicht herb genug. An demſelben Abende wurde in zwei verſchiedenen Theatern Händel's Ariadne und die Ariadne des Porpora gegeben, — und des Sängers Farinelli bewunderte Triller ſiegten über Händel's Ernſt und Tiefe. Es würde Jedem ſchmerzlich geweſen ſein, eine ſolche Demüthigung zu erleben; aber Händel's heftiger Geiſt, ſein aufgeregter, hoher Sinn ertrug ſie nicht. Hypochondriſche Schwermuth erfaßte ſein Gemüth, ſeine körperliche Geſundheit wankte, ſein Vermögen gerieth in Verwirrung. Vergebens hatte er durch äußerliche Mittel ſich das alte Glück zurück zu erzwingen geſucht; er ward genöthigt, Schulden zu häufen, und ein trauriges Schickſal ſchien die Laufbahn eines ausgezeichneten Mannes zu beſchließen, und hätte ſie beſchloſſen, wenn ihm nicht der Genius noch zur rechten Stunde zugeflüſtert hätte, ſein Heil nur dort zu ſuchen, wo es für ihn zu finden war: in ſeiner Kunſt. Er componirte das Alexandersfeſt, und die Macht der Tonkunſt ward offenbar. Mit Geiſtes- und mit Stoffgewalt faßte das muſika-

liſche Gemälde die Herzen der Hörer; es lockte, es rührte, es riß hin, es ſchmeichelte, es imponirte — und Händel's alter Glanz war wieder hergeſtellt. Er ſchuf ſich jetzt eine neue, eigene Sphäre: das Oratorium. Und hier feierte er im »Meſſias" — den Herder »ein chriſtliches Epos in Tönen" nannte — den Triumph ſeiner Vollendung. Dies Werk enthält in drei Theilen die ganze Geſchichte Jeſu: Geburt, Leiden, Auferſtehung. Die Worte ſind meiſt aus den Evangelien genommen; einfach, groß, feierlich. Die Muſik iſt melodiös, kräftig, ſchuldlosrein, plaſtiſch ohne Uebertreibung, jetzt voll Sanftmuth und Zärtlichkeit, jetzt voll wilder, ſtürmiſcher Größe. »Solche Muſik — ſagt Heinſe — dauert ewig; ſie iſt gerade ſo natürlich, daß man ſie kaum merkt, und nur der Sinn der Worte übergeht. Sie eilt überall auf den Zweck los, die Empfindung des Textes rein auf den Zuhörer überzutragen, — und wo möglich noch dabei das Ohr zu bezaubern. Es iſt ganz Gluck's Art, und dieſer mag nicht wenig von Händel in ſeine neue Bahn getrieben worden ſein." Merkwürdig bleibt es, daß dieſes herrliche Werk anfangs kalt aufgenommen wurde, und nur erſt allmälich jene Anerkennung eroberte, die es nun für immer behalten wird. Aber der wiederangeregte Künſtler fuhr unermüdet fort, Meiſterwerke zu erſchaffen. Der ausdauerndſte Fleiß, ſelbſt im Herbſte des Lebens, entſprach der unerſchöpflichen Fülle ſeines Genies. Selbſt als der ehrwürdige Greis, nach einer ſchmerzlichen Operation, das Licht der Augen verlor, wirkte er unerſchüttert fort; und acht Tage vor ſeinem Tode ſah man ihn noch zwiſchen den Aufführungen ſeiner Oratorien mit Begeiſterung die Orgel ſpielen. Ein herrliches Monument in der Weſtminſter-Abtei zeigt dem pilgernden Deutſchen die Stätte, wo die Aſche eines ſeiner eigenthümlichſten und größten Tonkünſtler ruht.

Walter Scott.

Geboren 1771. Geſtorben 1832.

Längſt war England die vorzüglichſte Pflanzſchule für Romanenliteratur geweſen. Fielding, Richardſon, Sterne, Goldſmith, Smollet ſtanden als leuchtende Sterne da. Europa wetteiferte, ſie zu leſen, zu überſetzen, nachzuahmen, ohne ſie überbieten zu können. Das reiche und großartige öffentliche Leben Englands und das zur ruhigen Betrachtung wie zur praktiſchen Anſchauung gleich geneigte, an jenem vielbewegten Leben ausgebildete und erprobte Naturell des Britten mag jene Vorzüge bedingen. Allein nach dem Tode der genannten Meiſter trat eine Pauſe ein, und als Byron's tragiſch pathetiſche Muſe durch den düſtern Schimmer ihrer Herrlichkeit alle Augen bezauberte, ſchien die Proſa des Romans in Gefahr, der Vergeſſenheit anheim zu fallen. Da erſchien, vom Jahre 1814 an, von einem nirgends genannten Verfaſſer, eine Reihe von Romanen, unter dem Titel: »Waverleynovellen,« welche bald die Aufmerkſamkeit, die Theilnahme, die Bewunderung der gebildeten Leſewelt erregten und den Ruhm des »großen Unbekannten« in alle Regionen der bewohnten Erde verbreiteten. Die Schönheiten dieſer Dichtungen hier zu analyſiren, wäre eben ſo überflüſſig als unangemeſſen. Eine allen gemeinſame, beſtimmte, mit Wahrheit und eigenthümlichem Reitze geſchilderte Localität und eine beſonders geiſtreich behandelte, geſchichtliche Folie verlieh ihnen ein pikantes Intereſſe, — aber eine geſunde, klare, lebendige Objectivität, bei reicher Fülle der Erfindungen, eine — man möchte ſagen »homeriſche« Natur- und Kunſtvollendung macht ihren eigentlichen Werth aus. Erſt im Jahre 1827 ward es bekannt, daß der Verfaſſer dieſer liebenswürdigen Werke ein ſchon durch lyriſche und epiſche Poeſien bekannter ſchottiſcher Dichter — Sir Walter Scott ſei. Das Leben des außerordentlichen Mannes bietet großes Intereſſe; es beweiſt mindeſtens, daß eine geſunde, praktiſche Richtung auch den zarteſten, ſchwächlichſten Naturen noch zu Kraft, Heil und Ruhm verhelfen kann.

Von zwölf Kindern, die ſeinem Vater, einem ſtreng rechtlichen, einfachen Manne, geboren wurden, ſtarben frühzeitig ſieben. Walter, den

15. Auguſt 1771 geboren, ſchien anfangs kräftig und geſund; allein nach einem Jahre zeigte ſich's, in Folge eines heftigen Zahnfiebers, daß er am rechten Fuße lahm ſei. Der Knabe ward auf's Land gebracht. Hier blieb er bei ſeinem Großvater bis zum vierten Jahre, — kräftiger, allein das eine Bein kürzer. Man rieth, ihn nach Bath zu ſchicken, wo er, nebſt der Badekur, leſen lernte. Als er zurückkehrte, ſchenkte ihm ſein Ohm einen kleinen Klepper, den er, zum Schrecken der Tante, auf dem unebenen Boden wacker herumtummelte. Nach Edinburgh in die Schule geſchickt, nöthigte, trotz ſeiner großen Fortſchritte, ſeine oft wiederkehrende Kränklichkeit die beſorgten Aeltern, ihn wiederholt der Tante anzuvertrauen. Im zweiten Jahre des Gymnaſiums ward er durch das Springen eines Blutgefäßes ſo krank, daß ſein Ohm, Dr. Rutherford, ſeine Geneſung für eine Art von Wunder hielt. Sein ſanfter Charakter, ſein ruhiger Muth hatten nicht wenig zu dieſer Geneſung beigetragen. Ohne Murren unterwarf er ſich der ſtrengſten Vorſchrift des Arztes, und da ihm jede Bewegung, ſelbſt Sprechen, unterſagt war, blieb ihm nur Leſen und Schach, welches Letztere er aber ſpäter als eine »unfruchtbare Anſtrengung des Geiſtes« ganz aufgab. Langſam erholte er ſich. Im Jahre 1790 begann ſein Aeußeres ſehr einnehmend zu werden. An die vorige Bläſſe war eine blühende Friſche getreten; ein helles, ja ſchlaues Auge, die ſchönſten weißen Zähne, eine hohe, freundliche Stirne und eine große Statur gaben ihm, trotz des verkürzten Fußes, ein männlich kräftiges Ausſehen. Reiten, Fiſchen, Reiherſchießen machten ſeine Lieblingsbeluſtigung aus; Sumpf, Wald und Heide ſeinen Lieblingsaufenthalt; bei den Büchern ward er ſeltener geſehen. Dagegen entwickelte er die ſchöne Gabe der Landſchaftzeichnung an den Gegenden, die er durchſtreifte. Im 21. Jahre zum Anwalt bei den ſchottiſchen Gerichtshöfen aufgenommen, zeigte Scott eben ſo viel Eifer, als Verſtand und Kenntniß, und ſtieg an Achtung und Wirkungskreis ſo, daß er ſich ſorgenlos verehelichen, den ſchönen Landſitz Abbotsford ankaufen, und manche Stunde der heimatlichen, romantiſchen Muſe widmen konnte. Er that dies mit einem gewiſſen redlichen Ernſte; Studien der deutſchen Dichtkunſt waren die Anläſſe zu ſeinen Erſtlingen, und eine treue, emſige Geſchichtsforſchung gab und ordnete den Stoff zu einer langen, zahl- und lebenreichen Reihe dichteriſcher Gebilde. Mit dem unvergleichlichen »Lied des letzten Minſtrel« begann ſein Ruhm, und ſtieg mit jedem neuen Gedichte. Byron, der ihm ſeinen »Kain« widmete, unterließ nichts, ihm ſeine Anerkennung zu beweiſen; das Vaterland zeigte ſich ſtolz auf einen Sänger, der ſich deſſen

Verherrlichung zur Hauptaufgabe ſtellte; der König erhob ihn im Jahre 1820 zur Würde eines Baronets; und, als ſeine Romane mehr und immer mehr zur Modelectüre in ganz Europa wurden, fügten die ſteigenden Buchhändler-Honorare auch ſeinem Wohlſtande noch hinzu, was ihm zum Reichthume fehlte. Dabei verdoppelte ſich ſein Fleiß, und ſeine Fruchtbarkeit war außergewöhnlich. Nebſt den vielen Dichtungen und Romanen, die einander auf dem Fuße folgten, und theils Meiſterwerke waren, theils ſelbſt da, wo die Ausführung flüchtig erſcheint, einen unglaublichen Reichthum der Erfindung und der Charakteriſtik bewähren, ſchrieb der raſtlos thätige Mann noch eine Geſchichte des Hexenweſens, eine Biographie Napoleon's, Biographien engliſcher Dichter, einige geiſtliche Reden und eine Anleitung zur Gartenkunſt und zu Baumpflanzungen, nebſt manchen Recenſionen, — von welchen die erſten über ſeine Romane auch von ſeiner Hand geweſen ſein ſollen. Sind alle dieſe Arbeiten auch nicht von gleichem Werth, zeigen ſie mitunter von einem einſeitigen Standpunkte, ſo haben ſie doch alle das eigenthümliche Gepräge, in welches der große Werth Walter Scott's zu ſetzen iſt: Ernſt und Treue des Studiums, ſolide Kenntniß, ſubjective Wahrheit, innige, gebildete, bis in's kleinſte Detail herab wahre Darſtellung. Zu der ſo ungeheuern Thätigkeit, ſelbſt da Scott ſchon auf Lorbeern ruhen durfte, trug ein ſchwerer Unfall bei. Sein Verleger machte Bankrott, und er büßte dadurch ſein Vermögen ein. Allein ſeine Geiſtesſtimmung blieb ſich gleich. Er arbeitete mit unermüdlichem Fleiße. Man ſtellte ihm vor, daß ſolche Anſtrengungen ihn erſchöpfen würden. »Still, ſtill!« ſagte er — »ſo lange die Sonne ſcheint, iſt's gut Heu machen!« — Sie ſchien leider nicht lange mehr. Er fing an zu kränkeln. Während der Ausarbeitung der komiſchen Scenen, wo er den lächerlichen Kaleb Osbaldiſtone zeichnete, nöthigten ihn oft innere Schmerzen, ſich zu unterbrechen. Er verfiel einige Minuten lang in höchſt peinliche Zuckungen, — ließ aber dann die letzten Worte wiederholen, und ſpann den Faden ſeiner Darſtellung fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Die größte Mäßigkeit und ein kurzer Aufenthalt in Neapel gaben ihm zum Theile die verlornen Kräfte wieder. Doch ſehnte er ſich aus dem heitern Süden nach ſeinem Hochlande zurück, und beſorgte, er werde ſterben, bevor er es erreicht haben würde. Es war mitten im Sommer, als er, bei drückender Hitze, nach London kam, wo man mit Schrecken gewahrte, daß er ſein Gedächtniß verloren hatte. Nach und nach verbreitete ſich die Lähmung über den ganzen Körper. Schreiben konnte er lange nicht mehr, mit Mühe ſprach er einzelne Worte aus. Nur nach Schottland ſehnte

ſich ſein Herz. In Edinburgh angekommen, erkannte er weder Ort noch Menſchen. Als ſich aber ſein Feenſchloß Abbotsford, die Schöpfung ſeiner Hände, die Heimatſtätte ſeiner Erinnerungen und Träume, der Geburtsort ſeiner ewigen Dichtungen, ſeinem Auge zeigte, — da erhob er ſich mühſam von dem in der Kutſche ihm bereiteten Lager, ſtreckte ſeine Arme den ihn bewillkommnenden Freunden entgegen, erkannte ſie vollkommen, und, wie durch ein Wunder, ſeiner Sprache wieder mächtig, dankte er ihnen für ihre Liebe, — ſank dann wieder zurück in ſeinen frühern Zuſtand, und erloſch allmälich wie eine Lampe, am 21. September des Jahrs 1832.

Sein Leben iſt ein ſchöner Beweis von der Kraft des Geiſtes über den Organismus; ſeine Werke bleiben für immer Muſter einer naturgetreuen, geiſt- und lebenvollen, wahrhaft poetiſchen Darſtellung; ſie haben manche Krittler, viele Nachahmer, aber Niemanden gefunden, der ſie an Größe der Wirkung, bei gleicher Natürlichkeit der Mittel, bei verſtändigem Gehalte, ohne Beihülfe von fremden Tendenzen oder unwahren Effecten, übertroffen hätte.

Lord Byron.

Geboren 1788. Geſtorben 1824.

George Byron Gordon (ſo wurde er des Betragens ſeines Vaters wegen genannt, der das Vermögen ſeiner Gattin Katharina Gordon in wenig Jahren durchjagte, ſie dann mit ihrem einzigen Sohne in einem troſtloſen Zuſtande verließ, und nach Frankreich flüchtete) ward in Dover geboren. Trauernde Mutterſorge war ſeine früheſte Pflege — Mutterſorge, die ihn verweichlichte und verzärtelte. Sieben Jahre alt, ward er von der Mutter in die Schule nach Aberdeen geſandt, wo Fiſchen, Schwimmen, Schießen ſeine Lieblingsſtudien waren. Spuren eines höher begabten Geiſtes, einer ſtrebenden Seele zeigten ſich ſchon damals im kindiſchen Spiele. Im Jahre 1798 ſtarb William Lord Byron zu Newſtead, kinderlos, und George Gordon ſuccedirte ſeinem Großonkel. In Folge dieſes Glückwechſels ward er,

nun zehn Jahre alt, der mütterlichen Pflege entnommen, und kam in die Isabellens, der Schweſter des verſtorbenen Lords, einer Dame, die, nachdem ſie in der Welt als Schönheit und als Dichterin geglänzt hatte, ſich ohne bekannten Grund plötzlich in eine melancholiſche Einſamkeit zurückzog. Ihr Pflegling wurde nun aus der Geſellſchaft ländlicher Schuljugend in die der vornehmen Jünglinge verpflanzt; und auch hier zeichnete er ſich nicht ſo ſehr durch Schulfleiß, als durch Lebhaftigkeit, Witz, Geſchick und Kühnheit aus, — wovon ſo manche Anekdoten zeugen, die man ſich aus jener Zeit von ihm erzählt. In ſie fällt auch die Geſchichte ſeiner erſten Liebe, zu Miß Chaworth, die, einige Jahre älter als er, ſpäter eine andere, für ſie nicht glückliche Ehe einging. Nach luſtig beendeten Univerſitätsjahren ſchlug der neunzehnjährige Lord ſeine Reſidenz zu Newſtead-Abbey auf, wo er, zwiſchen Jagd und Tafelvergnügen, ein fröhliches Leben führte. Lectüre und Dichtkunſt füllten die übrige Zeit aus. In jenen Tagen erſchienen, unter dem Titel »Stunden des Müßiggangs,« ſeine erſten poetiſchen Verſuche. Sie fanden Anerkennung und Tadel. Der Plan zu einer großen Reiſe bewegte inzwiſchen die Seele des jungen Dichters; er kam zur Reife, und im Jahre 1809 ſchiffte ſich Byron mit J. Hobhouſe nach Liſſabon ein. Von da ging es durch das ſüdliche Spanien zum mittelländiſchen Meere. Nach einem kurzen Abenteuer in Sevilla, einem flüchtigen Aufenthalte in Malta, beſuchte er den Paſcha von Janina, der ihn, um der kleinen Ohren, des geringelten Haars und der weißen Hände willen, als einen Mann von Rang anerkannte, und mit orientaliſcher Pracht bewirthete. Am dritten Mai 1810, als ſeine Fregatte in den Dardanellen vor Anker lag, ſchwamm Byron, ein zweiter Leander, den Hellespont hindurch, von der europäiſchen zur aſiatiſchen Küſte. Nach der Rückkehr, in Konſtantinopel, verließ ihn ſein Gefährte, und er wanderte, allein mit ſeiner düſtern und wehmüthigen Muſe, durch Griechenland — bis ihn, nach einer zweijährigen, an romanhaften Abenteuern jeder Art reichen Abweſenheit, Familienvermögens-Angelegenheiten in's Vaterland zurückriefen. Er kam nach Newſtead, um — den Verluſt ſeiner Mutter zu beweinen. Aus ſchwermüthiger Einſamkeit ſandte er nun ſeinen »Childe Harold« in die Welt — ein Gedicht, welches in England eine Bewegung hervorbrachte, wie ſeit einem Jahrhunderte keines ſie hervorgebracht hatte. Der Lord erſchien nun in der großen Welt Londons, und was ſein Ruf begonnen, vollendete der Zauber ſeiner Perſönlichkeit. Die Anekdoten, von denen ſeine Lebensgeſchichte wimmelt, nehmen nun einen andern Charakter an, und ſpiegeln, wie die frühern den Dichter und Aben-

teurer, jetzt den Mann nach dem Herzen der Welt. Im Januar 1815 reichte er der einzigen Tochter Sir Ralph Millbank's die Hand. Ein Jahr zuvor ſchon hatte er um ſie geworben, war aber zurückgewieſen worden. Es wäre für Beider Glück beſſer geweſen, wenn es dabei geblieben wäre. Die Ehe fiel nicht glücklich aus. Alle Arten faſhionabler Extravaganzen erſchöpften das Vermögen der Lady; es ergaben ſich Zerwürfniſſe, über deren Inneres ein Schleier ruht, und — nachdem ſie ihm eine Tochter geboren, kehrte Byron's Gemahlin für immer in den Schooß ihrer Familie zurück. Nach dieſem Ereigniſſe verließ Byron England — um es nie wieder zu ſehen. Er ging nach Frankreich, beſah auf dem Wege nach Brüſſel mit dichteriſcher Wehmuth das Schlachtfeld von Waterloo, und fuhr den Rhein hinauf bis Baſel. Am Ufer des Genferſee's brachte er den Sommer zu, und beſang ſeine freiwillige Verbannung in ſo manchem hinreißenden Accorde. Nachdem er die Schweiz verlaſſen, hielt er ſich am längſten in Venedig auf. Die elegiſche Größe, die poetiſche Eigenthümlichkeit dieſes Ortes ſtimmten ganz beſonders zu ſeinem Innern; er fühlte ſich wie heimiſch, und hier dichtete er ſeine großartigſten Werke. Allein Italien war ſeinem Dämon auf die Länge zu heiter; es trieb ihn weiter in ein bewegteres, düſteres Leben, in Kampf und Gefahr. Der Gedanke, ſich dem griechiſchen Kampfe anzuſchließen, erfüllte ihn, — und er führte ihn aus. Im Auguſt 1823 kam Byron mit einigen Freunden in Cephalonia an. Hier bot er den Griechen Geld und Hülfe. Die Uneinigkeit ihrer Heerführer erſchwerte ſeine Bemühungen. Allein in Miſſolunghi ward er mit Jubel empfangen. Hier war ſein erſter Schritt, die rohe Grauſamkeit, mit welcher der Krieg geführt ward, zu zügeln, was ihm zum Theile gelang. Eine Expedition auf Lepanto, an der Spitze von 500 der bravſten Sulioten, war ſeine nächſte Unternehmung. Leider wurde ſie durch dazwiſchentretende Zufälle erſt verzögert, dann — durch Byron's Tod vereitelt. Ein epileptiſcher Anfall, ſeit welchem er ſich nicht recht mehr erholte, verkündete die tragiſche Kataſtrophe. Mit dem Vorgefühle ſeines nahen Endes traten die Bilder ſeiner Gattin und ſeiner Tochter ſchmerzlich vor ſeine Seele. Sie noch einmal zu ſehen, wäre ſein ſehnlichſter Wunſch geweſen. Er ward nicht erfüllt. Die Namen von Beiden waren ſeine letzten Ausrufungen. Ein feierliches Leichenbegängniß begleitete ſeine Reſte, die nach England geſchifft wurden. Ganz Griechenland war in tiefſter Trauer.

Ueber Byron's Werth als Dichter hat die Zeit längſt entſchieden. Mag auch gehaltloſe Affectation, modiſche Verkehrtheit und Schwäche ſich unter

den Deckmantel ſeiner Eigenheiten geflüchtet, ſein Beiſpiel gemißbraucht haben, um der eigenen Nichtigkeit einen geborgten Schimmer zu verleihen; er ſelbſt bleibt groß und unnachahmlich, liebenswürdig ſelbſt in ſeinen Fehlern, wie eine wildſchöne Landſchaft, deren Reiz die Verwüſtung, die darin herrſcht, nur noch erhöht. Was er von Lara ſagt, gilt von ihm: »Er umſpinnt die Hörer mit einem düſteren, aber unwiderſtehlichen Zauber.« — Was ihn aber vorzugsweiſe hoch ſtellt, das iſt die Tiefe des Gefühls, die Fülle und Größe des Gedankens. Er rührt überall an die höchſten Aufgaben des menſchlichen Daſeins. Wer hat ſie je gelöst? Aber verſunken in ihre Labyrinthe folgen wir, wohin er uns winkt, und kehren, wenn er ſcheidet, wie nach einer magiſchen Erſcheinung, in das nüchterne Leben zurück.

Gioachimo Roſſini.

Geboren 1789.

Ein ganzer Elfenreihen geflügelter Noten und Coloraturen tanzt um den Namen »Roſſini«, und mitten durch die geſprengten Carrées zürnender Contrapunctiſten und Klaſſiker bricht ſich der heitere Triumphzug des Maeſtro Bahn, der ſeiner Wiege Italien die hartnäckig beſtrittene Weltherrſchaft im Reiche des Geſanges leicht und zierlich wieder eroberte, bis die beſiegten Völker des Nordens und Weſtens ſich unter das ſanfte Joch ſeines Thyrſus beugten. Zu Peſaro im Kirchenſtaate geboren, und frühzeitig im Geſange unterrichtet, vollendete er ſeine erſten muſikaliſchen Studien auf dem Lyceum zu Bologna, und trat auf einem dortigen kleinen Theater neben ſeiner, als Sängerin angeſtellten Mutter ſchon als Knabe mit Beifall auf. Später mochte er ſich mehr mit theoretiſchen Studien abgeben, obſchon er, wie man weiß, nie einen gründlichen Curſus unter der Leitung irgend eines namhaften Lehrers gemacht hat, und, eben weil er Roſſini war, eines ſolchen vielleicht auch nicht bedurfte. Als 1808 zu Bologna einige ſeiner Inſtrumental- und Geſangscompoſitionen, und zu Rom 1812 ſeine erſten

beiden Opern: »Demetrio e Polibio« und »L'inganno felice,« zur Aufführung kamen, beglückten die Liebhaber den jungen Menſchen bereits mit einem gnädigen Nicken; aber damit reichten die bequemen Gönner nicht lange aus, denn nur wenige Jahre verfloſſen, und der Ruf des Maeſtro flog durch ganz Europa, überflutete Italien und das leicht gewonnene Frankreich, bezwang das ſtörrige Albion, weckte mit Trommeln, Trompeten und Trillern das bedächtige Deutſchland aus ſeiner klaſſiſchen Ruhe, und beherrſchte die muſikaliſche Welt von Conſervatorium und Oper bis herab zur Drehorgel. Noch nie hatte man ſolche Berühmtheit mit ſolcher Popularität vereinigt geſehen. Zwar ſtutzten anfangs manche Sänger über die Schwierigkeiten, die Roſſini ihren Kehlen zumuthete, und auf denen er, geringfügig erſcheinende Fiorituren nicht ausgeſchloſſen, mit eigenſinniger Ausdauer beſtand. Aber bald lernten ſie einſehen, wie ſehr Roſſini hierin ihren eigenen Vortheil vor Augen hatte, wie aus all' dieſen kleinen Aengſten der Kunſt ſich tauſend neue und überraſchende Effecte für den vortragenden Künſtler entwickelten, und der Componiſt freigebig die Fülle ſeines Beifalls mit dem Perſonale ſeiner Opern theilte. Von da an wurden die Sänger ſeine Verbündeten, wie er unabläſſig der Mehrer ihres Ruhmes war; jede kleine muſikaliſche Laune des Maeſtro erhob der italieniſche Sänger, vermöge ſeiner Faßlichkeit und feurigen Geſangsberedſamkeit, zu überraſchendem Leben und Ausdrucke, jede Note gewann in ſeinem Munde ihre Bedeutung, und ſo hatte Roſſini eine neue Aera der italieniſchen Geſangskunſt begründet, noch ehe man ſelbſt es ahnete. Wer ihn daher, wie oft geſchehen, nur aus Partituren, oder nach den Leiſtungen hiezu ungeeigneter Sänger beurtheilen wollte, konnte unmöglich den richtigen Maßſtab für ihn finden; vielmehr mußte Roſſini immer in ſeinem unmittelbaren Zuſammenhange mit der durch ihn begründeten neuen italieniſchen Geſangsweiſe aufgefaßt und betrachtet werden, und nur italieniſche Sänger vermochten dem Hörer das richtige Verſtändniß Roſſiniſcher Werke zu ermitteln. Die Opern: »Tancredi« und »L'italiana in Algeri,« führten ihn zuerſt in Deutſchland ein, wo er ſeit etwa 1817 Mode zu werden begann. Seine erſtaunliche Fruchtbarkeit, die ſich in einer Flut von Opern ergoß, häufte Eindruck auf Eindruck, und ließ der Veränderlichkeit des Publikums nicht Zeit, für eine andere Erſcheinung, als ihn, Aufmerkſamkeit zu faſſen. Am ſchnellſten und ungehindertſten drang ſein Triumphwagen im ſüdlichen Deutſchland vor, beſonders ſeitdem er 1822 mit der ausgezeichneten Oper Barbaja's und der Sängerin Colbran, die er eben erſt

geheiratet hatte, nach Wien kam, dort ſeine »Zelmira« nebſt mehreren andern Opern mit dem glänzendſten Erfolge ſelbſt aufführte, und zugleich durch ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit und ſeinen wirkungsvollen Geſang Bewunderer erwarb. Langſamer brach er ſich Bahn im nördlichen Deutſchland, wo es theils an Sängern fehlte, die zum paſſenden Vortrage ſeiner Geſangsſtücke berufen waren, theils der Widerſtand der klaſſiſchen Partei, namentlich der Mozartiſten, ihm nur ſchrittweiſe Raum gewährte. Durch ſeine Oper: »l'Assedio di Corinto«, welche den Untergang Miſſolunghi's feierte, zog er die große Schaar der politiſchen und hiſtoriſchen Enthuſiaſten auf ſeine Seite, und entwaffnete zugleich den Widerſpruch der Indifferenten, da dieſe Oper durch ihre charakteriſtiſchen Gegenſätze chriſtlichen Heldenthums und islamitiſchen Grimmes eine große Wirkung erzielt. Immer aber warf man ihm, und größtentheils nicht mit Unrecht, Mangel an innerem Ernſt und tieferem Charakter vor, der ſelbſt das Tragiſche und Erhabene in ſüßliche und ſentimental-elegante Weiſen auflöſe, oder Mangel an muſikaliſcher Coſtumtreue und Wahrheit, vermöge deſſen er willkürlich zwiſchen Lachen und Weinen wechsle, den Stoff verläugne, oder ihm widerſpreche, einem idylliſchen Momente eine heroiſche Tongebung verleihe, und umgekehrt, oder antike Situationen in moderne Unbedeutenheit kleide, kurz überall, ohne Kritik und Auswahl, ſeine Triller, Tiraden und Kehlbravouren zum offenbaren Hauptzwecke mache, und demſelben Wahrheit und Charakter des Stoffes blindlings zum Opfer bringe. Auf ſolche Anklagen wußte der Maeſtro ſich freilich um ſo weniger zu vertheidigen, da er theils wirklich viele Angriffspunkte bot, theils in ſeinem gutmüthig leichten Sinne nicht einmal den Schein gehörig vermieden, ſondern, vorzüglich in früherer Zeit, zu mehreren ſeiner Opern, ſelbſt zu komiſchen und tragiſchen, Eine gemeinſame Ouverture verfaßt hatte. Zwar nahm er dieſe Vorwürfe nicht all zu ernſt; vielmehr vermochte in ſeinem gemüthlich-epikuräiſchen Genußleben ihn Lob und Vergötterung eben ſo wenig aufzublähen, als Mißgunſt und Tadel ihn zu verſtimmen. Dennoch bereitete er ſtill und emſig ſeine große Rechtfertigung vor, und ſein größtes, tiefſtes und genialſtes Werk, ſeinen »Tell« in den Händen, trat er plötzlich vor Freunde und Feinde, ein neuer, verjüngter, veredelter, ja in ſich verklärter Roſſini. Vor dieſer Oper mußten alle jene Vorwürfe verſtummen; denn in ihr zeigte der Meiſter, daß er nicht nur ohne raffinirte Effectpaſſagen und Trillerkunſtſtücke dennoch glänzende Wirkungen zu erreichen verſtehe, ſondern auch einer gründlichen Satzdurchführung und Charakteriſtik fähig ſei, ohne auf der andern Seite den

ROSSINI

1791

MEYERBEER

1794

JEANNE D'ARC

1411 1431

CHRISTINA VON SCHWEDEN

1626 1689

LYNDHURST

1772

LONDONDERRY

1769 1822

leichten Zauber ſeines genialen Leichtſinns aufzugeben, der alle ſeine Schöpfungen gaukelnd und flatternd durchzieht. Außer den trefflichen Chören iſt am »Wilhelm Tell« auch beſonders die Ouverture bemerkenswerth, in welcher Roſſini, ebenfalls zur Bekämpfung älterer, begründeter Vorwürfe, einmal ein wirklich vollendetes Meiſterſtück dieſer Art geliefert, nachdem er ſonſt, mit Ausnahme der Ouverturen zur »Semiramide« und zu der überaus friſchen, graziös-muthwilligen, komiſchen Oper: »Il Barbiere di Seviglia«, nur ſolche Ouverturen beigegeben hatte, welche nicht einmal die Anſprüche eines in allen ſeinen Theilen regelrecht durchgeführten Muſikſtückes auszuhalten vermochten, und keine weitere Bedeutung hatten, als die blos formelle, das Publikum auf den Anfang der Oper aufmerkſam zu machen. Während der Zeit, als Roſſini ſeinen Hauptſitz in Paris hatte, von wo auch ſein »Tell« ausging, gewann er an ächter Berühmtheit, obgleich er dort ſeine überſprudelnde Thätigkeit im Schaffen beſchränkte, und mit weniger zahlreichen Productionen auftrat. Beſonders erſprießlich war ſein Einfluß auf die dortige große Oper, welche ihm allein die jetzige bedeutende Stufe ihrer Ausbildung verdankt. Durch ihn entwickelten ſich daſelbſt nicht nur die vortrefflichſten Geſangstalente, von welchen die Franzoſen, die bisher nur ein von allem Vortrage entblößtes und ſich für Geſang ausgebendes Lärmen auf ihren Theatern zu hören gewöhnt waren, vor ihm keine Ahnung gehabt, ſondern er übte hier auch ein Orcheſter ein, wie es hinſichtlich der geſchmackvollen und präciſen Executirung noch nicht dageweſen war. Vornehmlich aber ging von ſeinen Opern eine Revolution in der Inſtrumentirung aus, welche ſeit dem Aufenthalte des Meiſters in Paris eine neue Geſtaltung der Anſichten bei Kunſtrichtern und Virtuoſen bewirkte, aber leider bei ſeinen Nachahmern, für deren Sünden Roſſini oft ſelbſt hat büßen müſſen, zum Extrem umſchlug, das auch er freilich nicht immer bei ſeinen eigenen Arbeiten vermieden hatte. Seitdem er durch ſeinen »Tell« die Einwürfe und Zweifel ſeiner Gegner an ſeinem höheren geiſtigen Vermögen ſiegreich überwunden, und den Flitter der Tagesberühmtheit durch wohlerrungenen und verdienten bleibenderen Ruhm verdrängt hatte, hieß ſeine angeborene Neigung zu Ruhe und Wohlleben ihn auf ſeinen Lorbeern ausruhen. Er verließ Paris und kehrte nach Italien zurück, wo er ſich in Bologna niederließ und hier, nicht als Geiziger oder Krämer, wie der Neid von ihm erdichtete, ſondern als heiterer Welt- und Lebemann, die goldenen Früchte früheren Fleißes genießt. Als 1839, bei der Umarbeitung des Studienplanes des muſikaliſchen Lyceums zu Bologna,

dem Maeſtro das Ehrenamt eines beſtändigen Conſulenten der Anſtalt angeboten wurde, äußerte er, ſich durch die angebotene Stelle ſehr geehrt zu fühlen, um ſo mehr, als er, wie ſchon erwähnt worden, in dem nämlichen Lyceum ſeine erſten muſikaliſchen Studien vollendet habe, und fügte die Erklärung bei: es ſei ſein feſter Vorſatz, ſeine künſtleriſche Laufbahn, ſo wie ſeine Tage in Bologna zu endigen, welches er bei dieſer Gelegenheit öffentlich zu ſeinem Adoptiv-Vaterlande erklärte.

Jakob Meyerbeer.

Geboren 1794.

Meyerbeer, der effect- und bühnenkundigſte der jetzt lebenden deutſchen Componiſten, ſtammt aus einer reichen jüdiſchen Familie zu Berlin, in welcher Wiſſenſchaften und Künſte eifrig gepflegt wurden. Sein Bruder, der frühzeitig dahingeſchiedene Dichter, Michael Beer, hat ſich durch ſein Trauerſpiel: »der Paria,« vortheilhaft bekannt gemacht. Er ſelbſt ließ ſchon in ſeinem vierten Jahre muſikaliſches Gefühl und Talent wahrnehmen; unter der zweckmäßigen Anleitung des Klavierlehrers Lauſchka, machte er bereits als ſechsjähriger Knabe in den Liebhaberconcerten zu Berlin Aufſehen, und in ſeinem neunten Jahre galt er als einer der vorzüglichſten dortigen Pianiſten. Auch verſuchte er, ohne einen anderen Führer, als ſein Gefühl, zu haben, ſich ſchon damals mit Glück in der Compoſition, in welcher ſodann der Orcheſter-Director Bernhard Anſelm Weber, ein Schüler des Abbé Vogler, ihn unterrichtete, ohne ihm jedoch mehr, als oberflächliche Begriffe für die Kunſt des Componirens beibringen zu können. Erſt Vogler's belehrende Umarbeitung einer von ihm componirten Fuge gab ihm größere Klarheit, und mit fünfzehn Jahren ging er nach Darmſtadt, und ward unmittelbar ein Schüler Vogler's, der damals als der gründlichſte Muſiker Deutſchland's angeſehen wurde und Stifter einer Schule der Compoſition war, die bereits Männer, wie Winter, Ritter, Knecht u. A. gebildet hatte, und wo eben Karl Maria von Weber's herrliches Talent

aufblühte. Nach zwei Jahren unternahm Vogler mit ſeinen Schülern eine Kunſtreiſe durch die vorzüglichſten Städte Deutſchland's, und der ſiebzehnjährige Meyerbeer wurde vor ſeiner Abreiſe von dem Großherzoge, nach Anhörung eines von ihm componirten Oratorium's: »Gott und die Natur,« zum Hofkapellmeiſter ernannt. Doch zeugten ſeine Compoſitionen noch ſehr von dem Zwange und der Steifheit der Schule; daher auch ſeine erſte, mehr einem Oratorium ähnliche Oper: »die Tochter Jephta's,« die er, achtzehn Jahre alt, in München aufführen ließ, wenig Glück machte. Je größeren Beifall er bisher als Pianiſt und Improviſator gehabt hatte, deſto mehr mußte ihm, dem eitlen, durch Reichthum und äußeren Erfolg verwöhnten Jünglinge, jenes Mißlingen empfindlich ſein. Er ging nach Wien, um durch neuen Applaus ſich tröſten zu laſſen. Aber ehe er hier noch öffentlich auftrat, hörte er Hummel, und die gediegene, edle Weiſe dieſes Meiſters gab ſeinem Weſen eine ernſtere Richtung. Zehn Monate ſchloß er ſich ein, durch unausgeſetzte Studien ſich für ein würdigeres Ziel vorzubereiten. Dann erſt trat er auf, und ſein Klavierſpiel fand die Anerkennung, welche ſein feſtes künſtleriſches Wollen errungen und verdient hatte. Man übertrug dem neunzehnjährigen Künſtler die Compoſition einer komiſchen Oper für das Hoftheater, und ſo entſtand die Oper: »die beiden Kalifen,« welche jedoch, da ſie dem herrſchenden Geſchmacke für italieniſche Muſik wenig entſprach und noch immer zu oratoriſch gehalten war, eine kalte Aufnahme erfuhr. Doch munterte Salieri ihn freundlich auf, und rieth ihm, nach Italien zu gehen, und dort die bisher an ihm vermißte Kunſt ſich anzueignen, für menſchliche Stimmen zu componiren. Meyerbeer, obſchon zur Zeit noch wenig für italieniſche Weiſe eingenommen, folgte gleichwohl jenem wohlmeinenden Rathe. Aber Roſſini's »Tancredi,« den er in Venedig hörte, überwand ſeine frühere Abneigung, und machte den italieniſchen Styl plötzlich zum Gegenſtande ſeiner Bewunderung und Nacheiferung, zumal ſein heißer Drang nach Beifall und Ehre ihm auf dieſem Wege den ſchnellſten Erfolg verſprach. Er ſchloß nun ſeine bisher zu ſpröde Manier ganz dem gefälligen, auf Wohllaut, Eleganz und Gefühlserregung berechneten Weſen der italieniſchen Schule an, und ließ 1818 zu Padua ſeine für die Sängerin Piſaroni geſchriebene Opera ſemiſeria: »Romilda e Costanza,« aufführen, welche ſich einer glänzenden Aufnahme erfreute. Ihr folgte 1819 »Semiramide riconosciuta«, für die Sängerin Baſſi geſchrieben, und 1820 die in Venedig mit Begeiſterung aufgenommene Oper: »Emma di Ros-

burgo.» Jetzt war ſein Ruhm für Italien feſtgeſtellt, und die letztgenannte Oper fand auch Eingang in Deutſchland. 1821 componirte er eine Oper im italieniſchen Style für ſeine Vaterſtadt Berlin: »das Brandenburger Thor,» deren Aufführung jedoch durch Umſtände vereitelt wurde. 1822 aber brachte er in Italien »Margherita d'Anjou» mit vielem Erfolge zur Darſtellung, der ſich bei Aufführung dieſer Oper in Frankreich und Belgien wiederholte. 1823 folgte »l'Esule di Granada,» für Lablache und die Piſaroni geſchrieben, eine Oper, deren Erfolg durch die Bemühungen der Eiferſucht und Mißgunſt vergebens angefochten wurde. Die zweiactige Oper: »Almansor,» welche er in Rom ſchrieb, blieb wegen plötzlicher Erkrankung der Sängerin Baſſi unaufgeführt. Großen Succes feierte ſeine im December 1825 zuerſt in Venedig aufgeführte Oper: »Il crociato,» deren Hauptparte für Velluti, Lablache und die Meric-Lalande geſchrieben waren. In dieſem Werke, das minder befangen ſich an die Formen des italieniſchen Styles anſchloß und ſie mit größerer Freiheit anwendete, gewahrte man eine wieder erwachende Selbſtſtändigkeit des Componiſten, der darin die Merkmale ſeiner erſten Schule mit jenen der italieniſchen geſchickt verbunden, und namentlich eine energiſchere Hervorhebung des dramatiſchen Princips in der Muſik erzielt hatte. Entſchiedener ward dieſe neue Richtung des Componiſten, als er nach Paris kam, um dort ſeinen »Crociato» in Scene zu ſetzen, welcher jedoch in der, nur für Roſſini ſchwärmenden Seineſtadt nicht den gehofften Anklang fand. Familienereigniſſe und Reiſen verzögerten die Vollendung ſeiner Oper: »Robert der Teufel,» bis zum Juli 1830, und erſt im November 1831 kam ſie zur Aufführung. Er hatte eine zahlreiche Partei gegen ſich, die der Oper im voraus allen Erfolg abzuſprechen bemüht war; bald aber mußten die Uebelwollenden verſtummen. Paris hielt, wie vorher ſeine üblen Ahnungen, nach der Aufführung auch eben ſo wenig ſeinen Enthuſiasmus zurück; die Oper hatte ungeheuren Zulauf, machte die Direction reich, und wurde in allen Idiomen, in allen Ländern Europa's, ja ſpäter auch in New-Orleans, in Havanah, Mexiko und Algier mit gleichem Jubel angehört. Die Direction drang begierig auf die Compoſition eines neuen Werkes, und der allzeit fertige Scribe lieferte das Libretto der »Hugenotten» (in Deutſchland theilweiſe unter dem Namen der »Guelfen und Ghibellinen» bekannt). Um den Compoſiteur zu ſchnellerer Vollendung zu veranlaſſen, wurde ein Reugeld von 30,000 Francs für den Fall feſtgeſetzt, daß die Partitur nicht bis zu einer beſtimmten Friſt abgeliefert würde. Während der Arbeit erkrankte jedoch Meyerbeer's Gattin; er wollte ſie auf den Rath der Aerzte nach Ita-

lien führen, und erbat ſich einen ſechsmonatlichen Aufſchub zu Einſtudirung ſeines Werkes. Die Direction ſchlug dies unbilliger Weiſe ab; Meyerbeer nahm ſeine Compoſition zurück, zahlte das Reugeld und reiſete ab. Bald beſann ſich jedoch der Unternehmer eines Beſſeren, erſtattete jene Summe, und die »Hugenotten" kamen im März 1836 zur Aufführung. Der eminente Erfolg, den dieſe Oper dort wie überall gefunden, iſt hinlänglich bekannt; Franz Liszt gab bei dieſer Gelegenheit folgendes geiſtreiche Urtheil ab: »Meyerbeer's »Hugenotten," wenn auch nicht ſo populär, als »Robert der Teufel," ſind dieſem bei weitem überlegen. Letztgenannte Oper, eine ſchöne und große Schöpfung, hat nichtsdeſtoweniger Unvollkommenheiten und Mängel, wie ſie jedem Erzeugniß einer Uebergangsperiode eigen zu ſein pflegen; man fühlt darin ein gewiſſes Schwanken zwiſchen der italieniſchen und deutſchen Form, die Unſicherheit eines, im hohen Grade elektriſchen Geiſtes, der, ſeiner Individualität ſich nicht jederzeit bewußt, Bedenken trägt, ſich der eigenen Eingebung zu überlaſſen. »Robert" erinnert uns an jene Baudenkmäler des Mittelalters, die in einem Jahrhunderte begonnen, in einem anderen vollendet worden; ihr Anblick iſt großartig und ergreift, der Mangel an Einheit und Uebereinſtimmung fällt dem gewöhnlichen Zuſchauer nicht auf, aber der Künſtler entdeckt bald zwei ſich widerſprechende Eingebungen, zwei Gedanken, die ſich wie zum Kampfe begegnen und kein homogenes Ganze hervorgehen laſſen. Die Partitur der »Hugenotten" hingegen, wiewohl gleicherweiſe entſtanden, iſt ein freieres, vollkommeneres, in höherem Sinne dramatiſches Werk. Die Inſtrumentation iſt wo möglich noch gelehrter, die Wirkungen des Orcheſters überhaupt ſo kunſtvoll berechnet und vermannigfaltigt, daß uns bei jeder neuen Darſtellung ein neues Gefühl des Erſtaunens, der Bewunderung für die Kunſt des Meiſters ergreift, welcher mit tauſend, in ihrer Zartheit faſt unmerklichen Nuancen das reiche Gewebe ſeines Tongedichtes zu ſchmücken verſtand. Sagen wir es mit Einem Worte: wir bemerken in Meyerbeer's Laufbahn ein fortwährendes Aufſteigen, wir ſehen die Ergebniſſe einer emſigen und ausdauernden Arbeit, wie ſie jenen Componiſten nicht genug zu empfehlen wäre, die, ohne ſeiner eminenten Fähigkeiten theilhaftig zu ſein, ſich der Pflicht fortgeſetzten Lernens überhoben glauben. Dem Verfaſſer des »Crociato", des „Robert" und der »Hugenotten" ſcheint die Löſung der großen Aufgabe vorbehalten, die definitive Vereinigung der italieniſchen Muſik mit der deutſchen zu verwirklichen. Er gehört der einen wie der anderen an; er iſt, um mich eines ſchönen Gleichniſſes von Jean Paul zu bedienen, ein

prächtiger Baum, der in Deutſchland wurzelt, und deſſen reich belaubte Aeſte nach Italien hinüberreichen." — 1842 genoß Meyerbeer die Freude, die „Hugenotten" auch auf der Bühne ſeiner Vaterſtadt Berlin, wo ſie bisher noch nicht Eingang gefunden hatten, mit großem Erfolge zur Aufführung zu bringen; der König von Preußen übertrug ihm, nachdem er vorher nur den Charakter eines k. preußiſchen Hofkapellmeiſters bekleidet hatte, im Juni 1842 den bisher von Spontini innegehabten Rang eines Generalmuſikdirectors mit einem jährlichen ſechsmonatlichen Urlaube, den er in Paris zubringen kann, die andere Hälfte des Jahres aber der muſikaliſchen Leitung der königl. Bühne und der Hofconcerte widmen ſoll. Seines Jugendfreundes K. M. v. Weber unvollendet hinterlaſſene komiſche Oper: „Pinto," hat Meyerbeer zu beendigen unternommen, und ſomit dieſe Reliquie auch für die Bühne gerettet. Seine neuere Oper: „der Prophet," von welcher man ebenfalls große Erwartungen hegt, wird erſt im Herbſt 1843 in Paris zur Aufführung kommen. Seitdem hat er 1842 noch eine andere Oper: „Die Negerin," beendigt, und eine andere: „Vater Joſeph," begonnen. Außer ſeinen Opern hat er auch mehrere geiſtliche Muſiken und eine bedeutende Anzahl deutſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Lieder componirt, die mehr oder minder für ſeinen vielſeitigen Beruf zeugen. An Auszeichnungen konnte es ſeinem Talente nicht fehlen; er iſt Offizier der Ehrenlegion, Ritter mehrerer Orden und Mitglied verſchiedener Akademien. Seine Eitelkeit hat ihn zu manchem Flitter verführt, und wie er durch ſeinen Reichthum zuerſt die Stimme der Pariſer Journaliſtik beſtach, ſo hat er auch durch raffinirte Inſtrumentationen, in denen die muſikaliſchen Gedanken auf den Gipfel des Ausdruckes getrieben ſind, das Ohr oft mehr beſtochen, als befriedigt. Sein Styl iſt ſehr gemiſcht, und über dieſe Fragmente bald ein chriſtlicher, bald ein heidniſcher Geiſt ausgegoſſen, beſonders aber klingen gewiſſe talmudiſtiſche Weiſen oft befremdlich daraus hervor. Dennoch wohnen ſeiner Muſik ein eigener romantiſcher Reiz und eine Fülle bei, welche derſelben einen hohen Rang unter den modernen Tonſchöpfungen anweiſen. Mit einer rühmlichen Ausdauer ſuchte ſein Geiſt nach einem feſten Ziele, ſuchte es zuerſt in der deutſchen, dann in der italieniſchen, und endlich in der franzöſiſchen Schule, und fand ſo nach außen eine Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit, welche die Natur ihm urſprünglich verſagt zu haben ſcheint.

Jeanne d'Arc.

Geboren 1411. Geſtorben 1431.

Schiller hat die hochromantiſche Geſtalt der »Jungfrau von Orleans« zu einem deutſchen Eigenthume gemacht, und je tiefer die Forſchungen dringen, deſto ähnlicher ſcheint das Bild der Geſchichte dem des Dichters werden zu wollen. Nach einem im Jahre 1420 zwiſchen den Königen Karl VI. von Frankreich und Heinrich V. von England geſchloſſenen Vertrage, fiel nach des Erſteren Tode 1422 die Krone Frankreich's an den damals noch im Kindesalter ſtehenden Heinrich VI. von England, für welchen ſein Oheim, der Herzog von Bedford, die Regierung führte. In Frankreich wütheten die Parteien; gegen den rechtmäßigen Kronerben Karl VII. erhoben ſich deſſen eigene Mutter, die ihn verſtoſſen hatte, der Herzog von Burgund und die Engländer. Unter ſolchen Umſtänden hatten die von den Feldherren Grafen von Sommerſet, Warwick, Suffolk, Arundel, Talbot und Falſtolfe angeführten Engländer den größten Theil Frankreichs in ihre Gewalt zu bringen vermocht. Alle Macht daſelbſt aber lag in den Händen Bedford's, der ſich Regent von Frankreich nannte. Ueberdies ſendete England 1428 unter dem Grafen von Salisbury ein ſtarkes Heer nach Frankreich, mit welchem Bedford zur Belagerung von Orleans zu ſchreiten beſchloß. Während Frankreich ſo den inneren und äußeren Feinden zu erliegen ſchien, Karl VII. in ſtumpfer Troſtloſigkeit das Unglück weiter und weiter vordringen ließ, und das bedrängte Orleans ſeinem Falle entgegen ſah, ſchritt plötzlich eine Jungfrau daher, um mit Wunder wirkender Hand Frankreich's ſinkendes Banner wieder zum ungewohnten Siege zu erheben. Es war Jeanne d'Arc, im Dorfe Dom-Remy in der Gegend von Vaucouleurs im Lomgrediſtrict geboren, ein einfaches Landmädchen, bisher nur beſchäftigt, die Heerden ihres Vaters zu hüten, oder Feld und Garten zu pflegen. Sie war ſchön, ſchwärmeriſch und tiefſinnig; und von der Noth ihres Königs, ihres Vaterlandes hörend, vertiefte ſie ſich dergeſtalt in den Gedanken, dieſe Kleinode zu retten, daß ihr zuletzt zur höheren Eingebung zu werden ſchien, was Anfangs nur ein dunkles Gefühl geweſen ſein mochte. An einem Sommertage — ſo erzählen in rührender

Naivetät die Chroniken jener Zeit — es war ein Faſttag, befand ſich, um die Mittagsſtunde, Johanna im Garten ihres Vaters, ganz nahe bei der Kirche. Sie ſah von dieſer Seite einen blendenden Schein, und hörte die Worte: »Johanna, ſei gut und fromm; geh' oft in die Kirche!« Das arme Kind hatte große Furcht. Ein andermal hörte ſie dieſelbe Stimme und ſah wieder den Lichtſchein, aber in demſelben edle Geſtalten, von denen die eine beflügelt war und ein ſehr weiſer Mann ſchien. Er ſagte zu ihr: »Johanna, geh', hilf dem Könige von Frankreich, und du wirſt ihm ſein Reich wieder verſchaffen.« Sie antwortete zitternd: „Meſſire, ich bin nur ein armes Mädchen, ich werde kein Pferd zu beſteigen und auch die bewaffneten Männer nicht zu führen verſtehen.« Die Stimme erwiederte: »Gehe nur zu Herrn von Baudericourt, Hauptmann von Vaucouleurs, und er wird dich zum Könige führen laſſen. Die heilige Katharina und die heilige Margareta werden dir beiſtehen.« Sie ſtand verſtummt und weinte bitterlich, als ob ſie ihr ganzes Schickſal in voraus geſehen hätte; die Leidensgeſchichte ihrer Sendung ging an ihrem geiſtigen Auge vorüber. Doch gehorſam der überirdiſchen Erſcheinung, machte ſie ſich im Februar 1429, kaum 18 Jahre alt, auf den Weg zu Robert von Baudericourt, dem Befehlshaber in Vaucouleurs, der der Sache Karls VII. treu geblieben war, und erzählte ihm, wie der Himmel ſie erwählt habe, Orleans zu befreien, und den König nach Rheims zur Salbung und Krönung zu führen. Anfangs achtete man ihrer nicht, aber ſie ließ nicht nach, und ſo geleitete man ſie endlich, zu Pferde und bewaffnet, zum Könige nach Chinon. Sie ſoll denſelben, obgleich ſie ihn früher nie geſehen, mitten aus ſeinen Höflingen herausgefunden und ihm, da er ſie von mehreren Perſonen prüfen ließ, und alle Proben zu ihrem Vortheile ausſchlugen, in Gegenwart mehrerer Zeugen, Dinge gemeldet haben, die außer ihm Niemand wiſſen konnte. Ueberall, wo man ſich erkundigte, ertönte das Lob des Mädchens, und edle Frauen verbürgten, nach ſtrenger Prüfung, Johannens jungfräuliche Reinheit. Man ſchenkte ihr nunmehr Vertrauen, und gab ihr Rüſtung und Pferd; ſie ſoll ausdrücklich ein vorher von ihr nie geſehenes Schwert verlangt haben, welches ſich in der St. Katharinenkirche zu Fierbois befand, und durch fünf, nahe am Griffe eingegrabene Kreuze kenntlich war. Daulon ward ihr Stallmeiſter; nebſt ihm begleitete ſie der Marſchall von Rays. Der König hatte nach Blois einen für Orleans beſtimmten Transport Lebensmittel bringen laſſen, auch daſelbſt ein Heer von 10,000 Mann zuſammengezogen, welches der Herr von St. Severn befehligte. Johanna ging zur Uebernahme alles deſſen dahin ab,

und ließ dort eine weiße Fahne für ſich fertigen und dieſelbe weihen. Vor Antritt ihres Zuges machte ſie noch einen gütlichen Verſuch bei dem Herzoge von Bedford; dann ließ ſie ihr ganzes Heer beichten, entfernte alle übel berüchtigten Weiber aus dem Lager, und ſchickte einen Vortrab von 400 Mann nach Orleans, um ihre Ankunft für den anderen Tag anzukündigen. Ueberraſcht von dem Ungewöhnlichen der Erſcheinung, erwarteten die Engländer nicht ohne Unruhe den Ausgang der Dinge. Glücklich führte die Jungfrau den Belagerten den Transport zu, ſendete das Heer ſogleich wieder zurück, zog am 29. April 1429 in Orleans ein, und unternahm ſodann die ſiegreichſten Ausfälle. Aller Muth hatte die Engländer verlaſſen, während ein höherer Geiſt das franzöſiſche Heer belebte. Johanna wurde zwar am 6. und 7. Mai ſtark verwundet; dennoch brachte ſie am folgenden Tage durch ihren Muth den Engländern eine gänzliche Niederlage bei. Suffolk mußte die Belagerung von Orleans aufheben, und ſich mit ſeinem Heere nach Jargenau zurückziehen. Die Jungfrau lebte äußerſt gottesfürchtig und mäßig; oft beſtand ihre Nahrung den ganzen Tag nur in einigem, mit Waſſer vermiſchten Weine, in welchen etwas Brod geweicht wurde. Vor einem jedesmaligen Auszuge pflegte ſie die Meſſe zu hören, zu beichten und das heilige Abendmahl zu empfangen. Nachdem ſie die Feſtungswerke von Orleans hatte ſchleifen laſſen, begab ſie ſich zum Könige nach Tours, und bat ihn inſtändig, nach Rheims aufzubrechen. Vom Herzoge von Alençon begleitet, zog ſie vor Jargenau, um dieſen Ort zu entſetzen, wäre, da ſie ſich jeder Gefahr preisgab, beinahe von einem Steinwurfe der Belagerten getödtet worden, erholte ſich aber bald wieder und nahm die Stadt mit Sturm. Suffolk und ſein Bruder wurden ihre Gefangenen. Nachdem ſie ihr Heer bis auf 12,000 Mann verſtärkt hatte, ſchlug ſie am 18. Juni die Engländer in dem Treffen bei dem Dorfe Patay, nahm die feindlichen Feldherren Talbot und Scales gefangen, und nöthigte Falſtolfe zur Flucht. Im königlichen Rathe beſchloß man die Fortſetzung der Eroberungen; dagegen drang Johanna darauf, daß der König bei dem Heere erſcheine, mit welchem ſie den Zug nach Rheims auf dem Wege nach Auxerre antrat. Am 20. Juni 1429 ſtieß der König mit ſeiner Armee zu dem wieder geſchwächten Heere Johannens. Beinahe alle Städte und Flecken bis nach Rheims waren in den Händen der Engländer, doch alle dieſe Orte erlagen dem unbezwinglichen Muthe der Jungfrau. Am 7. Juli hielt ſie mit Karl VII. unter dem begeiſterten Zurufe des Heeres ihren Einzug in Rheims, und ſtand während der Krönung (17. Juli) in voller Rüſtung, die Siegesfahne haltend, in der Würde des Reichsconnetable,

neben dem Könige. Nach beendigter Ceremonie empfahl ſie ihn dem Schutze der Vorſehung und wollte, nachdem nun ihre Sendung erfüllt ſei, in ihre ländliche Stille zurückkehren. Aber der König, überzeugt, daß der Muth des Heeres auf ihrer Gegenwart beruhe, wollte ſie nicht entlaſſen; auf ſeinen Wunſch durfte ſie nicht ganz vom Kriegsſchauplatze abtreten, nahm jedoch hinfort eine mehr untergeordnete Stellung ein. Auch ſchien, nachdem ſie jene erſte Beſtimmung erfüllt, ihre frühere Unbeſiegbarkeit von ihr gewichen. Alle ihr gemachten Liebesanträge wies ſie ſtandhaft zurück, duldete im Lager, ſobald die Nacht einbrach, außer ihren Brüdern keine Männer um ſich, und nahm, wenn ſie in eine Stadt kam, ihre Wohnung bei tugendhaften Frauen. Im September 1429 nahm ſie thätigen Antheil an der Belagerung von Paris, und wurde abermals verwundet; die Franzoſen mußten die Belagerung aufgeben. Bald darauf erhob der König ſie und ihre Familie in den Adelſtand mit beſonderen Vorrechten; ſie führte, nach dem Adelsbriefe, fortan den Namen Day, ſpäter dy Lys (von den Lilien); ihr Wapenſchild enthielt zwei goldene Lilien in blauem Felde und ein aufgerichtetes Schwert mit goldenem Griffe, eine Krone auf der Spitze desſelben. Kein anderes Geſchenk nahm ſie vom Könige an. Sie wohnte 1430 dem Treffen von Lagny bei, in welchem die Franzoſen ſiegten. Als gleichwohl die Engländer von Neuem vordrangen und Compiegne belagerten, warf ſich Johanna in dieſe Stadt. Aber bei einem Ausfalle wurde ſie abgeſchnitten und am 25. Mai 1430 von dem burgundiſchen Ritter, Lionel de Vendome, gefangen genommen. Da ſie hörte, daß ſie ihren Erzfeinden, den Engländern, verkauft worden ſei, that ſie zu Boutevoir, aus dem Thurme, wo man ſie gefangen hielt, einen ſo gefährlichen Sprung, daß ſie nicht weiter kommen konnte. Am 3. Januar 1431 wurde ihr zu Rouen von ihren eigenen Landsleuten — denn der Cardinal von Wincheſter war der einzige Engländer unter ihren Richtern — der Prozeß gemacht. Der Biſchof von Beauvois, in deſſen Diöceſe ſie gefangen worden war, verlangte ſie vor ſein Gericht gezogen und klagte ſie der Zauberei, Ruchloſigkeit, Abgötterei und Hexerei an; die Univerſität zu Paris beſtätigte ſeinen Spruch, und der ſchwache Karl VII., von ſeinen, auf den Ruhm der Heldenjungfrau eiferſüchtigen Höflingen gegängelt, that wenig, um ſie zu retten. Umſonſt berief ſie ſich auf den Papſt und das Concilium; man verurtheilte ſie zum Feuertode. Als man ſie am 24. Mai 1431 zum Scheiterhaufen führte, brach ihr Muth; ſie unterwarf ſich der Kirche, und man milderte das Todesurtheil auf lebenslängliches Gefängniß. Aber bald fochten ihre Feinde ſie als Rückfällige an, das erſte Ur-

theil wurde erneuert, und die Jungfrau am 30. Mai 1431 auf dem Marktplatze zu Rouen bei langſamem Feuer verbrannt. Papſt Calixtus III. ließ 1456 den Ausſpruch gegen Johanna vernichten und rechtfertigte ihr Andenken. Viele Denkmale wurden der ſchnöde hingeopferten Märtyrin Frankreich's errichtet, ein marmornes 1820 in ihrem Geburtsorte, Dom Remy. — Neuerlich hat man (namentlich in einer Schrift: „Memoirs of Johanna d'Arc etc.") aus vielen Urkunden durch hiſtoriſche Gründe wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß Johanna nicht auf dem Scheiterhaufen geſtorben, ſondern den Engländern unterſchlagen worden ſei, und ſpäterhin mit einem lothringiſchen Edelmanne, Robert des Harnoiſes, ſich vermält habe. —

Chriſtina,

Königin von Schweden.

Geboren 1626. Geſtorben 1689.

Der Schlachtenlärm um Lützen verhallte, eine Königsleiche zog man unter den Leichenwällen hervor, es war die des großen Schwedenfürſten Guſtav Adolf. Schnell ereilte die Schreckensbotſchaft ſeine Witwe, die hochgebildete Maria Eleonora von Brandenburg, und ſein einziges, kaum ſechsjähriges Kind, Chriſtinen. Er hatte dieſe, weil die Reichszügel dereinſt in ihre Hand fallen ſollten, männlich erziehen laſſen; keiner Wiſſenſchaft blieb ſie fremd. Die Stände hatten dem Könige, als er nach Deutſchland aufbrach, das feierliche Verſprechen geleiſtet, ſeiner Tochter, wenn er nicht wiederkehren ſollte, zu huldigen, und ſo wurde Chriſtine 1633 allgemein als Königin anerkannt und bis zu ihrer Volljährigkeit unter die Vormundſchaft des weiſen Oxenſtjerna und vier anderer Reichsräthe geſtellt. Anfangs überließ man die Erziehung Chriſtinens ihrer Mutter, bis deren ſchwermüthige Stimmung eine andere Wahl nöthig machte. Chriſtine entfaltete bewundernswürdige Talente; mit außerordentlicher Leichtigkeit ſchritt ſie in alten und neuen Sprachen, in Geſchichte, Geographie, Politik und anderen Wiſſenſchaften vor. Aber frühzeitig verrieth ſich auch, durch den Mangel der

mütterlichen Erziehung genährt, ihr Hang zu Sonderbarkeiten, zu Eigenſinn und Uebermuth. Weſen und Formen der Weiblichkeit wurden von ihr verſchmäht; ſie trug am liebſten männliche Kleidung, und verläugnete auch durch ihre Vorliebe für Jagen, Reiten und körperliche Beſchwerden ihr Geſchlecht. Der Etiquette unterwarf ſie ſich nur mit Widerwillen, und ihr Benehmen wechſelte zwiſchen vertraulicher Zuvorkommenheit und abſtoßendem oder verhöhnendem Hochmuthe, jenachdem ihre Laune es eingab. Doch bewirkte ihre frühe Verſtandesreife, daß die Reichsſtände ihr ſchon 1642 die ſelbſtſtändige Regierung antrugen; ſie lehnte dies ab und übernahm erſt mit Eintritt ihrer Volljährigkeit (8. Dezember 1644) die Zügel des Reiches, zu einer Zeit, wo Schweden, in mehrere bedenkliche Kriege verwickelt, mehr als jemals einer kräftig lenkenden Hand bedurfte. Von Oxenſtjerna's Rathe unterſtützt, doch ohne ſich von demſelben unbedingt leiten zu laſſen, zeigte ſie einen ſo ſicheren Takt, ſolche Umſicht in den Regierungsgeſchäften, und verſtand zugleich den Ehrgeiz der Großen ſo gut zu zügeln, daß man den männlichen Geiſt, der auf ihrem Throne waltete, bewundern mußte. Mit berechnender Klugheit ſchloß ſie mit Dänemark am 13. Auguſt 1645 den vortheilhaften Frieden zu Brömſebroe, wodurch ſie eines, wenn nicht gefährlichen, doch hemmenden Feindes ſich erledigte und nun den Krieg in Deutſchland mit um ſo größerem Nachdrucke fortſetzen konnte. Doch auch dieſen ſtrebte ſie, aus Neigung zu den Wiſſenſchaften und den Künſten des Friedens, zu beendigen, und ſo trat ſie, gegen Oxenſtjerna's Anſicht, welcher noch größere Vortheile für Schweden zu erringen hoffte, durch den Frieden zu Münſter und Osnabrück 1648, ſiegreich und rühmlich von dem anſtrengenden Kampfe zurück. Frankreich, Spanien, England und Holland bewarben ſich um ihre Allianz; ſie beförderte den Handel, Künſte und Wiſſenſchaften, nnd war von der Nation geliebt. Allgemein war der Wunſch, daß ſie ſich vermälen möchte. Aber Chriſtine haßte die Feſſeln des Eheſtandes, obgleich dieſe Abneigung die Liebe zu geiſtreichen Männern nicht ausſchloß, wie denn der Graf de la Gardie, Pimentelli, der ſpaniſche Geſandte, der Graf Tott, im Beſitze ihrer Gunſt waren. Ihr Vetter, der liebenswürdige Prinz Karl Guſtav von Pfalz-Zweibrücken, warb um ihre Hand. Sie lehnte ſeinen Antrag ab, ließ ihn aber 1649 durch die Reichsſtände zu ihrem Nachfolger erklären. Künſte und Wiſſenſchaften erfreuten ſich fortwährend ihrer Unterſtützung; ſie ſchaffte Gemälde, Manuſcripte und ſeltene Bücher an, und zog ausgezeichnete Männer, wie Carteſius, Meibom, Beyle, Böcler, Hugo Grotius, Descartes u. A. in ihre Umgebung, mit denen

ſie geiſtigen Austauſch unterhielt. Allmälig aber verdrängten dieſe Zerſtreuungen den Ernſt für die Regierungsangelegenheiten; Günſtlinge bemächtigten ſich ihres Willens, und manche Fehler oder Ungerechtigkeiten waren die Folge davon. Sie nahm Unzufriedenheit mit ihrer Handlungsweiſe wahr, und ſtürmiſch in ihren Entſchlüſſen, erklärte ſie, die Regierung niederlegen zu wollen. Es gelang den Vorſtellungen ihrer wohlmeinenden Miniſter, namentlich Oxenſtjerna's, ſie von dieſem Vorſatze abzubringen, und mit erneuter Kraft ergriff ſie die Zügel des Staates. Doch bald wurden neue Verwirrungen in der Verwaltung erſichtlich; und Meſſenius Verſchwörung hatte ſowohl die Lieblinge der Königin, als auch Letztere ſelbſt bedroht. Ihr Günſtling, Pimentelli, entfremdete ſie immer mehr der Liebe zu dem Einheimiſchen, er verſetzte ihr Gemüth in eine ſchwärmeriſche Stimmung, und ſie beſchloß, ihren Glauben zu ändern. Zugleich nahm ſie auch ihren früheren Vorſatz wieder auf, der Krone zu entſagen. Vergeblich bekämpften die Reichsſtände und Pimentelli dieſen Entſchluß; am 1. Juni 1654 legte ſie auf dem Reichstage zu Upſala die Regierung in die Hände ihres Vetters Karl Guſtav nieder, behielt ſich jedoch, außer einem feſten Einkommen und völliger Unabhängigkeit ihrer Perſon, die höchſte Gewalt über alle zu ihrem Hauſe Gehörige vor. Sie verließ Schweden, trat in Brüſſel insgeheim zur katholiſchen Kirche über, und wiederholte dieſen Schritt feierlich und öffentlich, erſt in Innsbruck, dann in Rom. 1656 kam ſie nach Frankreich, wo ſie durch ihre Tracht und ihre Lebensweiſe manches ungünſtige Urtheil erfuhr, obſchon man ihrem Geiſte und ihren Kenntniſſen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Aber ſie brachte Alles gegen ſich auf, als ſie zu Fontainebleau durch ihre Diener, ihren bisherigen Günſtling, den Stallmeiſter Monaldeschi, der ſich unvorſichtige Aeußerungen über ſein Verhältniß zur Königin erlaubt hatte, umbringen ließ. Wegen dieſer gewaltthätigen Handlung bezeigte ihr der franzöſiſche Hof ſein Mißfallen, und zwei Monate vergingen, ehe Chriſtine wieder öffentlich in Paris erſcheinen konnte. 1658 wendete ſie ſich abermals nach Rom, wo der Papſt, da ihre Gelder aus Schweden ausblieben, ihr eine Penſion von 12,000 Scudi ausſetzte. Nach dem Tode Karl Guſtav's 1660 begab ſie ſich nach Schweden, und zeigte Abſichten auf Wiedererlangung des Thrones; aber ſie fand keinen Anklang, mußte vielmehr eine förmliche Entſagungsurkunde unterſchreiben; ja bei ihrer zweiten Reiſe nach Schweden 1666 beabſichtigte man ſogar, ihr die öffentliche Ausübung ihrer Religion zu unterſagen. Erfolglos bewarb ſie ſich, nach Johann Kaſimir's Thronentſagung, um die polniſche Krone, und brachte dann ihre übrigen Tage in

Rom zu, wo ſie einzig den Künſten und Wiſſenſchaften gewidmet, von mancher ſchmerzlichen Erfahrung gebeugt, den 19. April 1689 gealtert und lebensmüde ſtarb. In der Peterskirche wurde ſie beigeſetzt, und auf päpſtliche Veranſtaltung ihr ein Denkmal geſetzt. Mehrere kleine Werke, die ſie hinterlaſſen, geben ein treues Bild ihres Weſens und ihrer Denkweiſe. Immer bleibt ſie ein merkwürdiges Problem, und iſt daher bald überſchätzt, bald zu hart verurtheilt worden. Dieſer verirrte Genius mit ſeinen Wahrheiten und Widerſprüchen, dieſer hermaphroditiſche Charakter, der vom Weibe nur das Unkräftige, nicht das Milde, vom Manne nur das Harte, nicht das Entſchiedene entlehnt zu haben ſchien, und doch in großartigen Gaben oft wiederum die Vorzüge beider Geſchlechter vereinigte, wird nie ganz klar werden, und kann den Pſychologen nur verwirren, nicht belehren.

Lyndhurſt.

Geboren 1772.

John Singleton Copley, Baron Lyndhurſt, mit Auszeichnung genannt unter den neueren kritiſchen Staatsmännern, iſt der Sohn des vortheilhaft bekannten Geſchichts- und Porträtmalers J. S. Copley, und den 21. Mai 1772 zu Boſton in Nordamerika geboren. Drei Jahre alt, kam er nach England, beſuchte mit beſtem Erfolge die Univerſität Cambridge, trat in London als Sachwalter auf, in welcher Eigenſchaft er bald große Berühmtheit erwarb, und wurde 1816 von der Stadt Yarmouth in das Haus der Gemeinen gewählt. Als eifriger Wortführer der Volkspartei, übernahm er die Vertheidigung der, in jene berüchtigte Verſchwörung verſtrickten Radicalen Wathon und Thiſtlewood, wodurch ſein Ruf ſich noch ſteigerte. Seinem Ehrgeize ſchmeichelnd, wußten die Tories ihn allmälig auf ihre Seite zu ziehen; er wurde 1819 zum Solicitor general oder Generalprocurator der Krone ernannt, benahm ſich jedoch in dem Prozeſſe gegen die Königin Karoline mit großer Vorſicht und Mäßigung, ſo daß ihn die Gegner derſelben mit Vorwürfen verfolgten. 1824 wurde er zum Generalanwalt, und zwei Jahre ſpäter zum Archivar des Kanzleihofes befördert, welche Stelle in dieſem Gerichtshofe

die zweite nach jener des Lordkanzlers iſt und ihren Inhabern gewöhnlich die Ausſicht auf dieſe höchſte Würde des Reiches eröffnet. Von ſeinen früheren liberalen Grundſätzen hatte er ſich inzwiſchen ſo weit entfernt, daß er im Parlamente, wo er ſeit 1826 die Univerſität Cambridge vertrat, faſt immer mit den Ultratories ſtimmte und ſelbſt gegen die, von ſeinem Freunde Canning bevorwortete Emancipation der Katholiken ſprach. Als aber Canning 1827 Premierminiſter ward, milderte Copley ſeinen Torysmus und trat zu den gemäßigten Anſichten jenes Staatsmannes über, wofür er das Ziel ſeiner Wünſche erſtieg, zum Lordkanzler und, unter dem Namen: Baron Lyndhurſt, zum Pair von England erhoben wurde. Nach Canning's Tode wußte er wiederum auch mit deſſen heftigſten Gegnern ſich zu verſtändigen, ſo daß er auch unter dem Herzoge von Wellington die Stelle des Lordkanzlers behielt. Als aber 1830 das Torykabinet ſich auflöſete, und die Whig's an das Ruder kamen, mußte Lyndhurſt ſeinen Platz an Brougham abtreten, und bekämpfte in den Reihen der Oppoſition die Grey'ſche Bill mit ausdauernder Heftigkeit. Mit den Tories rang er ſich 1834 wiederum zur Verwaltung empor, und bekleidete abermals das Amt eines Lordkanzlers. Aber kurz darauf wurden die Tories durch den Widerſtand des Hauſes der Gemeinen gezwungen, von der Gewalt abzutreten und dieſelbe auf's Neue den Whig's zu überlaſſen. Obgleich dadurch ſammt ſeinem Anhange von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten verdrängt, behielt er doch als einer der vornehmſten Wortführer der Tories einen ſehr bedeutenden Einfluß, und trat, als das Haupt der hochkirchlichen Adelspartei, im Hauſe der Lords bei verſchiedenen Anläſſen der Regierung mit Erfolg entgegen. Mit vieler Hartnäckigkeit lehnte er ſich gegen die Zugeſtändniſſe auf, welche die Whig's den iriſchen Katholiken zu machen beabſichtigten, brachte aber durch die Aeußerung, daß die Iren Fremde in Blut, Sprache und Religion wären, ganz Irland gegen ſich auf, und machte ſich zur Zielſcheibe der leidenſchaftlichſten Anklagen und Vorwürfe der dortigen Volksredner. Die neueſte Erhebung der Tories zur Staatsverwaltung 1841 gab ihm, der mit dieſer Partei ſchon ſo oft geſtiegen und gefallen, abermals ſeine, wiederholtermaßen verlorene und wiedergewonnene Würde als Lordkanzler zurück.

Londonderry.

Geboren 1769. Geſtorben 1822.

Heinrich Robert Stewart, Lord Caſtlereagh, Marquis Londonderry, einer der denkwürdigſten engliſchen Staatsmänner, der in verhängnißvoller Zeit einen mächtigen Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's übte, ſtammte aus der, den Stuarts verwandten ſchottiſchen Familie Stewart und war den 18. Juni 1769 zu Mount Stewart in Irland geboren. Schon während ſeiner Studienzeit entwickelte er ſeltene Anlagen, wozu körperliche Vorzüge und ein einnehmendes Betragen ſich geſellten, und nahm für ſeine politiſche Laufbahn ſich Pitt zum Vorbilde. 1797 trat er in Staatsdienſte, und wurde wegen ſeiner Brauchbarkeit von Lord Camden, dem Vicekönige von Irland, ſpäter zum Staatsſecretär dieſes Königreichs ernannt, ein Amt, welches bei der zu jener Zeit in Irland herrſchenden Aufregung, Entſchiedenheit und Takt erforderte. Anfangs trat er den Umtrieben zur Losreißung Irlands von England zwar kraftvoll, doch mehr ruhig und verſöhnend entgegen. Als aber die Regierung ſich zu durchgreifenderen Maßregeln genöthigt ſah, bot er ihr dabei thätig die Hand und hatte weſentlichen Antheil an den Erfolgen der angewendeten Strenge. Seine am 5. Februar 1800 im Sinne des Pitt'ſchen Unionsplanes gehaltene Rede, erweckte ihm zwar im Irland vielſeitige Abneigung, öffnete ihm aber dafür den Eintritt in das britiſche Parlament. Er erhielt das Miniſterium des Krieges, und behauptete ſich in dieſem Amte bis zu Pitt's Tode 1806. Dann ſchloß er ſich nebſt Canning der Oppoſition an, bekämpfte das friedliche Syſtem des Miniſteriums, beſonders aber Windham's Kriegsverwaltung, und wurde durch Perceval wieder mit dem Kriegsdepartement betheiligt, während Canning das der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Seitdem ſetzte Caſtlereagh in Verbindung mit Sir Arthur Wellesley (Herzog von Wellington) mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit die kühnſten und wirkſamſten kriegeriſchen Maßregeln gegen Napoleon durch, bis der gemeinſame Feind den vereinten Anſtrengungen Europa's erlag.

RICHARD
LÖWENHERZ

HEINRICH VIII

1491 1547

BUFFON

CUVIER

1769 1832

PONIATOWSKI

1763 1813

HOHENLOHE

1765 1829

Wegen der von ihm entworfenen, verunglückten Expedition auf Walchern, gerieth er 1809 mit Canning in so ernsthaften Streit, daß man vom Wortwechsel zum Kugelwechsel schritt, in dessen Folge Beide ihre Stellen niederlegen mußten. Doch trat Castlereagh noch im nämlichen Jahre als Minister der auswärtigen Angelegenheiten wieder in die Verwaltung ein, wohnte dem Congresse zu Chatillon bei, schloß den Vertrag von Chaumont ab, und widersprach jenem von Fontainebleau, weil Napoleon darin Kaiser genannt wurde. Europa's Sicherheit knüpfte er an die Wiedereinsetzung der Bourbons; auch hatte man, nach seiner Meinung, Frankreich 1815 noch zu mächtig gelassen. Wie 1814 in Paris, so trug auch auf dem Congresse zu Wien, und wiederum 1815 in Paris, sein festes, und doch gemäßigtes Benehmen viel zur Aufrichtung des gegenwärtigen Staatensystems bei; dagegen trug er auf dem Congresse zu Aachen 1818 seine Abneigung wider Frankreich offener zur Schau. In Laibach erschien er nicht persönlich; aber sein damals an die britischen Gesandtschaften erlassenes Circularschreiben vom 19. Januar 1821 ist als ein wichtiges Actenstück in der Geschichte des Interventionsrechts zu betrachten. Seine starre Politik, die in den Zeiten des Kampfes ihr Gutes gehabt hatte, stand, nachdem die Verhältnisse Europa's sich friedlicher gestaltet hatten und die Hauptgefahr beseitigt war, doppelt hart und abstoßend da. Das Volk, das er nie beachtete, haßte ihn; im Parlamente stieß er auf erbitterten Widerstand, und die Wuth der britischen Radicalen erfüllte ihn mit steter Furcht vor Volksbewegungen. Diese fortwährende Unruhe rieb seine Kräfte auf. Die spanische Angelegenheit, welche auf einem Congresse zu Wien und Verona geordnet werden sollte, der griechische Freiheitskampf, welcher Englands Stellung zwischen Rußland und der Pforte wiederum erschwerte, die fortdauernde Bewegung in Irland, dies Alles versetzte den von Arbeit niedergedrückten, durch den Parlamentskampf erschöpften Castlereagh in einen so krankhaften und gequälten Gemüthszustand, daß selbst sein Bewußtseyn dabei litt. In einem Augenblicke der höchsten Seelenangst, legte er am 12. August 1822 auf seinem Landsitze North-Cray bei London Hand an sich selbst, indem er sich die Pulsader des Halses mit einem Federmesser durchschnitt, und sank mit den Worten: »Alles ist aus!« dem eben eintretenden Arzte todt in die Arme. Der Pöbel, besonders der irische, jauchzte bei seiner Todesnachricht; die Blätter der Opposition beschimpften sein Andenken; ein Epigramm scherzte, er habe sich aus Theilungssucht die Kehle abgeschnitten, und Lord Byron sprach poetisch sein Anathema über den Mann aus, dem es nicht an großen Gaben

und edlen Eigenſchaften gebrach, der aber ſich in ein feindſeliges Verhältniß zur Zeit geſtellt hatte, ohne die Kraft zu beſitzen, den begonnenen Kampf zu Ende zu fechten.

Richard I. Löwenherz,

König von England.

Geboren 1157. Geſtorben 1199.

Wenn Rieſenſtärke, Gewandtheit und tollkühne Tapferkeit allein den ächten Ritter ausmachen, dann war Richard allerdings der erſte Ritter ſeiner Zeit. Zwar zählt ſein Leben manchen milden und ſchönen Moment, aber nur als lichten Zwiſchenraum, hinter welchem ſofort wieder jene Wildheit, jener blutſchnaubende Inſtinkt hervorbricht, den der zweideutige Ehrenname »Löwenherz« verhängnißvoll ausſpricht. Als Jüngling empörte er ſich gegen ſeinen Vater, den König Heinrich II. Sterbend fluchte dieſer ſeinen undankbaren Söhnen, und als Richard vor die Leiche des Vaters trat, begann dieſe zu bluten, als ſtehe der Mörder vor ihr. Wild im Laſter, wie in der Tugend, ſchrie Richard vor Reue laut auf, und gelobte einen Kreuzzug zur Sühnung ſeines Verbrechens. Kaum hatte er (3. Juli 1189) den Thron beſtiegen, als er, nachdem er ſich ſchon früher mit dem Könige Philipp II. zu dem beabſichtigten Kreuzzuge verbündet, mit allem ihm eigenen Ungeſtüm ſeine Maßregeln dazu traf. Durch drückende Steuern und Verſchleuderung aller Kronrechte verſchaffte er ſich Geld, und er ſprach unverholen ſein Bedauern aus, daß ſich kein Käufer finde, dem er London verkaufen könnte. Er ſetzte eine Regentſchaft ein, ſchloß ein Bündniß mit dem Könige von Schottland, und ging dann zu Philipp nach Vezelai in Frankreich. Bis Lyon marſchirten beide Könige zuſammen, dann trennten ſie ſich, und Richard ging nach Marſeille, wo er aber die engliſche Flotte nicht fand. Seine Ungeduld trieb ihn haſtig weiter; er nahm eine geringe Anzahl Fahrzeuge, ſchiffte ſich mit einem Theile ſeiner Truppen ein und landete bei Meſſina. Hier befreite er ſeine Schweſter Mathilde aus der Gefangenſchaft des Königs

Tancred von Sicilien; dann ging die Fahrt nach Cypern, welche Inſel er eroberte und den König derſelben, Iſaak Komnenus, in ſilberne Feſſeln ſchlug. Im Jahre 1191 kamen die Kreuzfahrer vor Ptolomais, dem heutigen Akre, an, und ſchritten zur Belagerung des Platzes. Richard entwickelte dabei große Thätigkeit; dennoch vereitelte ſein Uebermuth, womit er Alle beleidigte, die Früchte des mächtigen Zuges und ſeine eigenen ritterlichen Thaten. Er hatte auf ſolche Weiſe das ganze Kreuzheer und alle paläſtiniſchen Franken gegen ſich empört. Endlich fiel Ptolomais nach hartnäckiger Vertheidigung in die Hände der Belagerer. Richard und Herzog Leopold von Oeſterreich waren die Sieger dieſes Tages. Des Letzteren weißer Waffenrock war dergeſtalt mit dem Blute der Saracenen beſpritzt, daß nur der Theil, den das Wehrgehänge bedeckte, weiß geblieben war; — der romantiſche Urſprung des öſterreichiſchen Wapenſchildes mit dem weißen Querbalken im blutrothen Felde. Als die Chriſten in die eroberte Stadt einzogen, pflanzten Richard und Philipp allein ihre Fahnen auf, und theilten ausſchließend unter ſich die Stadt, die Beute und die Gefangenen. Leopold, darüber mit Recht empfindlich, ließ durch ſeine Knappen auch für ſich eine Wohnung in Beſchlag nehmen und auf einem Thurme ſein Banner aufpflanzen. Richard's Leute wollten dies verhindern; er ſelbſt miſchte ſich in den Streit, mit der beleidigenden Frage: unter weſſen Vollmacht und Hoheit das Banner von Oeſterreich hier wehe, und wie Leopold, ein bloßer Herzog, es wagen dürfe, ſich Königen gleichzuſtellen? Er that ſodann, was er ſchon zu Meſſina mit der franzöſiſchen Fahne verſucht hatte, ließ Oeſterreich's Banner abreißen und in den Staub treten. Leopold, mit Grimm und Schmerz in der Seele, konnte dennoch keine augenblickliche Entgeltung ſuchen, denn aller blutige Hader zwiſchen den Kreuzfahrern war von der Kirche mit ihrem großen Banne verpönt und mit der weltlichen Acht belegt. Alle, ſelbſt die engliſchen Barone, drohten den König Richard zu verlaſſen, wenn nicht, kraft der Capitulation, einem Jeden ſein gebührender Antheil an der Beute zuerkannt würde. Bei Ascalon überhäufte er den Herzog Leopold mit neuen Beleidigungen; doch auch die anderen Fürſten erbitterte er gegen ſich; dem Herzoge von Burgund verweigerte er den rückſtändigen Sold; den Markgrafen Konrad von Montferat und Tyrus hatte er geächtet und, wie man ihn (jedoch wahrſcheinlich ohne Grund) allgemein beſchuldigte, durch die Aſſaſſinen umbringen laſſen. So ſtand er zuletzt auch billig allein im heiligen Lande, und mußte Frieden ſuchen bei dem an Hochſinn und Worttreue ihm überlegenen Feinde, dem Ungläubigen Salaheddin. Drin-

gend nöthig ward es, daß er nach England zurückkehre, deſſen Krone ſein Bruder Johann an ſich zu reißen ſuchte, und das durch König Philipp von Frankreich ſchwer bedroht wurde. Aber Richard war als Reichsfeind erklärt wegen ſeiner Verſtändniſſe mit dem ſiciliſchen Tancred, mit Heinrich dem Löwen und deſſen Freunden. Alle Reichsfürſten hatten des Kaiſers Befehl, ihn aufzugreifen, wo er ſich betreten ließe. So weit hatte er es gebracht, daß er durch kein chriſtliches Land offen in ſein Königreich zurückzukehren wagen durfte, ſondern nur hoffen konnte, ſich durchzubetteln oder durchzuſchleichen. Er ſegelte den 9. October 1192 aus Syrien ab, kam in's adriatiſche Meer, landete zuerſt auf Korfu, dann zwiſchen Raguſa und Zara, ſteuerte hierauf wieder nach der anderen Seite und landete zwiſchen Venedig und Aquileja. Mehrere ſeines Gefolges fielen in die Hände des Grafen von Görz und des Vicedoms zu Frieſach. Er ſelbſt, mit dem treuen William Stagny, einem der deutſchen Sprache kundigen Knaben, vor ſich auf dem Roſſe, gelangte glücklich über die Landmarken von Kärnten und Steier, irrte unerkannt, doch auch der Gegend unkundig, durch Berg und Thal, raſtlos die Donau ſuchend, um über dieſelbe nach Böhmen zu kommen und von dort nach Braunſchweig zu ſeiner Schweſter Mathilde, der Gemalin des gebeugten, doch noch immer gefürchteten Heinrich des Löwen. Er erreichte die Donau und Wien, den Sitz des Herzogs, den er ſo ſchwer verletzt hatte; aber in dem Dörfchen Erdberg wurde er — wahrſcheinlich an dem fremden Gelde, womit er den Knaben ausgeſchickt hatte, um Lebensmittel einzukaufen — erkannt und am 21. December 1192 gefangen genommen. Der Herzog Leopold empfing ihn ehrenvoll, brachte ihn aber in feſten Gewahrſam. Er übergab ihn der Obhut des tapferen Hadmar von Kuenring. Der führte den Gefangenen auf ſein Felſenſchloß Dürrenſtein an der Donau. Der Kaiſer forderte von Leopold den gefangenen König für ſich, weil er das Löſegeld ſich nicht entgehen laſſen wollte, und erhielt ihn endlich, kraft einer am 14. Februar 1193 mit Leopold geſchloſſenen Convention, ausgeliefert. Er bewahrte ihn auf der Burg der Reichskleinodien, zu Trifels. Hier machte der königliche Gefangene ſeinem Unmuthe durch Spott- und Liebeslieder Luft, die er auf dem Walle zur Harfe ſang, oder beluſtigte ſich an ſeinen Wächtern, indem er bald durch ſeine Rieſenſtärke ſie erſchreckte, bald ſie trunken machte, einſchläferte und ſich dann verbarg, daß ſie, wiedererwachend, ihn angſtvoll ſuchen mußten und meinten, er ſei mittels Zauberkünſten durch die Lüfte entflohen. Eines Tages antwortete ſeinem Geſange aus dem Thal herauf eine bekannte Stimme. Es war die ſeines Muſikmeiſters, des treuen Blon-

del, der nach langem Irren den König gefunden, und dem es gelang, bei dem Burgvogt Dienſte zu erhalten und den König zu ſprechen, worauf er nach England zurückfloh, um das ganze Land für Richard's Befreiung in Bewegung zu ſetzen. Richard's Bruder, Johann, ſuchte vergebens des Erſteren Rückkehr zu hintertreiben; aber ſeine Mutter, die achtzigjährige berüchtigte Eleonore von Guyenne, ließ kein Mittel unverſucht, das große Löſegeld zuſammenzubringen. Richard wurde freigekauft und landete am 13. Mai 1194 zu Sandwich, zur großen Freude ſeiner Unterthanen. Johann hatte mittlerweile Alles gethan, den Thron für ſich zu behalten, hatte falſche Gerüchte von Richard's Tod verbreitet, den König von Schottland, wiewohl vergebens, in ſein Intereſſe zu ziehen verſucht, und eine große Partei erworben. Richard bemächtigte ſich der Schlöſſer der Anhänger ſeines Bruders, erneuerte die Verbindungen mit Schottland, und bereitete ſich zum Kriege gegen Frankreich. Philipp eröffnete 1195 die Feindſeligkeiten durch die Belagerung von Verneuil. Auf die Nachricht davon ſchiffte ſich Richard ein und kam noch zur rechten Zeit, um den Ort zu entſetzen. Fünf Jahre währte der Krieg, obſchon durch häufige Waffenſtillſtände unterbrochen, die von beiden Seiten ſchlecht gehalten wurden. Bei Giſors erkämpfte Richard am 30. September 1198 einen glänzenden Sieg über die Franzoſen, worauf 1199 ein fünfjähriger Waffenſtillſtand die Feindſeligkeiten endigte. Richard's Gegenwart in England war nöthig; doch es ſollte anders kommen. Ein Edelmann in Limoſin, zum Herzogthume Guyenne gehörig, weigerte ſich der Herausgabe eines auf ſeinen Beſitzungen gefundenen Schatzes, den Richard als Landesherr in Anſpruch nahm, und fand Zuflucht bei dem Vicomte von Limoges auf dem Schloſſe Chaluz. Als Richard auf Recognoscirung ſich dieſem Orte näherte, traf ein Pfeil ihn am Halſe. Die an ſich ungefährliche Wunde ward durch die Ungeſchicklichkeit des Arztes tödtlich, der Krebs kam hinzu, und am 11. Tage ſtarb der König, nachdem er ein Teſtament niedergelegt und ſeinen Bruder Johann zum Erben eingeſetzt hatte. — Richard war von kräftigem Wuchſe, hatte blaue, feurige Augen und halbblonde, in's Röthliche ſpielende Haare. Seine kühnen Thaten und abenteuerlichen Schickſale haben den Sängern ſeiner und ſpäterer Zeit reichlichen Stoff geliefert; ſeine überwältigende Tapferkeit wurde von Freunden und Feinden anerkannt. Mit den Worten: »Richard kommt!« ſchreckten die ſaraceniſchen Weiber noch lange ihre Kinder, und ſcheuen Roſſen pflegten die Reiter zuzuherrſchen: »Was habt ihr? Sahet ihr etwa Richard?«

Heinrich VIII.,

König von England.

Geboren 1491. Geſtorben 1547.

Blutig ſteht der Name dieſes Mannes im Buche der Geſchichte; weltliche und geiſtliche Wirren gingen von ihm aus, und tollkühn forderte er das Weltgeſchick zum Kampfe auf, wo es eine bloße Befriedigung ſeiner Laune, eine Sättigung ſeiner unbegränzten Selbſtſucht galt. Er folgte 1509 ſeinem Vater Heinrich VII., der ihm einen gefüllten Schatz und eine wohlgerüſtete Armee hinterließ, auf dem Throne von England. Mit dem Papſte Julius II. und dem Könige Ferdinand von Arragonien gegen Ludwig XII. verbündet, unternahm er einen glücklichen, doch fruchtloſen Einfall in Frankreich, zog ſich aber eben ſo ſchnell wieder zurück und verſöhnte ſich mit Ludwig, nachdem Karl V. ſeinen Abſichten auf den päpſtlichen Stuhl nicht entſprochen hatte. In Regierungsangelegenheiten und anderen Dingen überließ er ſich faſt blindlings der Leitung des ſtaatsklugen, aber herrſchgierigen und eigennützigen Kardinals Wolſey. Eitelkeit war ein Hauptmerkmal in Heinrich's Charakter. Kaum hatte Luther durch ſeine Wittenberger Theſen die Sturmglocke in der kirchlichen Welt gezogen, als Heinrich unter ſeinem Namen eine wahrſcheinlich von Wolſey verfaßte Streitſchrift gegen den Reformator erſcheinen ließ. Luther nannte ihn dafür, in unziemlicher Heftigkeit, Stultorum stultissimum, und wurde dafür von Erasmus ſcharf zurechtgewieſen. Der Papſt Leo X. aber entſchädigte den geſchmähten König durch den Ehrentitel eines »Beſchützers des Glaubens,« den die Zukunft jedoch bitter Lügen ſtrafte. Als im Jahre 1527 Heinrich ſeiner Gemalin, Katharina von Arragonien, überdrüßig geworden war und ſeine Liebe der ſchönen Anna Boleyn, Witwe ſeines Bruders Arthur, zugewendet hatte, begehrte er vom Papſte Clemens VII. nicht nur die Scheidung von ſeiner Gemalin Katharina, ſondern ſogar Widerruf jener Bulle, wodurch der vorige Papſt die Ehe mit des Bruders Witwe unterſagt hatte. Durch die Umſtände und

die Politik der Höfe ward dieſe Leidenſchaft des Königs zu einer Weltfrage, um ſo mehr, als der Papſt, aus Rückſichten für die Rechte der Kirche, anſtand, des Königs Wünſche zu erfüllen. Der Prozeß der Scheidung und Heinrich's ungeſchwächte Liebe währten ſechs Jahre, und ganz Europa war auf die Entſcheidung geſpannt, denn die katholiſche Kirche, ſo wie die neu entſtandene proteſtantiſche Gemeinde, knüpften an den Erfolg vielfache Hoffnung und Furcht. Durch den abgedrungenen Ausſpruch der Univerſitäten, und durch Cranmer, den kürzlich ernannten Erzbiſchof von Canterbury, ward, mit Beiſtimmung des eingeſchüchterten Parlaments, Heinrich's Ehe getrennt und Anna ihm angetraut. England ſagte ſich vom römiſchen Stuhle los, und Heinrich ließ ſich 1531 zum Protector und Oberhaupte der engliſchen Kirche ernennen. Der zu frühe ausgeſprochene Bannfluch des Papſtes vollendete die Trennung für immer. Heinrich's Stellung war jetzt durchaus zweideutig. Während er die Mönche verjagte, die Klöſter aufhob, die Katholiken mit dem wüthendſten Eifer verfolgte und Blutgerüſte und Scheiterhaufen für ſie allenthalben errichtete, verfuhr er in ſeinem noch ungeminderten Haſſe gegen die Proteſtanten mit derſelben Grauſamkeit, bis er ſpäter, um deſto kräftiger gegen die Katholiken auftreten zu können, ſich entſchieden auf ihre Seite hinneigte. Bald war er auch ſeiner mit ſo ungeheuren Opfern errungenen zweiten Gemalin Anna überdrüßig geworden; eine Hofdame, Johanna Seymour, feſſelte ſeine Neigung, bei einem Feſte in Greenwich, an welchem der König ganz heiter erſchien, ließ er plötzlich die Königin, ihren Bruder und mehrere ihrer Diener verhaften, Erſtere der Untreue und der Ketzerei anklagen, durch beſtochene Richter verurtheilen und 1536 enthaupten, die mit ihr erzeugte Tochter Eliſabeth aber unehelich und zur Thronfolge ungeeignet erklären. Damals ließ er auch eine von ihm ſelbſt ausgearbeitete Sammlung von Glaubensartikeln, ein ſonderbares Gemiſch katholiſcher und proteſtantiſcher Satzungen, durch Geiſtlichkeit und Parlament beſtätigen und gegen alle Andersdenkenden grauſame Strafen ausſprechen. Der würdige Kanzler Thomas Morus und der fromme Biſchof Fiſher, die ſeinen willkürlichen Leidenſchaften ihre Beiſtimmung verweigert hatten, büßten ihre Standhaftigkeit mit dem Tode. Neue Verſuche der Katholiken, ſich zu erheben, endeten unglücklich, und riſſen den Tyrannen nur zu neuen Grauſamkeiten hin. Johanna Seymour genoß ihres Glückes nicht lange; ſie ſtarb im erſten Wochenbette 1540, und entging dadurch dem Wankelmuthe des Königs, der nach ihrem Tode, auf den Rath ſeines Günſtlings, Thomas Cromwell, die Prinzeſſin Anna von Kleve zu ſeiner

vierten Gemalin erhob. Aber bald wurde dieſe von ihm unter dem Vorwande, daß er häßliche Leibesgebrechen an ihr entdeckt habe, verſtoßen, und er vermälte ſich mit Katharina Howart, deren Oheim, der Herzog von Norfolk, den Thomas Cromwell in der Gunſt des Königs ſtürzte und auf das Blutgerüſt führte. Doch ſchon nach zwei Jahren klagte der König dieſe ſeine fünfte Gemalin des Ehebruchs und ausſchweifenden Lebens an, obſchon nur vor ihrer Verheiratung mit Heinrich ihr Wandel nicht tadellos geweſen war, und ließ ſie im Tower hinrichten. Sein ſechstes Ehebündniß ſchloß Heinrich mit Katharina Parr, der Witwe des Lord Latimer, die wenigſtens keines gewaltſamen Todes ſtarb. 1543 begann Heinrich einen Krieg gegen Schottland, um auch dort die päpſtliche Gewalt zu ſtürzen, errang jedoch dabei ſo wenig Erfolge, wie in einem zweiten Kriege gegen Frankreich; doch brachte er Boulogne in ſeine Gewalt. Je älter Heinrich ward, deſto mehr nahm ſeine Wildheit und ſein Blutdurſt zu, zumal ein offener und ſchmerzhafter Schaden am Beine und eine unnatürliche Körperdicke, die ihn faſt zu jeder Bewegung unfähig machte, ſeinen grimmen Unmuth fortwährend nährte. Was mit ſeinen finſtern Launen unglücklicherweiſe zuſammentraf, weihte er dem Verderben, und der Gedanke an den Tod erfüllte ihn mit der Wuth des Tigers. Seine religiöſen Verfolgungen ſchafften ihm reichliche Opfer herbei, unter ihnen die Gräfin Salisbury, und ſelbſt der Herzog von Norfolk entging nur mit Mühe dem Schaffote, weil er geäußert hatte, der kranke König werde nicht mehr lange leben. Zuletzt ließ Heinrich ſogar einen Parlamentsbeſchluß faſſen, welcher einem Jeden, der von dem nahen Ende des Königs ſprechen würde, die Strafe der Hochverräther zuerkannte. Niemand wollte das Wagſtück unternehmen, den ſchwer erkrankten Wütherich auf ſeine Lage aufmerkſam zu machen. Endlich geſchah es durch Anton Denny. Da packten alle Furien des Gewiſſens den ſterbenden Frevler; in ſchrecklicher Seelenangſt ſendete er nach Cranmer, dem Erzbiſchofe von Canterbury. Als dieſer eintrat, konnte der König ſchon nicht mehr ſprechen; aber ſein Blick, der alle Todesfurcht und Gewiſſensqual ſeines Geiſtes ausſprach, fragte in ſtummer Verzweiflung, ob ſo unermeßliche Sünde vergeben werden könnte? Der Prieſter ertheilte dem Elenden die Tröſtungen der Religion, und in der Nacht vom 28. Februar zum 1. März 1547 brach der Tod dieſes harte, grauſame Herz, das nur dem Haſſe und ſchnöden Leidenſchaften geſchlagen hatte.

Buffon.

Geboren 1707. Geſtorben 1788.

Es gibt Gelehrte, welche die Wiſſenſchaften nur innerhalb der engen Gränzen behandeln, wo ſie wieder nur dem Gelehrten zugänglich ſind; es gibt Schriftſteller, welche, ohne ſelbſt Gelehrte zu ſein, aus den Schriften Jener das Gemeinfaßliche und Gemeinnützliche, gleichſam den Honig aus den Blüten, für die Welt herauszuziehen die Gabe haben; es gibt endlich einige Wenige, die, auf dem Gipfel des Wiſſens und der Weltbildung zugleich ſtehend, die Wiſſenſchaft gewiſſermaßen über ſich ſelbſt hinauszuführen und in ihrer Vollendung zum Gemeingute der Menſchheit zu machen wiſſen. Unter dieſe Wenigen gehörte George Louis Le Clerc, Graf von Buffon, der Vater der jetzigen Naturgeſchichte, den man, nicht um ihn zu loben, ſondern mit ganz richtiger Bezeichnung ſeines Standpunctes, den modernen Plinius zu nennen pflegt.

In Montbar (Bourgogne) geboren, wuchs Buffon in reichen und mannigfach bildenden Verhältniſſen auf. Eine feine Erziehung, die ihm ſein Vater, der Parlaments-Rath war, verſchaffte, führte den Jüngling in die Kreiſe vornehmer und gebildeter Stände, und eine auf dieſem Wege entſtandene Verbindung mit dem jungen Herzog von Kingſtone war für Buffon von beſonderem Nutzen. Er machte mit dieſem und deſſen Lehrer eine Reiſe durch Frankreich und Italien, und ſchied dann von beiden Freunden, um das in ihrem Umgange erworbene Engliſch in England ſelbſt zu nützen. Zurückgekehrt, bebaute er mit jugendlichem Eifer das Feld der Phyſik, und ſchrieb mehrere Abhandlungen, die ihm die Mitgliedſchaft der Akademie erwarben. Aber den Impuls zu ſeinem Lebenswerke und zu ſeiner ganzen weitern Richtung erhielt er erſt im Jahre 1736, als er zum Oberaufſeher des königlichen Gartens ernannt wurde. Indem er hier ſeine Aufgabe, die Naturgeſchichte nach allen ihren Seiten zu cultiviren, überblickte, entwarf er einen eben ſo kühnen, als nützlichen Plan, an deſſen Ausführung er ſein Leben zu ſetzen gedachte, und deſſen glänzendes Gelingen ihm die Unſterblichkeit geſichert

hat. Er nahm ſich nämlich vor, in Einem großen Werke, nach Einem Plane, in Einem Geiſte, alle Reiche der Natur zu beſchreiben, von der Erde in ihren einfachſten Theilen, durch alle Pflanzen- und Thiergattungen bis zum Menſchen hinauf. Er fühlte wohl die Kraft und den Geiſt für's Ganze in ſich, aber das ſah er beſcheiden ein, daß das Detail nicht von einem einzigen Menſchen bearbeitet werden konnte. Deßhalb berief er einen Landsmann, d'Aubenton, als Gehülfen, deſſen Sinn, dem ſeinen gerade entgegengeſetzt, vorzugsweiſe auf's Einzelne, auf die anatomiſche Seite der Organismen gerichtet war. Vier und zwanzig Jahre arbeiteten Beide mit einander an dem Rieſenwerke. Im Jahre 1749 erſchien der erſte Band, und erregte die Bewunderung Frankreich's und die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt. Jahr für Jahr folgte ein neuer Band, und die Theilnahme minderte ſich nicht. Da that ſich merkwürdiger Weiſe allmälich die Differenz in den Anſichten der beiden Naturforſcher immer ſchärfer hervor; ſie konnten ſich nicht mehr vereinigen, und d'Aubenton zog ſich im Jahre 1768 von der Arbeit zurück, und Buffon allein führte das begonnene Werk fort, dem er fünfzig Jahre ſeines Lebens widmete, das La Cepede nach ſeinem Tode fortſetzte, und das Niemand vollendete. Die Naturgeſchichte ward durch dieſes gedankenvolle, ſtoffreiche und im Vortrage hinreißende Werk Lieblingsbeſchäftigung der Gebildeten, ja Mode; Buffon ward in den Grafenſtand erhoben, und noch während er lebte, ſetzte man ihm ein Denkmal, mit der Aufſchrift: »Die Größe der Natur erreicht nur der Genius.« Aber eine ſo angeſtrengte Thätigkeit lähmte endlich die Kräfte eines ſonſt geſunden und ausdauernden Organismus. Steinleiden trübten Jahre lang die Geſundheit des im Dienſte der Natur grau gewordenen Prieſters, und rafften ihn im 81. Jahre ſeines Alters (am 16. April) hinweg. Schön und edel gebildet, fein und anſtandsvoll von Betragen, ſoll nur ſeine Sprache, im ſonderbaren Widerſpruche mit der beredſamen Eleganz ſeiner Schreibart, platt und nachläſſig geweſen ſein, und er Zeitlebens eine ſeltſame Abneigung gegen Poeſie und Verſe geäußert haben; er, dem man den einzigen Vorwurf machte und machen konnte, in ſeiner Naturgeſchichte, ſowohl den Gedanken, als den Ausdrücken nach, hie und da etwas zu ſehr gedichtet zu haben! »Als Weltmann« — ſagt ein Kenner von ihm — »hat er den Wunſch, im Belehren zu gefallen. Seine Darſtellungen ſind mehr Schilderung, als Beſchreibung. Er bemächtigt ſich alles Bekannten, und weiß nicht nur die Naturforſcher, ſondern auch die Reiſenden zu nutzen. Man ſieht ihn in Paris, dem großen Mittelpuncte der Wiſſenſchaften, wohlhabend und angeſehen, und ſo beträgt er

ſich auch gegen ſeine Leſer anmuthig vornehm. Dabei finden wir, wenn wir jetzt ſeine Werke durchgehen, daß er, mit tiefer blickendem Geiſte, aller Hauptprobleme der Naturlehre ſich bewußt war, und eigentlich die Grundmaxime der vergleichenden Naturwiſſenſchaft für immer feſtgeſetzt hat.»

Georg Cuvier.

Geboren 1769. Geſtorben 1832.

Der größte Impuls für die Naturgeſchichte in ihrer neuern Geſtaltung ging von Frankreich aus, und namentlich war es Cuvier, der das von Buffon und d'Aubenton Begonnene in einem großen Sinne weiter führte.

Geboren zu Mümpelgard (Montbéliard) im Elſaß, war er, aus Mangel an älterlichem Vermögen, Anfangs beſtimmt, Landprediger zu werden, und ſollte dem gemäß, als ein geborener Würtemberger, in Tübingen die Theologie ſtudiren. Da er aber hier kein Stipendium erhielt, ſo verſchaffte ihm Prinz Friedrich von Würtemberg eine Stelle in der damals berühmten Karls-Akademie zu Stuttgart, wo er gleichzeitig mit Schiller die erſte Bildung ſeines Geiſtes erhielt. Es galt, die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren; aber Cuvier's mehr den Gegenſtänden, als den Gedanken und Buchſtaben zugewendeter, lebhafter Sinn fühlte ſich zu den Naturwiſſenſchaften lebendig hingezogen, und ſo nahm er mit Freude die ihm angebotene Stelle eines Hauslehrers bei einer gräflichen Familie in der Bretagne an, wo er ſich ſechs Jahre lang aufhielt, und dieſe Gelegenheit benützte, die Seethiere zu ſtudiren. Ein freundlicher Zufall verſchaffte dem damals 25jährigen Jünglinge die Bekanntſchaft mit dem Abbé Teſſier, einem Manne, deſſen gründliche Kenntniß des Ackerbaues ihm einen großen Ruf begründet hatte, und durch dieſen mit mehreren Pariſer Gelehrten. Unter ihnen war es beſonders Geoffroy St. Hilaire, damaliger Vorſteher der naturhiſtoriſchen Sammlungen des Königs, deſſen Aufmerkſamkeit er erregte, und der ihn nach Paris berief, um hier — ſo wollte es ſein Genius — ein zweiter Geſetzgeber der Natur zu werden. Ein eifriges Streben verband ihn mit St. Hilaire; ſie

wirkten mit der vereinten Kraft jugendlicher Friſche; ihre Verdienſte fanden Anerkennung, und Cuvier ward im Jahre 1795 als Profeſſor der Naturgeſchichte bei der Centralſchule des Pantheon's, bald darauf aber als Profeſſor der vergleichenden Anatomie im Pflanzengarten angeſtellt. Im J. 1800 ſah er ſich auf d'Aubenton's Platz im Collège de France, und als Oberaufſeher des zoologiſchen Cabinets; und hier war es, wo er ſeine volle Thätigkeit entwickelte, und die Aufgabe ſeines Lebens löſte. Denn gewiß iſt es, daß jeder Menſch, den die Natur mit höhern Gaben ausgerüſtet, ſeine Sendung zu erfüllen hat, und nur dann glücklich zu preiſen iſt, wenn er die Stelle und den Augenblick im Leben findet, wo er im Stande iſt, ſeine Aufgabe zu löſen. Cuvier kam vorerſt auf den Gedanken, das kleine Cabinet im königlichen Garten, zu welchem d'Aubenton den Grund gelegt hatte, in eine allgemeine zoologiſche Sammlung zu verwandeln. Sein Plan gelang ſowohl durch die kräftige Unterſtützung der Regierung, als durch die warme Theilnahme der Naturforſcher, die in faſt alle Regionen der Erde ausgeſandt wurden. So erhielt Cuvier Gelegenheit, nicht nur, wie ſeine Vorgänger, die äußern Geſtalten der Thiere zu prüfen, und im zoologiſchen Cabinete aufzuſtellen, ſondern auch ihren innern Bau im zootomiſchen Muſeum entſchleiert vor Augen zu legen. Mit Bewunderung ſah die Welt allmälich jene prachtvolle Sammlung im Königsgarten zu Paris entſtehen, welche 15 Säle einnimmt, und allein hinreicht, den Nahmen ihres Stifters, der dadurch auch der Stifter einer ganzen Wiſſenſchaft — der Zootomie — ward, unſterblich zu machen. Daß er ſo Großes zu leiſten im Stande war, rührte, nebſt ſeinem Geiſt und Streben, freilich auch von ſeiner einzig glücklichen Lage her. »Ich habe" — ſagt er ſelbſt — »keine Urſache, Ariſtoteles zu beneiden, als der große Alexander ihn zum Herrn von Menſchen und Millionen Geldes machte, um ihn in den Stand zu ſetzen, die Geſchichte der Natur zu ſchreiben." Aber dieſe Lage zu benützen, *wie* er ſie benützte, war Cuvier's Werk, und er auch, wie kaum ein Anderer, der Mann dazu. In ihm verband ſich glücklich die geduldige Emſigkeit Linné's mit dem glänzenden Geiſte Buffon's, und ſo entſtand ſein Meiſterwerk, die „Vorleſungen über vergleichende Anatomie;" ſo gelang es ihm, der Naturbeſchreibung eine höhere Stellung unter den Wiſſenſchaften anzuweiſen, und Männer aus allen Sphären, Männer vom höchſten Range und den gediegenſten Kenntniſſen zu ihrer Cultivirung anzuſpornen. Jahre lang wirkte Cuvier raſtlos in dieſem Sinne; er reiſte nach London, um John Hunter's hinterlaſſene Sammlung zu beſichtigen; er durchzog Deutſchland und Holland,

und gewöhnte ſein Auge, die Wiſſenſchaften, wie die Dinge, im Großen und Ganzen zu überſchauen. Nicht genug, Eine Wiſſenſchaft gegründet zu haben, gelang es ihm, auch eine zweite zu reformiren, ja eigentlich noch einmal zu ſchaffen. Er erfand eine neue Methode, jeden Ueberreſt organiſcher Weſen, der ſich verſteinert in den Schichten der Gebirge findet, richtig zu beſtimmen, und zauberte ſo gleichſam eine verſchwundene Welt wieder in die wirkliche zurück; Thiergeſchlechter und Arten, von welchen auf der Erdoberfläche kein lebendiges Weſen mehr übrig iſt. Auch durch dieſe Arbeiten ſchloß er ſich an Buffon, deſſen kühne Verſuche den Blick auf die Vorwelt unſres Planeten gelenkt hatten. Merkwürdig iſt es, daß derſelbe Zwieſpalt der Denkart, der ſich zwiſchen Buffon und d'Aubenton entwickelte, ſich allgemach auch zwiſchen Cuvier und St. Hilaire wiederholte. Jener, wie d'Aubenton, geht in's Einzelne, in die Breite; dieſer, wie Buffon, in die Tiefe, in's Allgemeine; die Anſichten Beider entfalten ſich bis zum Widerſpruche, und die franzöſiſche Akademie ſieht im Jahre 1830 zwei Männer, welche dreißig Jahre lang an Einer Anſtalt wie Brüder wirkten, ihren perpetuirlichen Sekretär Cuvier und ihr Mitglied St. Hilaire, in lebhaftem Streite ſich gegenüber ſtehen, der ſich nie mehr ausgeglichen hat. Napoleon's Scharfblicke entgingen Cuvier's Bemühungen nicht; er erhielt Aufträge nach Aufträgen, und ihrer Löſung angemeſſen, Stellen auf Stellen. Seit 1813 ward er zu höhern Staatsverhältniſſen berufen; ſeine Weltkenntniß verließ ihn auch hier nicht, und was Napoleon begonnen, vollendeten, nach ihrer Rückkehr, die Bourbons. Im Jahre 1831 ward der Naturforſcher Baron und Pair von Frankreich, und — ein Jahr nach Erlangung dieſer Würde ſtarb er, und hinterließ, nebſt den Denkmalen ſeines Geiſtes, einen ihm völlig ebenbürtigen Bruder, den berühmten Zoologen Friedrich Cuvier, der ihm aber leider bald (im Jahre 1838), und zwar plötzlich und an derſelben Krankheit — Rückgratentzündung — hinüberfolgte. Das Andenken Beider gehört mehr der Welt, als ihrem Vaterlande; denn von allen Wiſſenſchaften ſind es zumeiſt die der Natur, welche, in einem gemeinſchaftlichen und reinen Intereſſe, Menſchen mit Menſchen, Völker mit Völkern verbinden. Die neueſte Zeit, in ihren induſtriellen Fortſchritten, liefert den nächſten Beweis dieſes Satzes.

Joſeph Ant. Fürſt v. Poniatowski,

Marſchall von Frankreich.

Geboren 1762. Geſtorben 1813.

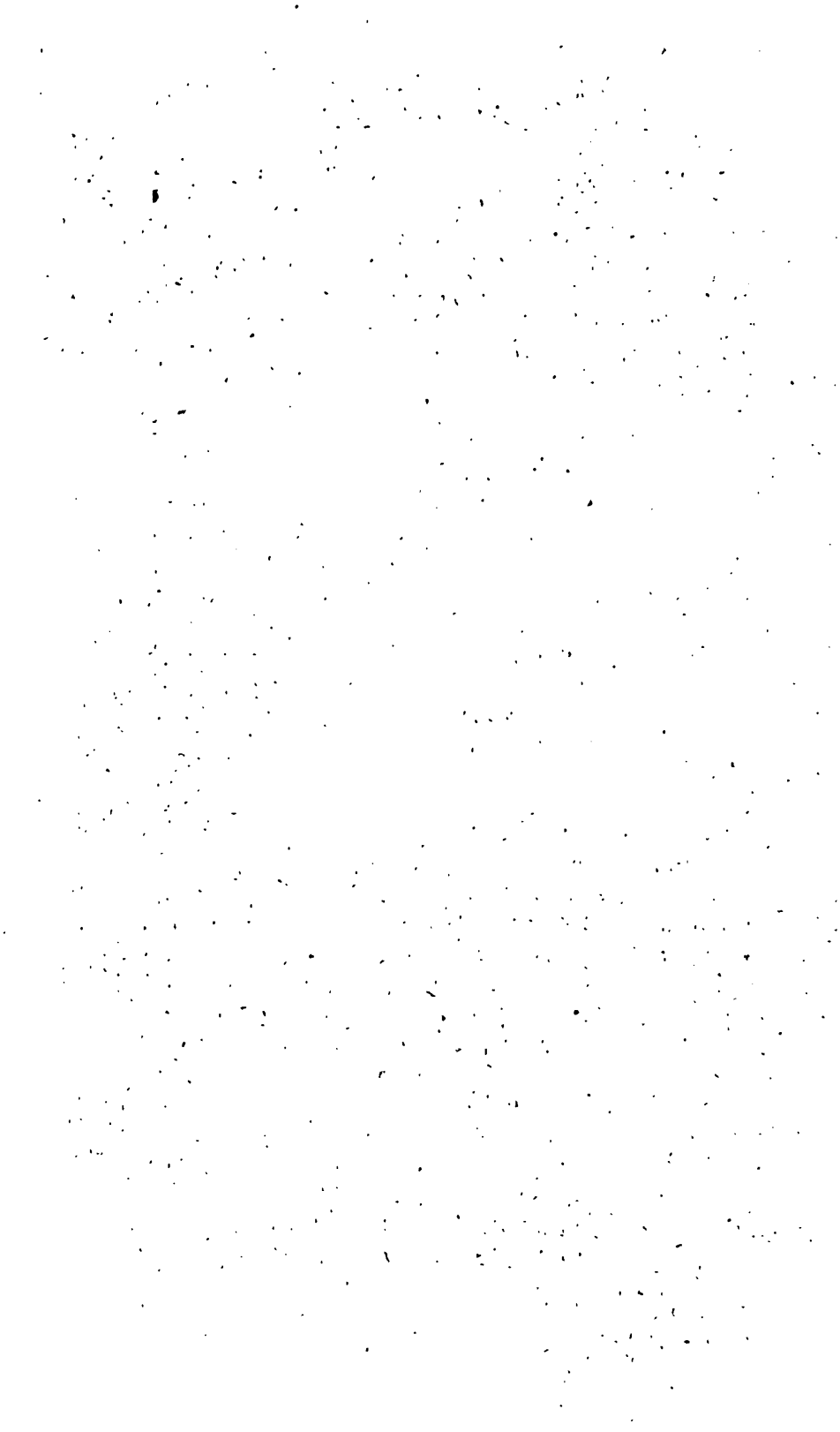
Joſeph Poniatowski, eines der edelſten Opfer, welche die Walkyre von 1813 entnahm, war der Sohn des 1756 in den Reichsfürſtenſtand erhobenen und 1773 als öſterreichiſcher Feldzeugmeiſter zu Wien verſtorbenen Andreas Poniatowski, und ein Neffe des unglücklichen Polenkönigs Stanislaus Poniatowski. Er wurde den 7. Mai 1762 zu Warſchau geboren, trat ſchon in ſeinem ſechszehnten Jahre in öſterreichiſche Kriegsdienſte, war bei dem Ausbruche des Türkenkrieges 1787 Oberſt der kaiſerlichen Dragoner und Flügeladjutant des ihm perſönlich gewogenen Kaiſers Joſeph II., ging aber 1789 in ſein Vaterland zurück, widmete ſich eifrig der neuen Organiſation der Armee, und erhielt, als 1792 der Krieg gegen Rußland ausbrach, vom Könige Stanislaus ein Commando, das er aber, als der König der Conföderation von Targowitz beitrat und dadurch Polen der Gnade Rußlands überlieferte, niederlegte, und ſich mit mehreren ausgezeichneten Offizieren in's Ausland begab. Kaum aber hatte im März 1794 Kosciuszko das Schwert für Polens Unabhängigkeit gezogen, ſo kehrte Poniatowski abermals in ſein Vaterland zurück, und übernahm das Commando einer Diviſion, mit welcher er, als Kosciuszko nach der Schlacht von Sciekoczyn (8. Juni) das polniſche Heer hinter die Verſchanzungen der Hauptſtadt zurückführte, die nördliche Seite Warſchau's vertheidigte. Später erleichterte Poniatowski, durch ſeine Angriffe auf die preußiſchen Stellungen an der Bzura, dem aus Südpreußen zurückkehrenden General Dombrowski den Uebergang über dieſen Fluß. Nachdem Polens Schickſal ſich entſchieden hatte, ging Poniatowski nach Wien, um hier in der Zurückgezogenheit zu leben, und lehnte die Anerbietungen Katharina's II. und Paul's I. ab, welcher Letztere ihn zum ruſſiſchen Generallieutenant und zum Chef des Kaſan'ſchen Kavallerieregimentes ernannt hatte. 1798 ging er nach Warſchau zurück, beſchäftigte ſich auf ſeinem Gute Jablonka mit der Landwirthſchaft, und

wurde erſt 1806 wieder aus ſeiner Ruhe herausgeriſſen. Der König von Preußen übertrug ihm die Bildung einer Nationalgarde in Warſchau. Als aber Murat in Warſchau eingezogen war, und Napoleon die Wiederherſtellung Polens verſprach, rief Poniatowski ſeine Landsleute zu den Waffen, wurde von der proviſoriſchen Regierung zu Warſchau zum Kriegsminiſter ernannt, und widmete ſich eifrig der Organiſation der polniſchen Armee. Er blieb auch da noch in ſeinem Amte, als der König von Sachſen durch Napoleon zum Herzoge des neu gebildeten Herzogthums Warſchau ernannt wurde. Dieſer übertrug ihm, als 1809 die Polen als Frankreichs Verbündete an dem Feldzuge gegen Oeſterreich Theil nahmen, den Oberbefehl über die bei Warſchau zu concentrirenden polniſchen Truppen; doch ſah Poniatowski bei dem Vordringen der Oeſterreicher unter dem Erzherzog Ferdinand ſich zu ſchwach, Warſchau zu vertheidigen, räumte daher dieſe Stadt durch Convention, und ging mit der Armee auf das rechte Weichſelufer. Nach den für die Polen glücklichen Gefechten bei Grodhow und Gora zog Poniatowski in ſüdlicher Richtung die Weichſel hinauf, um in Galizien einzudringen, rückte am 19. Mai in Lublin ein, brachte Jaroslaw und Lemberg zur Uebergabe, und nahm in Napoleon's Namen Galizien in Beſitz. Dann vereinigte er ſich auf dem linken Weichſelufer mit Dombrowski, entriß den Oeſterreichern die Stadt Krakau, und hielt hier am 15. Juli ſeinen Einzug. Nach beendigtem Kriege nahm ſich der Fürſt von Neuem der inneren Einrichtungen des polniſchen Heeres an, wurde 1811 vom Könige von Sachſen mit diplomatiſchen Aufträgen nach Paris geſendet, und erhielt, bei dem Ausbruche des Krieges gegen Rußland, von Napoleon das Commando des 36,300 Mann ſtarken 5. Corps. Zwei Tage vor der Schlacht von Borodino (7. September) trug Poniatowski in dem Gefecht von Chewardino weſentlich zu der Eroberung der dortigen Schanzen bei, und nach der Einnahme von Moskau wurde er auf der Straße nach Tula gegen Podolsk vorgeſchoben, woſelbſt er ſich am 24. mit Murat vereinigte, und mit demſelben die Ruſſen aus ihrer Stellung von Krasnoi Pachra manövrirte, worauf ſich dieſe unter fortwährenden Gefechten bis Tarutino zurückzogen. Murat und Poniatowski ſtellten ſich ihnen gegenüber bei Winkowo auf, und hatten hier ein abermaliges Gefecht mit den Ruſſen zu beſtehen. Poniatowski, deſſen Corps auf 5712 Mann zuſamengeſchmolzen war, entriß am 22. October den Ruſſen den Ort Wereja, und focht am 3. November unter Napoleon bei Wjasma. In Warſchau ſammelte der Fürſt die zerſprengten Trümmer der polniſchen Armee und brachte von Neuem alle Opfer, um eine Armee zu bilden. Seiner

Thätigkeit gelang es, die Feſtungen Modlin und Zamosk mit hinreichenden Beſatzungen zu verſehen, und außerdem noch 6—8000 Mann zur Verwendung im freien Felde unter ſeinem Befehl zu ſammeln. Trotz deſſen war er zu ſchwach, Warſchau zu vertheidigen; er zog ſich daher hinter die Pelica zurück, als die Ruſſen im Anfang des Jahres 1813 gegen die Weichſel vordrangen. Von hier marſchirte er über Krakau durch Galizien nach Sachſen; die polniſche Armee bildete das 8. franzöſiſche Corps, das Poniatowski mit dem Range eines Diviſionsgenerals befehligte. Am 9. September hatte er bei Ebersdorf ein Gefecht mit der ruſſiſchen Avantgarde unter St. Prieſt, focht dann bei Goldbach und Biſchofswerda, und traf am 26. September mit ſeinem Corps in Dresden ein, mußte jedoch ſofort nach Altenburg und Penig aufbrechen, und wurde dort mit Victor und Lauriſton unter Murat's Befehl geſtellt, um der großen Armee, welche von Böhmen aus gegen Leipzig vordrang, Widerſtand zu leiſten. Am 4. October wurde er bei Chemnitz angegriffen, und am 7. eine ſeiner Diviſionen von Penig nach Rochlitz zurückgedrängt. Am 8. rückte er derſelben zu Hilfe, und nöthigte die Oeſterreicher, Rochlitz und Frohburg zu räumen. Während der Schlacht bei Leipzig nahm Poniatowski am 16. October den rechten Flügel des franzöſiſchen Heeres ein, und behauptete ſeine Stellung bei Connewitz gegen die Angriffe des Erbprinzen von Heſſen-Homburg mit ſo ausgezeichneter Tapferkeit, daß Napoleon ihn auf dem Schlachtfelde zum Marſchall von Frankreich ernannte. Auch am 18. hielt er dieſes Dorf beſetzt, und alle Verſuche der Gegner, auf dieſem Puncte weiter vorzudringen, waren vergebens; dennoch mußte auch er in der Nacht zum 19. den Rückzug nach Leipzig antreten. Am Morgen des 19. Octobers übertrug ihm Napoleon perſönlich die Vertheidigung der ſüdlichen Vorſtadt. Trotz der geringen Mittel verſprach er dem Kaiſer, ſein Möglichſtes zu thun, und hielt Wort. Erſt nachdem die Colonnen der Verbündeten ſchon ſiegreich in die Stadt eindrangen, dachte er an den Rückzug. Aber dieſer war ihm durch die voreilige Sprengung der Elſterbrücke verſperrt. Der Augenblick drängte, und wie ſehr auch die ſteilen Ufer den Uebergang erſchwerten, ſo ſprengte doch der Fürſt muthig in den angeſchwollenen Elſterfluß, in deſſen Fluten ſein Roß mit ihm verſank. Sein Leichnam wurde erſt nach fünf Tagen aufgefunden, am 26. mit allen, dem Range des Verſtorbenen gebührenden Ehren beigeſetzt, ſpäter aber einbalſamirt nach Warſchau geführt, und 1816, mit Kaiſer Alexander's Erlaubniß, in der Domkirche zu Krakau neben Polens Helden und Königen beigeſetzt. Im Gerhard'ſchen Garten zu Leipzig, in der Nähe jener Stelle, wo der Fürſt

XXXI

NERNET
BUONAROTTI
ROUSSEAU
VOLTAIRE
ESPARTERO
PASKEWITSCH



ſeinen Tod fand, erinnern zwei Denkmale an ihn; auch iſt in einem Pavillon daſelbſt die von Thorwaldſen gefertigte ausgezeichnete Skizze zu einer Reiterſtatue des polniſchen Helden, die für Warſchau beſtimmt war, aufgeſtellt. Poniatowski war ein ritterlicher Charakter, tapfer, worttreu, begeiſtert für ſein Volk und Vaterland, zugleich aber auch wohlwollend, bieder und von feinem, anmuthigen Weſen.

Ludwig Aloys Fürſt von Hohenlohe-Waldenburg-Bartenſtein,

Marſchall und Pair von Frankreich.

Geboren 1765. Geſtorben 1829.

Zu allen Zeiten hat das Haus Hohenlohe Fürſten gehabt, welche der Krone Frankreich ſehr ergeben waren; ſo unter der Regierung Franz I., Heinrich's IV., und während der Regentſchaft der Anna von Oeſterreich, wie in den Zeiten der Revolution. Daher ertheilten, ungeachtet der dringenden Abmahnungsſchreiben von Seiten des Kaiſers, des Königs von Preußen und des fränkiſchen Kreiſes, die Fürſten von Hohenlohe die Erlaubniß, daß in ihren Landen die franzöſiſchen Ausgewanderten, namentlich die Legion Mirabeau, im Jahre 1791 ſich aufhalten durften; Letztere wurde von ihnen durch mehrere Monate unterſtützt. Endlich ſchloſſen ſie den 3. Februar 1792 mit dem Regenten Monſieur und dem Grafen Artois eine Capitulation, nach welcher zwei Regimenter Fußvolk in ihren Landen geworben wurden. Prinz Ludwig Aloys (geboren 18. Auguſt 1765 zu Bartenſtein), Sohn des regierenden Fürſten von Hohenlohe, und ſein Bruder Karl, waren als Oberſten die Eigenthümer dieſer Regimenter, und führten ſie im April unter die Fahnen des Prinzen von Condé. Beide Corps mußten im Laufe jener mörderiſchen Feldzüge oft ergänzt werden, und die Hohenlohe'ſchen Truppen zeichneten ſich in mehreren Gefechten durch ihre Tapferkeit aus. Der Prinz focht in der Vorhut des Heeres des Prinzen Condé, und ſtellte ſich ſelbſt an die

Spitze der Stürmenden bei dem Angriffe auf ein verſchanztes Lager in den Weißenburger Linien, wo er fünf Kanonen eroberte und den Sieg entſchied. Am Ende des Feldzugs von 1793 traten beide Regimenter, in eines vereinigt, in holländiſche Dienſte, wo ſie die Bommel-Inſel vertheidigten. Als hierauf der Feind über die zugefrorene Maas gegangen war, ſah ſich das Regiment Hohenlohe umzingelt; es ſchlug ſich aber muthvoll durch, zog ſich hinter die Waal, und Prinz Ludwig Aloys führte vierzehn Stunden weit, unaufhörlich in ſeinen Flanken und im Rücken angegriffen, einen meiſterhaften Rückzug aus. Von 1400 Mann, welche das Regiment im Anfange des Feldzuges gezählt hatte, blieben ihm jetzt nur noch 300. Das Haus Hohenlohe machte neue Anſtrengungen, um es wieder herzuſtellen. Damals (den 28. Mai 1795) ſchrieb der Regent an den Prinzen, daß, wenn einſt der Thron der Bourbons wieder aufgerichtet ſei, ein Regiment Hohenlohe im franzöſiſchen Dienſte ein bleibendes Denkmal der treuen Anhänglichkeit des Hauſes Hohenlohe an die Sache der Bourbons werden ſolle. Dieſe Zuſage ging 22 Jahre ſpäter in Erfüllung. Prinz Karl übernahm jetzt das Regiment, Prinz Ludwig Aloys aber trat in öſterreichiſche Dienſte. Er warb Truppen im Hohenlohe'ſchen, die zu dem Heere unter Clairfait ſtießen, und nahm, als commandirender Oberſter des Regiments Kerpen, an den Feldzügen von 1796, 1797 und 1798 Theil; 1799 diente er als Generalmajor unter dem Erzherzog Karl. 1806, in welchem Jahre das Fürſtenthum Hohenlohe der Mediatiſation anheimfiel, ward er Generallieutenant und 1807 Gouverneur beider Galizien. Napoleon ließ ihm die Wiederherſtellung der Souverainität von Hohenlohe anbieten, wenn er dem Rheinbunde beitreten wolle; aber der Prinz, ſeinen Grundſätzen unerſchütterlich treu, lehnte dies ab, worauf ſein Fürſtenthum dem Königreich Würtemberg einverleibt wurde. In dem Feldzuge von 1814 commandirte dieſer zu Troyes, wo er die weiße Fahne aufpflanzen ließ und mehrere Anhänger des Hauſes Bourbon der Rache Napoleons entzog. Derſelbe Eifer für das franzöſiſche Königshaus bewog den Prinzen, im Jahre 1815, als der Verluſt ſeiner Regentenhoheit entſchieden war, den König von Frankreich zu bitten, ihn, zur Belohnung für die geleiſteten Dienſte, unter die Zahl ſeiner Unterthanen als Franzoſen aufzunehmen. Ludwig XVIII. bewilligte ihm dies nicht nur, ſondern ernannte ihn auch zum Commandeur des St. Michael- und des heiligen Geiſtordens, ertheilte ihm den Rang eines Generallieutenants, machte ihn zum Inſpecteur der Infanterie, und wies ihm und ſeiner Familie als beſtändigen Wohnſitz das Schloß zu Luneville an. Zugleich befahl der König, daß

die ausländiſche Legion fortan den Namen Legion Hohenlohe führen, und Prinz Ludwig Aloys der Obercolonel derſelben ſein ſolle. Als Großmeiſter des Hohenlohe'ſchen Hausordens, ertheilte der Prinz dieſen Orden mehreren Franzoſen und andern Kriegern, die unter ihm für die Sache der Bourbons gekämpft hatten. Der König von Frankreich beſtätigte denſelben, und beſtimmte die Zahl der Ritter und Commandeurs. Des Prinzen zweite Gemalin, eine geborene Gräfin von Salm-Reiferſcheid, ſtiftete zu Luneville eine Wohlthätigkeitsanſtalt, welcher der Prinz als Präſident vorſtand. 1823 wohnte er dem Kriege gegen Spanien bei, ward Offizier der Ehrenlegion und Großkreuz des Ordens des heil. Ludwig, 1827 Marſchall und Pair, und ſtarb den 31. Mai 1829.

Joſeph Vernet.

Geboren 1714. Geſtorben 1789.

Nach den wilden Orgien, durch welche die franzöſiſche Malerei ſich im vorigen Jahrhunderte ſelbſt entweihte, nach den Tagen frivoler Geziertheit und frecher Koketterie, zu der ſie durch einen Huet und Boucher herabſank, bedurfte es eines Talentes, das durch den friſchen Gotteshauch der Natur die entnervte wieder kräftigte und auf dem Wege der Wahrheit zur Kunſt zurückleitete. Ein ſolches urkräftiges Talent, das, taub gegen die Syrenenlockungen falſcher Eleganz, ſeine Bahn verfolgte, war der Maler Claude Joſeph Vernet. Zu Avignon den 14. Auguſt 1714 geboren, wendete er ſich als junger Mann nach Paris, wo er ſehr bald die einſtimmige Anerkennung errang, in Seeſtücken der erſte Maler ſeiner Zeit zu ſein. Die Gunſt des Königs Ludwig XV. erwarb er ſich beſonders dadurch, daß er alle franzöſiſchen Seehäfen malte, eine Reihe herrlicher, unübertrefflicher Gemälde. Er war der eifrigſte und zarteſte Beobachter der Natur, der ſie in allen ihren Lebensäußerungen belauſchte und dieſe mit bewundernswürdiger Treue wiedergab. Als er eine Zeitlang ſich in Rom aufhielt, zog ihn der Charakter des ſüdlichen Himmels noch mehr an, als all' die Schätze klaſſiſcher Kunſt,

und ſorgſam ſtudirte er alle Lichtwirkungen und Luftſchatten, wie ſie durch die Dünſte und die zufällige Beſchaffenheit der Wolken zu jeder Tageszeit ſich anders darſtellen. Gern ſetzte er, namentlich in ſeiner Jugend, ſich wirklichen Gefahren aus, wenn nur, um den Preis derſelben, Beobachtungen der Natur ſich gewinnen ließen, deren Studium, verbunden mit angeborenem tiefen Gefühle und überreicher Fantaſie, ihn der höchſten Kunſtvollendung zuführte. Seine Darſtellungen der See in allen Bewegungen derſelben und ſeine Hafengemälde ſtehen als Muſter der Vollkommenheit da. Auf den jährlichen Kunſtausſtellungen im Louvre hatte man nur Augen für ſeine Gemälde, welche zu ausnehmenden Preiſen bezahlt und häufig geſtochen wurden. Er ſtarb zu Paris den 5. December 1789. Sein Geiſt erbte ſich in ſeiner Nachkommenſchaft fort. Seinen Sohn, Charles Vernet (geboren 1758, geſtorben 1836), kennt man ſowohl als berühmten Geſchichts- und Bataillen-Maler, wie als geiſtreichen Caricaturenzeichner; zu ſeinen Hauptwerken rechnet man die 28 Blätter zum Feldzuge Bonaparte's in Italien. Auch Horace Vernet, Sohn des Letztgenannten und Enkel des Joſeph, geboren 1789 im Louvre, hat ſich als Maler von Schlachten, desgleichen von Scenen aus dem häuslichen und ländlichen Leben, Jagdſtücken ꝛc. ꝛc. hohen Ruhm erworben, und ſo blüht dieſer Künſtlerſtamm nun ſchon im dritten Geſchlechte ſchön und kräftig fort.

Michel' Angelo Buonarotti.

Geboren 1474. Geſtorben 1564.

Dieſer Kraftmenſch im Leben wie in der Kunſt, deſſen titaniſcher Geiſt in trotziger Hoheit aus ſeinen Werken hervorblickt, ſtammte aus dem alten Hauſe der Grafen von Canoſſa, und wurde zu Settignano im Florentiniſchen geboren. Da ſeine Talente frühzeitig ſich offenbarten, ſo ſchickten ihn ſeine Aeltern in die Malerſchule des Domenico Ghirlandajo. Auf Veranlaſſung des Lorenzo von Medici nahm ihn zwei Jahre ſpäter der Bildhauer Bertoldo zu ſeinem Zögling an, und nach dem Tode Lorenzo's wurde er

vom Prior des Kloſters Spirito im Convent aufgenommen, wo er zwölf Jahre lang Anatomie ſtudirte und ſich jene ſtaunenswürdige Kenntniß des menſchlichen Körpers aneignete, die ihn alle ſeine Geiſtesgenoſſen überragen macht. Schon in ſeinem ſechszehnten Jahre, da er noch bei Bertoldo arbeitete, copirte er einen Satyrkopf mit ſo vieler Geſchicklichkeit in Marmor, daß er ſelbſt Kenner zur Bewunderung zwang. Sein Vorbild blieb, jedoch in freier Anwendung, die Antike — der Grund, weshalb er im hohen, obſchon ſtrengen Style alle übrigen Künſtler übertraf. Doch nicht nur als Bildhauer, auch als Maler errang er ſich frühen Ruhm; daher ward ihm der Auftrag, gemeinſchaftlich mit Leonardo da Vinci den Rathsſaal von Florenz mit hiſtoriſchen Darſtellungen zu ſchmücken. Im Wetteifer mit jenem, ihm beigeſellten großen Künſtler, entwarf er jenen berühmten Carton, der eine Scene aus dem Kriege der Florentiner gegen die Piſaner behandelt, leider aber nicht mehr vollſtändig vorhanden iſt. Rafael ſelbſt eilte, dieſen Carton zu copiren. Nachdem Julius II. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, wurde Michel Angelo von demſelben, zu Ausführung ſeiner großartigen Plane, namentlich des eigenen Grabmals und der St. Peterskirche, nach Rom berufen; ja als der hitzige und leicht beleidigte Künſtler in böſer Laune plötzlich Rom verließ und nach Florenz zurückkehrte, mußte das Kirchenoberhaupt Bitten und Drohungen anwenden, um ihn wieder für ſich zu gewinnen. Erſt im November 1506 gab Michel Angelo nach, und fertigte damals das koloſſale eherne Standbild des Papſtes, das ſpäter im Kriegsdrange in eine Kanone umgegoſſen werden mußte. Das Anſehen, in welchem er bei Julius II. ſtand, ſoll den Neid Bramante's und Giuliano's de Sangallo erregt haben, ſo daß dieſe den Papſt beredeten, dem in Frescoarbeiten noch nicht geübten Künſtler die Malerei der Gewölbe in der Sixtiniſchen Kapelle zu übertragen, welche Arbeit dieſer auch — nach ihrer Meinung, zu ſeinem größten Nachtheile — übernahm, dieſelbe aber nach zwanzig Monaten bei abgedrungener Eilfertigkeit, zum Verdruſſe Beider, zur Bewunderung der Kenner, und als Zeugniß ſeiner ganzen Größe und ſeines originellen Geiſtes vollendete. Noch einmal entfloh er von Rom, weil er, ſeinem heißen Blute zu gebieten unvermögend, im Zorne über den plötzlichen Eintritt des Papſtes ein Bret vom Gerüſte nach dieſem geſchleudert hatte, wahrſcheinlich noch ehe er geſehen, wer der Eintretende war. Später, als ſchon ſechszig Lebensjahre über dem ergrauenden Haupte des Meiſters dahingegangen waren, erhielt er den Auftrag, das jüngſte Gericht in der Sixtiniſchen Kapelle zu malen, welches er 1540 vollendete. In dieſem

denkwürdigen Gemälde offenbart ſich am ergreifendſten die düſtere, gewaltige Kraft ſeines Genius, und obgleich es, ſchroff und ſeltſam, auf den Schönheitsſinn unmittelbar wenig einwirken kann, ſo hat ſich darin doch die wunderbare, beinahe magiſche Wiſſenſchaft, welche er von dem menſchlichen Körper und allen verborgenen Triebfedern ſeiner Bewegungen und Muskelſpiele beſaß, in der großartigſten Wirkung ausgeprägt. Dieſe unverſiegbaren Wechſel der Affecte, in oft greller, aber immer wahrer Kundgebung, zeugen von des Meiſters tiefem und ernſtem Sinne, von der Rieſenkraft und Allſeitigkeit ſeines Geiſtes und Gefühles. Dem Befehle des Papſtes Leo X. zufolge, mußte er die ſchon mehrmals unterbrochenen Arbeiten des für Papſt Julius II. beſtimmten Monumentes neuerdings aufgeben, und dafür in Florenz den Bau der Vorderſeite der St. Lorenzo-Bibliothek übernehmen. Während der bürgerlichen Unruhen verrichtete der kunſtreiche Mann Ingenieurdienſte, vertheidigte Florenz gegen die Mediceer, und flüchtete nach deren ſiegreichem Einzuge, nach Ferrara und Venedig, kehrte aber, auf Verlangen des, dem Hauſe Medicis entſproſſenen Papſtes Clemens VII., nach Rom zurück, um das Grabmal der Mediceer und jenes des Papſtes Julius II. zu vollenden, und übernahm endlich, nach Sangallo's Tode, 1546 unter Papſt Paul III., der ihn abermals nach Rom berief, noch in hohem Alter, zwar Anfangs widerſtrebend, dann aber unentgeltlich, die oberſte Leitung des vierzig Jahre früher von Bramante begonnenen Baues der Peterskirche. Obgleich er nur ſiebzehn Jahre dabei wirkte, da 1564 zu Rom der Tod den erhabenen neunzigjährigen Greis entführte, ſo kann er doch als Derjenige angeſehen werden, der das Meiſte zur Vollkommenheit dieſes Baues beitrug. Beſonders angelegen ließ er ſich ſein, die durch Sangallo verunſtalteten majeſtätiſchen Verzierungen des Bramante ſo gut als möglich der Kirche wiederzugeben, kehrte auch zu der von jenem erſten Baumeiſter angenommenen inwendigen Form des griechiſchen Kreuzes zurück, welches von ſeinem Vorgänger Rafael und Andern in ein lateiniſches verwandelt worden war, ſchränkte, nach dem Willen des damaligen Papſtes, das Gebäude ein, und nahm alles Aeußerliche weg, was ſich im Modell des Sangallo befand und weder zu den vier Schenkeln, noch zu den vier Pfeilern der Kuppel gehörte. Das heutige Portal iſt nicht von ihm; auch ſeine, von der des Bramante verſchiedene Kuppel war um ein Sechstheil niedriger, als die beſtehende, und die jetzige lateiniſche Kreuzesgrundform, welche zuletzt in der Ausführung die Oberhand behielt, iſt vom Baumeiſter Moderno, der den Kirchenbau erſt völlig beendigte. Außer dieſen Bauten ſind

von ihm das Campidoglio (Capitol), der Farneſiſche Pallaſt und noch mehrere andere architektoniſche Werke, deren Kühnheit in Erſtaunen ſetzt, wenn auch Manches daran ausſchweifend und auffällig erſcheinen mag. Michel' Angelo war ein urkräftiger Charakter, jede Sphäre des Wiſſens und Wirkens mit Kühnheit und ſchneller Kraft erfaſſend, groß in allen Fächern ſeiner weitverzweigten Thätigkeit. Er war heftigen Temperaments, etwas herb und abſtoßend in der erſten Begegnung; aber auch edel, gerecht, bieder, offen und gutmüthig. Nur der Anmaßung und Ränkeſucht gegenüber waffnete er ſich mit unangreifbarem Trotze. Daß er ſeinen Sklaven an ein Kreuz gebunden, ihm ſpäter, um ſich für ſeine plaſtiſchen Zwecke das Leiden des Heilandes zu verſinnlichen, den Dolch in die Seite geworfen, und dann die Familie des Unglücklichen in Geld entſchädigt habe, iſt eine jener Fabeln, mit denen das Andenken ausgezeichneter Menſchen ſo häufig umgeben und in abenteuerliche Grotesken gezogen wird. Der Architektur, der Sculptur und der Malerei hat er unauslöſchliche Spuren ſeines Genie's eingedrückt, und ſelbſt ſeine Gedichte, obſchon er ſie nur als Spiele der Fantaſie und der Unterhaltung anſah, tragen das Gepräge ſeines reichen Geiſtes. In ſeinen Werken, die mehr eine univerſelle Richtung haben, daher weniger auf individuelle Merkmale ausgingen, und auch aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet werden müſſen, waltet eine, mehr im Bereiche des Koloſſalen, Allumfaſſenden, als im abgeſteckten Kreiſe des Schönen und Lieblichen, ſich bewegende hohe Einbildungskraft, die jedoch allenthalben von einem edlen Sinne, einem tiefen Studium der Natur, namentlich von einer beiſpielloſen Kenntniß der lebendigen und bewegten Formen zeugt. Seine anatomiſchen Forſchungen wurden von Rafael fruchtbringend benutzt, der, wie wenig er auch bei der bloßen Nachahmung ſtehen blieb, ſondern Michel' Angelo's muskelreiche Formen, kühne Umriſſe und kraftvolle Stellungen in ein neues, geſtalten- und anmuthreiches Leben verwandelte, doch edelſinnig ſich zu dem großen Vorbilde bekannte, indem er offen erklärte: er danke Gott, daß er ihn zu Lebzeiten eines Michel' Angelo habe geboren werden laſſen.

Jean Jacques Rousseau.

Geboren 1712. Gestorben 1778.

Nicht leicht hat ein Schriftsteller auf seine Mitwelt tiefer und lebendiger eingewirkt, und nicht leicht waren bei so großer Wirkung die Urtheile selbst der ruhigeren Nachwelt über einen Schriftsteller verschiedener, ja widersprechender, als dies Alles bei dem Bürger von Genf der Fall ist. Während die Einen von der Verwirklichung seiner Ansichten das Heil der Welt erwarten, und seinen Charakter als das Ideal des geläuterten Menschen verehren, erklären die Andern jene für Träume eines Schwärmers, diesen für krankhaft und unzuverlässig, wenn sie nicht gar seine sittliche Seite verdächtigen. In der Mitte wird wohl — wie Goethe zu sagen pflegte — das Problem liegen, und dieses zu lösen, die Geschichte des merkwürdigen Mannes das beste Mittel sein.

Als ein schwächliches Kind kam Jean Jacques, der jüngste Sohn eines Uhrmachers in Genf, zur Welt, und seine Geburt war die Ursache des Todes seiner Mutter. »Meine Geburt" — pflegte er zu sagen — „war mein erstes Unglück." Mit einem äußerst empfindlichen Gemüthe, welches er sein zweites Unglück hätte nennen können, begabt, vertrug er die Derbheit und Härte eines ehrlichen Bürgers, eines Kupferstechers, nicht, zu dem er in die Lehre gegeben ward. Schon hatte die frühe Lectüre von Dichtern, und besonders Plutarch's, den er als Knabe fast auswendig wußte, seine junge Seele entflammt; ideale Welten schwebten ihm im Geiste vor, die Wirklichkeit schien ihm unerträglich, und — er entlief. Lange in Savoyen herumgewandert, änderte er sein Glaubensbekenntniß, ward in ein Kloster aufgenommen, unterrichtet, aber bald gewahr, daß seine plutarchische Welt auch hier nicht zu finden war, und — entlief abermals. Frau von Warens in Annecy fand den jungen Abenteurer mit seinem träumerischen Wesen interessant und vielversprechend. Mit mütterlicher Sorgfalt nahm sie sich seiner an, ja man gibt ihr Schuld, ihn verzärtelt zu haben. Jedenfalls dankte er dem Aufenthalte bei ihr seine feinere Bildung und vorzüglich seine gründ-

liche Kenntniß der Muſik, die ſpäter ein Blatt zu ſeinem Lorbeer hinzufügte. Dieſe Kenntniß ſollte ihm von nun an durch's Leben helfen, und mit Rührung entließ Frau v. Warens ihren Zögling, als er, im zwanzigſten Jahre ſeines Alters von ihr ſchied, um in Frankreich ſein Glück zu verſuchen. Concerte, Muſikſtunden, endlich Notenſchreiben halfen ihm kümmerlich durch einige dornenvolle Jahre. Da ereignete es ſich, daß die Akademie zu Dijon einen Preis auf die Frage ſetzte: »Hat die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften zur Verbeſſerung der Sitten beigetragen?« Jean Jacques, ein Niemanden bekannter junger Mann, wagte es, eine Schrift einzuſenden; wagte es, die Frage mit einem kühnen »Nein« zu beantworten, und — erhielt den Preis. Seine Schrift erregte allgemeines, man kann ſagen, europäiſches Intereſſe, denn ſelbſt der ſpaniſche Hof miſchte ſich in dieſe Angelegenheit. Rouſſeau's Lebenspfad war entſchieden, aber er zog ſich nun, wie die Extreme ſeiner Behauptungen, zwiſchen Roſen und Dornen hin. Rouſſeau hatte zu den Menſchen das ſeltſame Verhältniß, ſie jetzt mächtig anzuziehen, jetzt ſchroff zurückzuſtoßen. So erging es ihm in allen Dingen. Eine Oper, wozu er Text und Muſik ſelbſt gedichtet, hatte den Erfolg, daß man ihn vergötterte; eine Abhandlung, die er bald darauf über franzöſiſche Muſik ſchrieb, hatte den, — daß man ihm nach dem Leben trachtete. Er floh in ſeine Vaterſtadt, und kehrte in den Schooß der verlaſſenen Kirche zurück, um das verlorene Bürgerrecht wieder zu erhalten. Die Akademie zu Dijon ſchrieb wieder einen Preis aus: »Welches iſt die Quelle der Ungleichheit unter den Menſchen?« Rouſſeau ſchrieb ſeine berühmt gewordene Abhandlung, und dieſe machte, wo möglich, noch mehr Senſation als die erſte, — aber weniger als die dritte: der Contrat social, und die vierte: Emil, durch welche beiden er eigentlich die Welt bewegt hat. Man hat offenbar zu viel geſagt, wenn man dem contrat social einen Antheil an der Entſtehung der franzöſiſchen Revolution zugeſchrieben hat; die Revolution iſt nicht aus Büchern, ſondern aus tiefern und allgemeinern, in's Leben des Ganzen und jedes Einzelnen verflochtenen Wurzeln entſproßen; aber was, nachdem ſie da war, ein Buch, wie das Rouſſeau's, in die erregten Geiſter wirken konnte, bleibt freilich unberechenbar. Der Verfaſſer dieſer Schriften war inzwiſchen, auf wiederholte Einladungen, nach Frankreich zurückgekehrt. Aber kaum war ſein Emil erſchienen, ſo ward das Buch in Paris und Genf verbrannt, und Jean Jacques Landes verwieſen.

Seine Vaterſtadt nahm ihn nicht auf, ſondern drohte ihm mit dem Gefängniſſe, und ließ ſeinen Namen von der Kanzel herab verrufen. Nach

einigen Monaten, die er auf einer Inſel im Bielerſee verlebte, ward ihm auch dieſer ſtille Zufluchtsort verſagt; umſonſt bat er nur um eine kleine Friſt, umſonſt flehte er um ein Gefängniß, — man trieb ihn fort, und der Unglückliche war in Gefahr, unterwegs zu verſchmachten. Da war es, wo ſich Hume ſeiner annahm, und ihm anbot, ihn mit nach England überzuſchiffen. Rouſſeau willigte gerührt ein, betrat mit Thränen der Freude den Boden Britanniens, umarmte ſeinen Retter, und begleitete ihn nach London. Hier erregte ſeine Ankunft einen unerhörten Enthuſiasmus. Man drängte ſich, ihn zu ſehn, die Journale waren voll ſeines Ruhmes, die Damen trugen ſein Bild in Ringen und an Armbändern. Aber — bald brachten die Journale auch Anekdötchen, die Damen in ihren Zirkeln wiederholten ſie, und Rouſſeau, mißtrauiſch und gereizt von Natur und nach ſo vielen erfahrenen Kränkungen, verließ mit dem bittern Unwillen des Menſchenhaſſes das Land, das er für ſein letztes, bleibendes Aſyl hoffend gehalten hatte. Man nahm ihn im Stillen in Paris wieder auf; anfangs umringten ihn Neugierige, — bald ſah er ſich, wie er wünſchte, einſam und verlaſſen, ja in Kurzem vergeſſen. Hier war es, wo ihm ſein großer Gegner Voltaire ein Aſyl antrug, welches er verſchmähte; wo ihn der geiſtvolle Fürſt de Ligne beſuchte, und ihm eine Freiſtätte in der Fremde anbot, die er mit Rührung, aber Standhaftigkeit zurückwies. In der einfachen Beſchäftigung mit Notenſchreiben fand er ſeinen kümmerlichen Erwerb, im Umgange mit der Pflanzenwelt ein ſtilles Glück, in ſeinem Plutarch, Tacitus und Salluſt, und in den Träumen ſeines edeln Geiſtes die Erhebung, deren ſeine Seele unabweislich bedurfte, in der duldenden Liebe ſeiner Thereſe Levaſſeur, die ſich allen Stürmen ſeines Geſchickes und ſeines Charakters mit treuer Ausdauer fügte, Beruhigung und Troſt. Jean Jacques war zweimal verheirathet. Das Erſtemal unglücklich; indem er ſich verpflichtet fühlte, ſeine Haushälterin, eine gemeine, zänkiſche, rohe Perſon zur Frau zu nehmen; das zweitemal an Thereſe Levaſſeur, die bis an's Ende ſeines Lebens bei ihm aushielt. Mit den Jahren wuchs die Düſterheit und miſanthropiſche Stimmung des unglücklichen Mannes. Endlich entſchloß er ſich, eine Stätte zu ſuchen, wo er ſtiller und ruhiger dem Augenblicke entgegenharren konnte, der ihn aus einer Welt rufen würde, die ihm nichts, als die Sehnſucht nach einer beſſern, gewährt hatte. Der Marquis Girardin bot ihm eine ſolche, — das freundliche Landgut Ermenonville unweit Paris, mit einem ſchönen, einſamen Parke, der ganz geeignet war, die letzten Träume eines Philoſophen in ſeine Schatten einzuhüllen. Aber auch dieſes

Glück währte für Jean Jacques nicht lange. Kaum einige Monate in dem ſtillen, kleinen Paradieſe heimiſch, ward Rouſſeau, am 2. Juli ſeines 66ſten Lebensjahres, nach einem Spaziergange, durch einen ſchnell tödtenden Schlagfluß aus dem Leben abgerufen. Nun ward die Verehrung allgemein und ſchwärmeriſch. Der Leichnam wurde einbalſamirt, und, in einen Sarg von Blei verſchloſſen, auf einer friedlichen, mit Pappeln beſtanzten Inſel im Garten von Ermenonville beigeſetzt. Ein Denkmal erhebt ſich auf der Stelle, mit der Inſchrift: »Hier ruht der Mann der Natur und der Wahrheit.« Hunderte pilgerten und pilgern noch zu der Stätte. Im J. 1794 wurden die Gebeine Rouſſeau's feierlich im Pantheon beigeſetzt, eine Straße in Paris führte den verehrten Namen; ſeine Witwe erhielt von der National-Verſammlung einen jährlichen Gehalt von 1200 Livres.

Sein äußeres Weſen war einfach, edel, bald einnehmend, bald düſter und abſtoßend. Sein Geſpräch bewegte ſich in Paradoxien des Gefühles und Verſtandes, immer mit Geiſt; »er würde — meint de Ligne — ein Stück Käſe veredelt haben, wenn er davon geſprochen hätte. Seine Augen glichen zwei Sternen; der Genius ſtrahlte aus ſeinem Blick, und bezauberte den Hörer.« — Ueber ſeine Werke hat die Zeit gerichtet. Seine Heloiſe iſt faſt vergeſſen, aber die oben angeführten Werke bewahrt das Archiv der Menſchheit unter ihren ewigen Aktenſtücken. Man kann ſie nicht bündiger und treffender bezeichnen, als es Kant in den Worten gethan hat: »Man hat Rouſſeau vielfach mißverſtanden. Seine drei Schriften von dem Schaden, den die Cultur, die Ungleichheit, und die Erziehung, gebracht haben, die den Naturzuſtand als einen Stand der Unſchuld darſtellen, ſollten nur ſeinem Social-Contract, ſeinem Emil und ſeinem ſavoyardiſchen Vikar zum Leitfaden dienen, aus dem Irrſal der Nebel ſich herauszufinden, womit ſich unſre Gattung, durch eigne Schuld umgeben hat. Rouſſeau wollte nicht, daß der Menſch in den Naturzuſtand zurückgehen ſollte — woran ihn der Thorwächter eines Paradieſes mit feurigem Schwerte verhindert, — ſondern nur, daß er von der Stufe, auf der er jetzt ſteht, dahin zurückſehen ſollte.« — Mag man ſich nun aus der Geſchichte Rouſſeau's das Räthſel ſeiner Widerſprüche löſen oder nicht, mag man dem Urtheile Kant's beiſtimmen oder nicht, — ſo viel bleibt gewiß, und es iſt vor dem Richterſtuhle der Weltgeſchichte genug: daß, wenn er geirrt hat, die Irrthümer ſeines Verſtandes aus der Reinheit und Güte ſeines Herzens hervorgingen. Und wer, der die Menſchen kennt, und in ſein eignes Inn're ſchaut, hebt hier den erſten Stein auf?

Voltaire.

Geboren 1694. Geſtorben 1778.

Es erſcheinen von Zeit zu Zeit Menſchen, welche, wie die Blume den Inbegriff der ganzen Pflanze, gleichſam die Blume einer ganzen Zeit, einer ganzen Nation in ſich darſtellen. Ein ſolcher war Franz Marie Arouet, genannt Voltaire. Alle Eigenſchaften und Tendenzen der franzöſiſchen Bildung vereinigten ſich in ihm zu ihrer höchſten Vollendung, und vielleicht iſt noch von keinem Menſchen eine ſolche Wirkung auf eine ganze Zeit ausgegangen, als von ihm; ſo, daß man die ſeine mit völligem Rechte das Jahrhundert Voltaire's nennen kann.

Dieſer außerordentliche Mann ward zu Chatenay, am 20. Februar 1694 geboren, und erſt im November desſelben Jahres getauft. Die ungewöhnliche Schwächlichkeit des Kindes war der Grund dieſes Verzuges, und dadurch der Dunkelheit, die lange über Ort und Zeit ſeiner Geburt herrſchte. Sein Vater war Schatzmeiſter in der Rechnungskammer, und die Gewohnheit, ſich einen ſelbſtgewählten Namen beizulegen, war damals unter den Söhnen der wohlhabenden Bürgerklaſſe allgemein. Dieſe Wohlhabenheit verſchaffte dem jungen Voltaire zwei große Vorzüge, ohne welche man vielleicht nie das Letzte der Ausbildung erreicht: eine ſorgfältige Erziehung und Unabhängigkeit von niederdrückenden Sorgen und Verhältniſſen. Jeſuiten leiteten die erſtere, wie die aller vornehmern Söhne des damaligen Frankreich, und, was ſie unentwickelt gelaſſen hatten, vollendete der Abbée Chateauneuf, ein geiſtvoller Mann, in deſſen Geſellſchaft die berühmte Ninon, Frankreichs Aspaſia, den jungen Arouet kennen lernte, und ihm, nach ihrem Tode, nebſt 2000 Francs, gleichſam die Weihe der Feinheit und jenes Geiſtes hinterließ, ohne welchen man wohl groß ſeyn, aber nie es der Welt ſcheinen kann. Voltaire's erſte Mannesjahre waren ziemlich in dieſem Geiſte. Er glänzte in den feinen Zirkeln, machte, zum großen Leidweſen des alten Arouet, galante Verſe, und verliebte ſich in die Tochter einer Frau von bedenklichem Rufe, die ſeine Liebesbriefe drucken ließ. Eine kleine Reiſe

ließ ihn das Abenteuer vergeſſen und gab Anlaß zu ſeinem erſten größern Werke: der Henriade, das, bei manchen Vorzügen von Seite des Verſtandes, alle Mängel des Poetiſchen darlegt, an denen jenes Zeitalter litt. Zurückgekehrt, trat er mit der Tragödie Oedipus auf, die, trotz des ſtrengern, der Antike genäherten Geſchmackes, der dem üblichen widerſprach, Aufſehen erregte, und ihm die Neigung der Marechale de Villars verſchaffte; ein Verhältniß, welches die frühere, leichte Neigung ganz aus Voltaire's Seele verwiſchte, und von dem er, ſelbſt in ſpätern Jahren, nie ohne tiefe Rührung ſprach. Im Jahre 1772 beſuchte er den unglücklichen Rouſſeau — und beide ſchieden als unverſöhnliche Feinde. Wie hätte auch der melancholiſche Ernſt, die ſittliche Strenge, und das gereizte Selbſtgefühl des Einen mit dem ſarkaſtiſchen Witze, der weltlichen Leichtfertigkeit und Selbſtgefälligkeit des Andern ſich je vertragen können? Doch bewies ſich Voltaire ſtets edel gegen ſeinen Antipoden, und bot ihm ein Aſyl, als die ganze Welt ihn von ſich wies. Voltaire verſuchte ſich nun auch im Luſtſpiele, reüſſirte auch hier, und ſein Ruhm, ſeine Beliebtheit wuchſen mit jedem Tage. Allein ſein beißender Witz, den zu unterdrücken er nicht die Selbſtverläugnung hatte, verwickelte ihn in mancherlei unangenehme Situationen; ja, er ſah ſich durch einen einflußreichen Gegner genöthigt, ein Aſyl in England zu ſuchen, wo er ſich für Newton's Entdeckungen und für die freie Denkart der Britten enthuſiasmirte. Jene trug er ſeiner Nation in leichtem Gewande vor, dieſe verſtärkte die Wirkungen der Geſinnung und des Heroiſchen in ſeinen ſpätern Trauerſpielen. Zurückgekehrt, vergrub er ſich mit der gelehrten Marquiſe du Chatelet in Newton's und Leibnitz's Schriften, in aſtronomiſche und phyſikaliſche Apparate; dazwiſchen ließ der Satyr dann und wann, z. B. in der berüchtigten Pucelle, ſein Bein hervorſchauen. Zugleich betrat er durch die Biographie Karls XII. die Bahn der Geſchichtſchreibung, und glänzte ſo durch jene Vielſeitigkeit, welche, man ſage dagegen was man will, dem Genie immer eigen, ja für dasſelbe charakteriſtiſch iſt. Inzwiſchen ermangelte der Neid, der demſelben eben ſo ſicher auf allen Schritten folgt, nicht, ſeine Leiſtungen zu bekritteln, ſeine Verdienſte zu verdunkeln, ſeinen Charakter zu verdächtigen. Man nannte ſeine Geſchichtswerke Romane, und bedachte nicht, daß auch die gelehrteſten es vielleicht nicht weniger ſind, und daß Voltaire nur eingeſteht, was die Gelehrten dünkelhaft verſchweigen; man beſchuldigte ihn der Oberflächlichkeit, und vergaß, daß Gelehrtheit nicht Tiefe, und Witz oft gründlicher als jene iſt. Ein Abbée Desfontaines, der Voltaire'n die Freiheit, vielleicht das Leben verdankte, ſchrieb ein Schmäh-

libell auf ihn; die Nachwelt hat es vergeſſen. Der krankhaft gereizte Rouſſeau ließ ſeinen Zorn gegen ihn aus; die Nachwelt hat ihm verziehen. Dafür entſchädigte um eben jene Zeit den vielfach Angegriffenen die Freundſchaft des damaligen Kronprinzen von Preußen, die auch auf dem Throne fortdauerte, und Friedrich den Großen gleich ſehr wie den Dichter ehrt. Doch widerſtand dieſer anfangs allen Anerbietungen, wodurch der König ihn in ſeine Nähe zu ziehen hoffte; er zog die Freundſchaft der Marquiſe du Chatelet der Gunſt eines Königes vor, der ihn bewunderte. Erſt einige Zeit nachher, als es ſich um eine nähere Verbindung Frankreichs mit Preußen handelte, übernahm Voltaire, im Auftrage des Miniſters, die Vermittlung. Als ſodann der Tod ſeine vieljährige Freundin ihm entriſſen hatte, als er ſich in ſeinem Vaterlande, von der Mittelmäßigkeit verfolgt, ſelbſt von Beſſern verkannt ſah, entſchloß er ſich, mit dem Titel eines Kämmerers und einem Gehalte von 20,000 Livres, am Hofe ſeines Freundes in Berlin zu leben. Hier verlebte er glückliche Tage; der König vergaß des Scepters, der Dichter der Kritik, und eine fröhliche Weisheit vereinte zwei außerordentliche Menſchen, und machte ein Verhältniß möglich, wie es noch nicht von der Welt geſehen worden war. Aber auch in dieſes miſchte der Neid Jener, die ſich zurückgeſetzt fühlten, ſeine Bitterkeit; er erregte Mißverſtändniſſe, Argwohn, Entfremdung, — und Voltaire, nachdem er ſich zuvor mit Friedrich in's Klare geſetzt, und verſöhnt hatte, kehrte doch lieber aus der Hofluft in die anmuthigere und freiere von Ferney zurück, das ſein Aufenthalt verewigt hat. War ſein bisheriges Leben vielbewegt und wohl auch an manchen Illuſionen und Verwirrungen nicht arm, ſo glich es von nun an wirklich dem eines Weiſen. Studien, geiſtreich-geſellige Unterhaltungen, poetiſche Einſamkeit, höchſtens lachender Feder- und Witzkrieg füllten es in heiterem Wechſel aus, und Wohlthaten im ſchönſten Sinne bezeichneten ſeinen Lauf. Er erfährt, daß eine Nichte Corneille's in dürftigen Umſtänden ſchmachtet; er beruft ſie nach Ferney, ſorgt für ihre Erziehung und Fortkommen. Er vernimmt, daß Calas, ein ſchwacher, kränklicher Greis, in eine ſchwere Anklage verwickelt, unſchuldig iſt; mit Wärme und Aufopferung, trotz vielfacher und mächtiger Widerſacher, nimmt er ſich ſeines Prozeſſes an, und rettet wenigſtens das Andenken und die Familie des Unglücklichen, deſſen Tod er nicht hindern konnte. Ferney ward der Zufluchtsort für Verfolgte; allein Voltaire's Gegner verminderten ſich freilich dadurch nicht. Eine Menge von verläumderiſchen Libells erſchien; nur der Name des Angegriffenen konnte ihnen einiges Intereſſe verleihen. Inzwiſchen unterließ Voltaire nicht,

mitten in tauſenderlei ernſten Verhandlungen mit Gerichten, Advokaten und Parlament, deren Detail, wenn man es lieſt, im Leben eines Dichters, und noch dazu eines für frivol erklärten Dichters, eine befremdende, aber ehrwürdige Epiſode bildet, ſeine Kritiker durch immer neue Produkte eines unverwüſtlichen Geiſtes zu beſchämen. Er überraſchte durch jene anmuthigen und ſinnvollen Erzählungen, die, nächſt den witzigen Gedichten, wohl die eigentliche Stärke ſeines Talentes ausdrücken. Er ſammelte ſeine Werke, arbeitete am Rieſenplane der Encyklopädiſten mit, und dichtete noch als Greis das empfundenſte ſeiner Trauerſpiele — Tancred. Und nun endlich ward ihm die Befriedigung, im Winter des Lebens, die er im Frühling und Sommer vergebens erſtrebt hatte. Er erlebte es, ſein Vaterland in den Händen der Gerechtigkeit, und ſich ſelbſt, ohne weitern Widerſpruch, anerkannt zu ſehen. Der weiſe Miniſter Turgot kam an's Ruder; und man kann vielleicht nichts Stärkeres zu ſeinem wahren Ruhme ſagen, als die Worte Condorcet's: »Turgot war der Mann, welchen Voltaire achtete, welchen er denjenigen entgegenhielt, die über den Verfall des Jahrhunderts klagten.« Franklin beſuchte den Dichter der Zaire in Paris, und Voltaire pries ſich glücklich, den edlen Mann geſehen zu haben, und ſuchte ſein bischen Engliſch zuſammen, um deſſen Enkel zu ſegnen. Die franzöſiſche Akademie, die ihn, nach manchen Kabalen und Widerſtreben, erſt im 52ſten Jahre aufgenommen hatte, erwies ihm nun Ehren, nicht wie ihres Gleichen, ſondern wie dem Monarchen im Reiche der Dichtkunſt und Wiſſenſchaft. Die franzöſiſche Sprache bildete ſich nach ſeinem Muſter, und ſein Wort ward das Orakel der Nation. Bei der Vorſtellung ſeiner »Irene« im Theater, wo er ſo viele Jahre durch erfreut und geherrſcht hatte, wurde ſeine Büſte aufgeſtellt und bekränzt, unter dem Jubelgeſchrei von Tauſenden. Aller Augen waren auf ihn gerichtet; die Wache, die man ihm mitgegeben, nützte nichts; man warf ſich ihm zu Füßen, man unterſtützte ihn im Nachhauſegehn, man berührte ſeine Kleider, man benetzte ſie mit Thränen; man ſtritt einander das Recht ab, länger in ſeiner Nähe zu verweilen. Solche Beweiſe der Dankbarkeit ſeiner zum Enthuſiasmus ſo willigen Nation machten den Greis nur noch thätiger. Er übernahm neue Arbeiten, — aber ſein ermüdeter Organismus ertrug ſolche Anſtrengungen nicht mehr. Ein wiederholter Blutauswurf verkündete ſein nahendes Ende, das am 30. Mai 1778 erfolgte. Die fabelhaften Gerüchte, welche Mißverſtand und die nach dem Tode des Beklagten wieder eifrige Parteiſucht von den nähern Umſtänden dieſes Todes verbreiteten, ſind längſt berichtigt, und berichtigen ſich von ſelbſt für den Kenner

der menſchlichen Natur. Man verſagte dem Leichnam ein geſetzliches Begräbniß; 14 Jahre ſpäter verſetzte man ihn in's Pantheon. Seine ſchönſte Grabſchrift iſt die Antwort, die er einſt auf die Frage gab: welches ſeiner Werke ihm das Liebſte ſei? — »Das wenige Gute — ſagte er — das ich gethan habe.«

Tauſend treffende und witzige Worte aus dem Munde Voltaire's ſind nun im Munde der Welt; ſein Geſpräch war eine Kette von ſolchen. Häßlich war ſeine Erſcheinung, und doch — »man muß ihn geſehen haben« — ſagt der geiſtvolle Fürſt de Ligne — »mit vollen Händen Geiſt und Witz ſpenden, Leben und Verſtand in ſeine Umgebung verbreiten, und ſelbſt den trockenſten Naturen mittheilen, gutmüthig und beißend, kindiſch und groß zugleich, um ihn zu verſtehen und zu verehren.«

Gewiß, wenn es ein Beiſpiel von der Gewalt des Geiſtes über das Kleinliche körperlicher Erſcheinung und gemeiner Intereſſen gibt, ſo iſt es — Voltaire.

Don Baldamero Espartero,

Herzog de la Victoria, Graf v. Luchana, Regent von Spanien.

Geboren 1792.

Dunkel und niedrig iſt der Urſprung des Mannes, der, den Sieg anfangs in ſeinem Schwerte, dann in ſeinem Namen führend, jetzt die Zügel jenes Reiches in ſeinen Händen hält, in deſſen Gränzen die Sonne nie untergehen ſoll. Er ſtammt aus Granatula, einem Flecken unweit der Stadt Almagro in der Mancha, wo ſein Vater, Antonio Espartero, ſich ſtill und ehrbar als Stellmacher nährte. Als der jüngſte Sohn unter den zahlreichen Kindern dieſes Handwerkers, wurde Baldamero zum geiſtlichen Stande beſtimmt und, um ſich die nöthigen Schulkenntniſſe anzueignen, nach Cagorla geſchickt, wo ſein, 1839 als Ehrenkaplan der Königin und Kanonikus von San Iſidoro zu Madrid verſtorbener älterer Bruder, Manuel Espartero, ſich damals als Mönch in einem Dominikanerkloſter aufhielt. Doch Baldamero's Sinn war nicht für den geiſtlichen Stand. Kaum ſtrebten 1808

die Franzoſen, die Halbinſel zu unterjochen, ſo ſchloß er ſich der großen Schilderhebung der ſpaniſchen Nation an, und ging nach Toledo, um in das, größtentheils aus Studierenden beſtehende Bataillon einzutreten, welches den Namen el sagrado, das geheiligte, führte. Da dasſelbe ſchon über Sevilla nach Isla de Leon marſchirt war, ſo mußte er ihm dorthin nacheilen. Auf ſeine Empfehlungsbriefe wurde er als Soldat in jenes Bataillon aufgenommen, aus welchem die Beſſeren häufig zu Unteroffizieren oder Offizieren in anderen Regimentern befördert wurden. Dieſes Ziel im Auge, beſuchte er ein Collegium in St. Petri, bis, auf Verordnung der Regierung, die wenigen in dem Bataillone noch vorhandenen Studenten mathematiſchen Unterricht in dem Cadetten-Collegium von San-Carlos erhalten ſollten. Nachdem auf ſolche Weiſe auch Espartero dem Cadetten-Corps einverleibt worden, trat er gegen Ende des Jahres 1811 als Unterlieutenant in das in Cadix befindliche Ingenieurcorps ein, wurde aber, ungeachtet ſeiner fortgeſetzten Studien, bei den vorgenommen Prüfungen nicht tauglich für dieſes Corps befunden, ſondern zu einem, damals in Valladolid ſtationirten Infanterie-Regimente verſetzt; eine Hintanſetzung, die er bitter empfand und deshalb wiederholte, jedoch vergebliche Beſchwerden einreichte. Schon ſtand er 1814 im Begriffe, ſeinen Abſchied zu nehmen, da ſtellte er, auf den Rath eines ſeiner Gönner, ſich dem General Don Pablo Morillo vor, der den Oberbefehl über die nach den inſurgirten Colonien von Südamerika beſtimmte Expedition hatte, welcher Espartero ſich nunmehr anſchloß und, ſobald er im Januar 1815 das Schiff beſtiegen hatte, gleich den übrigen Offizieren um einen Grad befördert wurde. Als die Flotte vor der Inſel Margarita ankam, glaubte man einen aus Offizieren vom Fach beſtehenden Generalſtab bilden zu müſſen, und da Espartero zufällig ſeine alte Ingenieur-Uniform bei ſich hatte, ſo meinte man hiemit ſeinen Beruf zum Stabsoffizier außer Zweifel geſtellt, und er wurde, ſeinem Rocke zu Liebe, zum Chef des Generalſtabes ernannt. Doch gefiel er ſich in den mit dieſem Poſten verbundenen Beſchäftigungen nicht. Als daher der in Peru befehligende General Laſerna einige verwendbare Offiziere für den leichten Seedienſt forderte, wurde Espartero dorthin geſchickt und als Major in das leichte Bataillon des Centrums eingereiht, an deſſen Spitze er 1817 mit Auszeichnung unter dem General Las Heras in dem Treffen bei Supachui focht, in welchem der Inſurgentenführer La Madrid völlig unterlag. Zum Oberſtlieutenant befördert, ſchlug er im Mai 1818 das Inſurgentencorps des Tueto in den Ebenen von Majocoya, und 1819 hatte er großen Antheil an der Unterwer-

fung der Provinz Cochabamba, verfolgte in Verbindung mit dem General Seoane die dortigen Insurgenten acht Wochen lang, und nahm ihnen 85 Gefangene und zwei Kanonen ab. 1820 gab ihm Pezuela, der Vicekönig von Peru, den Befehl, mit seinem Bataillon schleunigst nach Oruro aufzubrechen, um diese Stadt, deren Einwohner sich in Einvernehmen mit dem Insurgentenführer Chinchilla gesetzt hatten, zu behaupten. Dort angekommen, wurde ihm durch Kundschafter hinterbracht, daß man ihn umbringen und dann die Stadt übergeben wolle. Bei einem Bankett eröffnete er dies seinen Offizieren, die ihm Treue bis zum Tode schwuren, worauf in der Stille der Nacht das Bataillon versammelt und sämmtliche Rädelsführer in ihren Häusern aufgehoben wurden. Die Unzufriedenheit mit dem Benehmen des genannten Vicekönigs von Peru veranlaßte ein Complot der an der Spitze stehenden Generale, welche am 29. Januar 1821 ein Schreiben an Pezuela schickten, worin sie drohend ihn aufforderten, seine Würde an den General Laserna abzugeben. Auch Espartero soll diese Schrift unterzeichnet haben, obgleich der von Pezuela veranstaltete Abdruck seinen Namen nicht enthält. Pezuela wich der Gewalt, und der Verlust von Peru war die Folge jenes Aufstandes. Espartero wurde zum Obersten ernannt und focht als solcher unter Canterac und Valdes gegen die peruanischen Insurgenten. Zweimal wurde er in dem Treffen von Torata am 19. Januar 1823 schwer verwundet, ohne von der Spitze seines Regimentes zu weichen. Zum Brigadier ernannt, wurde er von dem Vicekönige Laserna nach Salta an den Insurgentenführer Las Heras geschickt, um dessen Anträge zu vernehmen, und entwickelte bei diesen Verhandlungen große Vorsicht und Geschicklichkeit. Nach der berüchtigten Capitulation von Ayacucho 1824 schiffte er sich mit seinen Waffengefährten Laserna, Valdes, Canterac und Anderen, die man später unter dem gemeinsamen Namen der Ayacuchos begriff, nach Spanien ein, wo ihm der Befehl ward, sich nach Logronno zu begeben. Hier machte er mit dem bedeutenden Vermögen, das ihm in Amerika sein außerordentliches Glück im Spiele erworben hatte, ein glänzendes Haus, vermälte sich mit der Tochter eines reichen Gutsbesitzers, Santa-Cruz, der anfangs diese Verbindung nicht billigte, wurde dann vom Kriegsminister Zambrano zum Chef des Infanterieregimentes Soria ernannt und als solcher nach Palma auf der Insel Mallorca versetzt. Bereits 1832 legte er seinen Eifer für die Thronfolge der Tochter Ferdinands VII. an den Tag, und bei Ausbruch des Bürgerkrieges erbot er sich freiwillig, mit seinem Regimente nach den Nordprovinzen zu marschiren. Nach und nach erhielt er den Befehl über mehrere Brigaden und

Diviſionen unter Mina und Cordova, und als Letzterer im Mai 1836 nach Madrid ging, übernahm er proviſoriſch den Oberbefehl, verfolgte Gomez in Galizien, ſchlug ihn bei Guardo und übertrug dann deſſen weitere Verfolgung dem General Alair. Durch ſein perſönliches Erſcheinen rettete er im Auguſt 1836 Madrid und wurde im September desſelben Jahres von Rodil zum General en chef der Armee des Nordens, zum Vicekönige von Navarra und Generalcapitän der baskiſchen Provinzen ernannt. Als Deputirter in den conſtituirenden Cortes beſchwor er die Conſtitution von 1837; doch fortwährend mit dem Miniſterium Calatrava unzufrieden, veranlaßte er durch die Proteſtation der Gardeoffiziere deſſen Sturz. Indem man durch ſeinen Namen die Rückkehr des neuen Miniſteriums zu einem gemäßigten Syſtem der äußeren und inneren Politik zu bezeichnen beabſichtigte, ernannte man ihn zum Kriegsminiſter und Conſeilspräſidenten; doch lehnte er beide Aemter ab, worauf Bardaji y Azara an die Spitze des Miniſteriums trat. Als am 12. September 1837 die Armee des Prätendenten Don Carlos vor Madrid erſchien, erwarb ſich Espartero den Ruhm, die Hauptſtadt zu retten, trieb den Prätendenten mit ſeiner Armee über den Ebro zurück, und entſetzte im December Bilbao, worauf er zum Grafen von Luchana ernannt wurde. Die Ruhe, in welcher er hierauf verharrte, benutzte er, um die geſunkene Disciplin im Heere wiederherzuſtellen, und befeſtigte ſich immer mehr in der Gunſt der Königin-Regentin Chriſtine. Durch die Blutgerichte zu Pampelona gegen Leon Iriarte, in Miranda ꝛc. erwarb er ſeinem Namen Furcht im Lande wie bei den Feinden. 1838 vernichtete er die Expedition Negri's, und nahm Penna Cerrada, gerieth aber endlich in völlige Spannung mit dem Miniſterium Ofalia, dem er alle Schuld beimaß, daß er in fortwährender Unthätigkeit verbleiben müſſe. Seine geſteigerte Eiferſucht gegen Narvaez und Cordova veranlaßte ihn zu mehreren Adreſſen an die Königin gegen jene Beiden und gegen die Jovellaniſten, während die Partei der Exaltados ihm fortwährend ſchmeichelte. Sein glücklicher Feldzug im Jahre 1839, die Siege bei Romales und Guardamino am 24. April, verſchafften ihm den Titel eines Granden erſter Claſſe und Herzogs de la Victoria (Siegesherzogs), wie auch die Großkreuze der franzöſiſchen Ehrenlegion und des portugieſiſchen Thurm- und Schwertordens. Geſchickt wußte er die Uneinigkeit der Carliſten zu ſeinem Vortheile zu benutzen, und Unterhandlungen mit dem carliſtiſchen Heerführer Maroto anzuknüpfen, welche am 31. Auguſt 1839 zu dem Vertrage von Vergara führten, in deſſen Folge Don Carlos auf franzöſiſches Gebiet zu flüchten ſich genöthigt ſah. Am 6. Oktober hielt Espar-

tero ſeinen Triumphzug zu Saragoſſa, beſchränkte ſich dann bei der vorgerückten Jahreszeit darauf, den Feind in ſeinen Gebirgen vom Norden her einzuſchließen, zwang mit grauſamer Strenge die Carliſten zur Auswanderung aus den von ihm beſetzten Bezirken, und folgte im Juni 1840 mit ſeinem ganzen Heere dem von O'Donnell bei la Cenia geſchlagenen Cabrera über den Ebro, bis dieſer letzte Verfechter der Sache des Prätendenten ebenfalls nach Frankreich überzutreten gezwungen war. Nachdem hiemit der ſpaniſche Bürgerkrieg als beendigt anzuſehen war, löſete ein königliches Dekret vom 20. Auguſt 1840 die Armeen des Nordens, Centrums und Cataloniens auf, und bildete daraus vier Armeecorps unter dem Oberbefehle Espartero's, der mit neuen Ehren überhäuft, und zum Großkreuze des goldenen Vließes, des britiſchen Bathordens ꝛc. ernannt wurde. Mit den Moderados, die zur Zeit ſich noch am Ruder befanden, war er ſchon früher zerfallen; auch hatte er mit der Königin-Regentin unterhandelt und ihr dringend die Nichtgenehmigung des Gemeindegeſetzes angerathen. Als dieſer Geſetzesentwurf gleichwohl am 15. Juli 1840 ihre Sanktion erhielt, reichte Espartero, der ſich damals bei ihr in Barcelona befand, ſeine Entlaſſung ein, die ihm verweigert wurde. Als auch eine Conferenz, die er am 18. Juli mit der Regentin hatte, ohne Erfolg blieb, traf er Anſtalten zur Abreiſe. Auf die Nachricht davon drohte ein Volksaufſtand. Dieſe Folgen zu verhüten, begab ſich Espartero zur Regentin, wies auf die nahe Gefahr hin, und beſchwichtigte ſodann die aufgeregte Menge mit dem Verſprechen der Herſtellung der Nationalgarde und der Veränderung des Miniſteriums, in welche die Königin unter der von Espartero zugeſtandenen Bedingung gewilligt hatte, daß er ſelbſt die Präſidentſchaft übernehme. Eine zu Gunſten der Regentin von den Moderados gemachte Demonſtration führte gleichwohl zu Exceſſen, denen Espartero durch militäriſches Einſchreiten ſteuern ließ. Dieſer legte inzwiſchen der Regentin ſein Programm vor; es wurde verworfen. Gonzalez ſollte nunmehr an die Spitze des im Sinne der Oppoſition in den Cortes gebildeten neuen Miniſteriums treten. Aber das am 9. Auguſt der Regentin vorgelegte neue Programm beruhte auf denſelben Grundſätzen, wie das von Espartero überreichte, indem es die Vertagung, dann die Auflöſung der Cortes, die Nichtvollziehung des Gemeindegeſetzes und die Wiederanſtellung der abgeſetzten Beamten forderte. Die Regentin nahm es nur theilweiſe an, worauf die Miniſter ihre Entlaſſung gaben. Espartero nahm bei allen dieſen Vorfällen die Miene eines bloßen Zuſchauers an, und man hielt ſeine Spannung mit der Regentin beſeitigt. Am 21. Juli war in Madrid den

Cortes die Sanction des Gemeindegeſetzes angezeigt worden. Das Volk kam hierüber in Gährung, das Ayuntamiento erließ tobende Sendſchreiben an Espartero, und erklärte, ſich dem Vollzuge dieſes Geſetzes mit allen geſetzlichen Mitteln widerſetzen zu wollen, welcher Erklärung die Nationalgarde beitrat. Inzwiſchen hatte die Regentin zu Valencia am 28. Auguſt 1840 ein neues moderantiſtiſches Kabinet gebildet. Auf die erſte Nachricht davon erklärte ſich der Gemeinderath zu Madrid für permanent und vereinigte alle Gewalt in ſich, die Regierungstruppen wurden verjagt, das Ayuntamiento ernannte am 2. September eine proviſoriſche Regierungsjunta und ſandte am 5. ein Manifeſt an die Regentin. Zahlreiche Städte ſchloſſen ſich der Bewegung an; in Madrid ſtanden 24,000 Mann unter den Waffen, und es wurde eine patriotiſche »conſtitutionelle Aſſoziation« errichtet, die bald 12,000 Mann aus allen Ständen zählte. Die Regentin gedachte anfangs die Bewegung gewaltſam zu bekämpfen, und gab Espartero die Weiſung, den Aufſtand militäriſch zu unterdrücken. Statt dieſer Aufforderung der Regentin nachzukommen, erließ Espartero am 7. September 1840 ein Manifeſt, worin er die Bewegung rechtfertigte und die Erfüllung aller ſeiner früheren Begehren zur Bedingung ſeines Gehorſams machte. In Madrid wurde dieſe Nachricht mit Jubel aufgenommen. Von allen Seiten verlaſſen, ernannte die Regentin am 16. September 1840 Espartero zum Miniſterpräſidenten, mit der Vollmacht, ſich ſelbſt ein Kabinet zu bilden. Er nahm es an, ernannte ſeine Miniſter und wurde in Madrid wie in Valencia mit königlichen Ehren aufgenommen. Das Miniſterium leiſtete den Eid in die Hände der Regentin und überreichte ihr ſein Programm, das die Zurücknahme des Ayuntamientogeſetzes, Auflöſung der Cortes und Verabſchiedung der Camarilla forderte; ſie aber dankte am 12. Oktober ab, beauftragte das Miniſterium mit der Regentſchaft bis zur Verſammlung der neuen Cortes und ging nach Frankreich. Bei ihrem Abſchiede ſoll Espartero von der Königin Chriſtine die bitteren Worte haben hören müſſen: „Du hatteſt keine Urſache, dich über mich zu beklagen. Ich habe Alles aus Dir gemacht, einen Grafen von Luchana, einen Herzog de la Victoria, einen Granden von Spanien; nur Eines konnte ich nicht aus Dir machen — einen echten Ritter.“ Espartero's erſtes Geſchäft war nun die Beruhigung der für die Regentin ſich erklärenden baskiſchen Provinzen, und die Unterdrückung der immer herriſcher ſich geberdenden Junten, welche zwar nach und nach ſich auflöſeten, doch nicht ohne heimliche und offene Verſuche des Widerſtandes. Espartero ſchien ſelbſt perſönlich bedroht, und ſein Freund und

Waffengefährte, der durch ſein unglückliches Ende bekannte Diego Leon, ſoll, als er ſich von ihm beurlaubte, zu ihm geſagt haben: »ich will nicht ſehen, wie man Sie eines Tages durch die Straßen von Madrid ſchleifen wird.« Bei Eröffnung der Cortes trat jetzt die Frage ein, ob ein einziger Regent, nämlich Espartero, oder drei Regenten erwählt werden ſollten; für beide Fälle erhoben ſich Parteien, und Spanien theilte ſich plötzlich in Unitarier und Trinitarier. Noch ſchwieriger geſtalteten ſich die Angelegenheiten, da gleichzeitig eine große Partei den Wunſch blicken ließ, die bisherige ſpaniſche Monarchie in eine Republik zu verwandeln, und die Basken drohend für ihre Fueros auftraten. Endlich entſchieden am 8. Mai 1841 die zu Madrid verſammelten Kammern durch 153 gegen 136 Stimmen, daß nur ein einziger Regent erwählt werden ſolle. Dann erhielt Espartero 179, Auguſtin Arguelles 103 Stimmen, und Erſterer wurde demnach zum alleinigen Regenten Spaniens erwählt, und als ſolcher am 10. unter großen Feierlichkeiten beeidigt. Sein Wirken in dieſer Eigenſchaft gehört zu ſehr der fortlaufenden Geſchichte an, als daß es hier zu einer Erörterung ſich eignen könnte. Espartero iſt tapfer, beſonnen, doch ohne glänzende Talente, wiewohl der Mangel derſelben durch ſein Glück und durch eine Gabe, unwillkürlich die richtigen Mittel zu wählen, erſetzt wird. Seine Geſtalt iſt unterſetzt, und nicht ausgezeichnet; auf ſeinem dunkel gebräunten Antlitze, deſſen Züge ſcharf markirt ſind, malen ſich Ernſt, Verſchloſſenheit und Liſt; ſeine Augen ſind feurig, und ſein Auftreten und Weſen verräth Stolz und Eitelkeit.

Joh. Fedorowitſch Paskewitſch.

Fürſt von Warſchau, Graf v. Erivan.

Geboren 1782.

Der Bezwinger der polniſchen Revolution ſtammt nicht, wie früher behauptet worden iſt, aus Lithauen, ſondern aus einer adeligen Familie Kleinrußlands, und wurde den 8. Mai 1782 zu Pretawa geboren, von Katharina II. in die Pagenanſtalt zu St. Petersburg aufgenommen und von Paul I.

zu seinem Leibpagen ernannt. Als Lieutenant und Adjutant des Kaisers trat er 1800 in das Regiment Preobraschensky, erwarb sich bei dem Feldzuge in der Moldau 1806 unter dem General Michelson den Ehrendegen der Tapferkeit, entging, als Ueberbringer des Ultimatums der russischen Regierung nach Konstantinopel, nur durch Flucht der dort ihm drohenden Gefahr, wurde bei dem Sturme auf Brailow 1809 schwer verwundet und, zur Belohnung seines Muthes, vom Kaiser zum Obersten ernannt. 1810 ward er Generalmajor, 1811 Chef des Infanterie-Regiments Orel und Commandeur der 1. Brigade der 26. Infanterie-Division, und 1812 erhielt er das Commando jener Division, welche einen Theil der 2. Westarmee unter Bagrathion ausmachte. Er befehligte in der Schlacht bei Smolensk einen Theil des Centrums, eroberte bei Borodino eine, von den Franzosen genommene Batterie zurück, und machte in dem Gefechte von Wjasma 3000 Gefangene. Dann befehligte er die Avantgarde des Generals Miloradowitsch, gab glänzende Proben seiner Kriegskenntniß und Tapferkeit in den blutigen Gefechten von Krasnoi, Merlino und Katowo, in denen er den französischen Garden, dem Vicekönige von Italien und dem Marschall Ney große Verluste beibrachte, und übernahm hierauf, dem feindlichen Heere über die Berezina bis Wilna folgend, einstweilen das Commando des, auf 4000 Mann zusammengeschmolzenen 7. Corps. 1813 drängte er bei Berggießhübel und bei Dohna den französischen General St. Cyr nach Dresden zurück, focht bei Leipzig, wo er am 19. Oktober 29 Geschütze eroberte, und wurde gleich nach dieser Schlacht zum Generallieutenant ernannt, und seine Division ausersehen, den Blockaden von Magdeburg und Hamburg beizuwohnen. Im Februar 1814 übernahm er das Commando der zu den Reserven des Fürsten von Schwarzenberg gehörenden 2. Grenadierbrigade, focht bei Arcis sur Aube, und leitete in der Schlacht von Montmartre den Angriff auf die Höhen von Belleville. Nach der Einnahme von Paris nach Rußland zurückgekehrt, führte er 1815 abermals seine Division nach Frankreich, erhielt bei seiner Heimkehr das Commando des Grenadiercorps, und war 1817 der Begleiter des Großfürsten Michael auf dessen Reisen in das Innere Rußlands und in's Ausland. Der 1826 ausgebrochene Krieg gegen Persien eröffnete ihm ein neues Feld der Thaten. Kaum hatte er dem kommandirenden General Yermoloff vom Don her Verstärkungen zugeführt, als er, nach dem Siege von Elisabethpol am 25. September, durch seine trefflich geleitete Verfolgung das persische Heer beinahe aufrieb. Sein Lohn war, nebst einem mit Brillanten besetzten Degen, seine Ernennung zum Oberbefehlshaber des kaukasischen Heeres, von

welchem Yermoloff abberufen wurde. Im April 1827 begann Paskewitſch den zweiten Feldzug. Sofort fiel das berühmte armeniſche Kloſter Etſchmiazin in ruſſiſche Gewalt, und, nach einem erfolgreichen Gefechte gegen Abbas Mirza, öffnete am 7. Juli die Feſtung Abbaſabad auf dem rechten Ufer des Araxes dem Sieger die Thore. Durch ein zweites blutiges Gefecht auf beiden Ufern des Abaran am 30. Auguſt wurde der Weg nach Eriwan freigemacht, und am 25. September Sardan-Abad, weſtlich von Eriwan, erſtürmt, worauf am 6. Oktober Paskewitſch vor Eriwan ſtand und nach zwölftägigem Bombardement die Stadt mit Sturm nahm. Unaufhaltſam in Altmedien eindringend, diktirte Paskewitſch von Tauris aus, das am 26. Oktober beſetzt worden war, den Frieden, welcher am 22. Februar 1828 in Turmantſchai ratifizirt wurde. Der ſieggekrönte Feldherr erhielt den Ehrennamen eines Grafen von Eriwan (Eriwanski) und, wie auch ſein Heer, kaiſerliche Belohnung. Zu neuen Thaten rief ihn der Krieg gegen die Türkei. Beſtimmt, vom Kaukaſus her in die aſiatiſche Türkei einzudringen, konnte er, da die Hälfte ſeines kaukaſiſchen Heeres als Beſatzungen in Georgien ꝛc. verwendet werden mußte, den doppelt, ja dreifach überlegenen Türken nicht über 22—23,000 Mann entgegenſtellen; ſein Feldherrntalent und die Vorzüglichkeit ſeiner Truppen mußten den numeriſchen Mangel erſetzen. Bei Gumri, auf der Straße von Kars nach Tiflis, überſchritt er am 26. Juni 1828 die türkiſche Gränze, nahm am 15. Juli die Gränzfeſtung Kars mit Sturm, und ſah ſeine Unternehmungen eben ſo ſehr durch ſeine Unterhandlungen mit den in Aſien zerſtreuten, erbitterten Janitſcharen, als durch ſeine Verbindungen mit den Armeniern begünſtigt. Während die türkiſchen Heerführer eine anſehnliche Macht am Ufer des Kur in einem feſten Lager geſammelt hatten, rückte Paskewitſch auf einem beſchwerlichen Gebirgswege gegen Akhalzik, ſchlug am 21. Auguſt die Türken in einem blutigen Gefechte, und überwältigte drei Tage ſpäter auch die Feſtung durch Sturm. Bald waren drei Paſchaliks und ſechs Feſtungen in der Gewalt der Ruſſen, und der Weg nach Erzerum ihnen geöffnet. Der Seraskier von Erzerum ſammelte ein Heer von 50,000 Mann und bezog eine feſte Stellung am Fuße des Gebirges. Paskewitſch, ſeine Winterquartiere verlaſſend, zog im Juni 1829 über die waldigen Höhen und umging das feindliche Lager, das am 2. Juli erobert wurde. Dann rückte er mit ſeiner Hauptmacht gegen Erzerum, wo nebſt den Türken viele Armenier wohnten und die Janitſcharen großen Einfluß übten. Paskewitſch ſtellte ſich in Einvernehmen mit einem Theile der Bewohner, brachte Zwieſpalt unter ſie und gewann ſich eine Partei in der Stadt. Am

8. Juli zogen die Russen zum Sturme heran, und kaum war der Befehlshaber der Stadt mit der Besatzung entflohen, so ergab sich der Platz ohne Widerstand, worauf Paskewitsch die Janitscharen, die ihm so behilflich gewesen waren, wieder herstellte, und den neugebildeten Compagnien ihre früheren Rechte und Auszeichnungen zurückgab. Die Russen rückten auf der Straße nach Trapezunt vor, und Paskewitsch folgte der Vorhut, welche die Festung Baiburd eroberte, sah sich aber, wegen der beschwerlichen Wege und weil die türkischen Befehlshaber mit einem neugesammelten Heere Erzerum bedrohten, zum Rückzuge genöthigt. Nach einem heißen Kampfe hatte er den Türken das von ihnen wieder eroberte Baiburd entrissen, als die am 11. October eintreffende Kunde von dem am 14. September zu Adrianopel geschlossenen Frieden die Feindseligkeiten beendigte. Paskewitsch wurde vom Kaiser zum Feldmarschall erhoben und mit einer der eroberten Fahnen beschenkt, und blieb als Gouverneur in Georgien. Als die kriegerischen Lesghier in Grusien den ihnen schon früher aufgelegten Tribut verweigerten, und Plünderungszüge in die fruchtbaren Landschaften am südöstlichen Bergrücken des Kaukasus ausführten, zog Paskewitsch im März 1830 an der Spitze eines ansehnlichen Heeres gegen sie, zwang sie zur Unterwerfung, setzte eine neue Verwaltung des Landes ein, und legte eine Festung an. Er befand sich in Petersburg, als Diebitsch, dessen Unternehmungen im Kampfe gegen Polen bisher nicht den erwarteten Erfolg gehabt hatten, im Juni 1831 plötzlich starb, und der Kaiser zum Nachfolger desselben den Feldmarschall Paskewitsch ernannte, worauf dieser am 26. Juni zu Pultusk den Oberbefehl übernahm. Die polnische Armee unter Skrzynecki hatte sich nach der unglücklichen Schlacht von Ostrolenka (26. Mai) in Warschau neu organisirt, war 40,000 Mann stark, und nach dem mißlungenen Versuche des Generals Jankowski, die Russen unter Rüdiger zurückzudrängen, zum größten Theil bei Warschau versammelt. Paskewitsch, kühner und thatkräftiger, als sein Vorgänger in der letzten Zeit seines Lebens, entschied sich, sofort auf das linke Weichselufer zu gehen, und dann gegen Warschau zu marschiren. So gefahrvoll auch die Ausführung dieses Planes war, indem die Operationsbasis dabei gänzlich aufgegeben wurde, so fand doch Paskewitsch nur in dieser Maßregel die Möglichkeit, den Feldzug in kurzer Zeit zu beendigen. Am 4. Juli brach das russische Heer in vier Colonnen von Narew auf, am 8. erreichte Paskewitsch mit dem Gros seiner Armee Plock, und verweilte hier einige Tage, während dicht an der preußischen Gränze Alles zum Uebergange über die Weichsel vorbereitet wurde. Am 11. verließ er Plock, und ging am 17.

bei Oſiek über die ſo eben beendigte Schiffbrücke. Der polniſche Feldherr that nichts Weſentliches, um die Ruſſen bei dieſer Operation zu ſtören, da er beſchloſſen hatte, den Ruſſen erſt unter den Mauern von Warſchau die entſcheidende Schlacht zu liefern, und ſich zuvor auf die vereinzelten Corps der Generale Rüdiger und Golowin zu werfen. Kaum aber hatte er Letzteren bei Siedlce erreicht, als das Vordringen des ruſſiſchen Hauptheeres ihn nach Warſchau zurückrief. Der ruſſiſche Feldmarſchall war von Oſiek in drei Colonnen gegen das, zehn Meilen weſtlich von Warſchau gelegene Lowicz vorgegangen, und hatte hier am 3. Auguſt ſeine Armee concentrirt. Etwa vier Meilen davon, bei Sochaczew, ſtand die polniſche Armee, 49,000 Mann ſtark. Paskewitſch, wiewohl an Artillerie bedeutend überlegen, konnte ihr nur 46,000 Mann entgegenſtellen; aber er erwartete bedeutende Verſtärkungen und fing an, ſich in der Stellung an der Bzura zu verſchanzen. Die Polen verſäumten den letzten Moment, ſich unter vortheilhaften Verhältniſſen zu ſchlagen, und Dembinski, der an Skrzynecki's Stelle zum General en Chef ernannt worden war, führte in der Nacht vom 16. zum 17. Auguſt das Heer nach Warſchau zurück. Indem man hier den General Romarino mit 20,000 Mann, und den General Lubiensky mit 3000 Mann auf das rechte Weichſelufer zu entſenden beſchloß, ſchwächte man ſich im Augenblicke der Gefahr dergeſtalt, daß nur 35,000 Mann zur Vertheidigung von Warſchau übrig blieben. Dies war für Paskewitſch der günſtige Augenblick zum Angriff, und er ließ ihn nicht unbenutzt. Am 6. und 7. September wurde Warſchau geſtürmt, am 8. ergab ſich die Stadt, und am 9. marſchirte das polniſche Heer, noch 23,000 Mann ſtark, von Praga nach Modlin. Trotz einer Armwunde, die Paskewitſch am zweiten Tage der Erſtürmung Warſchau's durch eine Kanonenkugel erhalten hatte, war er doch unabläſſig thätig, von dieſem entſcheidenden Siege auch alle Vortheile zu ziehen. Schon am 17. September wurde Romarino gezwungen, die Waffen auf öſterreichiſchem Boden niederzulegen, und jetzt waren nur noch die Trümmer der in ſich zerfallenen Hauptarmee zu vernichten, welche, von Paskewitſch auf dem rechten, vom General Pahlen auf dem linken Weichſelufer verfolgt, endlich am 5. October auf preußiſchem Boden das Gewehr zu ſtrecken genöthigt wurden. Der Kaiſer von Rußland erhob ſeinen ſiegreichen Feldherrn unter dem Namen Warzawsky in den Fürſtenſtand, ernannte ihn zum Statthalter des Königreichs Polen, als welcher er 1832 das, Polen mit Rußland vereinigende organiſche Statut vollzog, und dann zum Präſidenten des neu organiſirten Adminiſtrationsrathes von Polen. 1835 leitete Paskewitſch in dem Lager

bei Kaliſch die Manoeuvres der dort verſammelten ruſſiſchen und preußiſchen Truppen, nach deren Beendigung er vom Kaiſer zum Chef des Orel'ſchen Jägerregiments, das Paskewitſch noch als Oberſt 1810 gebildet hatte, ernannt und vom Könige von Preußen mit einem, mit Brillanten beſetzten Degen beſchenkt wurde.

Johannes Huß.

Geboren 1373. Geſtorben 1415

Zu Huſſinecz in Böhmen, nach welchem Geburtsorte er ſich ſpäter nannte, wurde Johannes Huß den 6. Juli 1373 von armen und unbemittelten Eltern geboren, die ihm keine Unterſtützung zu geben vermochten; daher er nur mit Hilfe ſeines Grundherrn und anderer Gönner 1389 die Univerſität zu Prag beziehen konnte. Hier zeichneten ihn Sitten und Fleiß aus; er ward Famulus eines Profeſſors und bereicherte in deſſen Bibliothek ſeine Kenntniſſe, beſonders im Fache der Theologie. 1393 ward er Baccalaureus, drei Jahre ſpäter Magiſter, und 1398 begann er öffentliche Vorleſungen theologiſchen und philoſophiſchen Inhalts. 1402 erhielt er die Predigerſtelle an der Bethlehemskapelle zu Prag, wo ſeine Beredſamkeit ihm großes Anſehen im Volke und unter den Studenten verſchaffte, und bald darauf auch zum Beichtvater der Gemalin des Königs Wenzel, Sophia von Baiern, ernannt, erſtreckte er ſeinen Einfluß auch auf den Hof. In dieſer Stellung machte er ſich mit den Schriften Wikleſ's bekannt und eignete ſich deſſen Grundſätze in vieler Hinſicht an. Mit großer Freimüthigkeit trat er durch Schrift und Wort der Hierarchie entgegen, wodurch er zwar ſeine Popularität vergrößerte, aber auch ſich mächtige Feinde erweckte. Die Zahl der Letzteren wurde dadurch vermehrt, daß Huß in den häufigen Streitigkeiten der deutſchen Akademiker mit den böhmiſchen eifrig die Partei ſeiner Landsleute nahm, ja endlich durch ſeinen Einfluß als Rector der Univerſität, bei dem Könige Wenzel bewirkte, daß den Deutſchen 1409 von den bisher ihnen zugeſtandenen drei Wahlſtimmen zwei entzogen und den Böhmen zugelegt wurden. Dadurch ſteigerte ſich die Spannung, welche vorher auf einen Streit der

philoſophiſchen Schulen des Realismus, wozu Huß, und des Nominalismus, wozu die meiſten Deutſchen gehörten, ſich beſchränkt hatte, zu einer Nationalſache; 5000 ausländiſche Lehrer und Studenten wanderten von Prag aus und gaben anderen Univerſitäten theils das Daſein, theils neuen Aufſchwung. Sie zogen aus, voll Haß und Zorn gegen Huß, der dieſe Wirkungen ſpäter auf dem Concil zu Koſtnitz empfinden mußte. Dieſes Concil mußte Statt haben, um die Einheit der Kirche zu erhalten, welche damals durch drei Päpſte zerriſſen war. In Böhmen regte ſich heftiger Widerſtand gegen die römiſche Oberherrſchaft; Benedikt XIII. und ſeit 1409 auch Gregor XV. wurden dort nicht anerkannt. Um ſo freier durfte Huß gegen den Verfall der Kirchendisciplin und den Ablaß ſprechen; auch beſtand er auf der Verabreichung des Kelches beim heiligen Abendmahle. Endlich wurde er vom Papſte Alexander V. nach Rom citirt; er ſtellte ſich nicht, und jetzt that der Erzbiſchof von Prag, Sbynko, unmittelbar Schritte gegen ihn. Das böhmiſche Predigen in der Bethlehemskapelle wurde unterſagt; doch Huß gehorchte dieſem Verbote ſo wenig, als der wiederholten päpſtlichen Citation, ſondern appellirte, da man ſeine Abgeſandten zu Rom feſtnahm, an eine allgemeine Kirchenverſammlung. Er lehnte ſich dagegen auf, daß der Papſt den Kreuzzug wider Ladislaw von Neapel auch in Böhmen predigen ließ; gewaltſamer verfuhr ſein Freund Hieronymus, deſſen Eifererſinn man ebenfalls auf Huß's Rechnung ſchrieb. Prag wurde, ſo lange Huß ſich dort aufhielte, mit dem Interdict belegt, worauf dieſer, dem Schutze des wankelmüthigen Wenzel mißtrauend, in ſeinen Geburtsort Huſſinecz zu dem dortigen Grundherrn Nikolaus ging, hier und in mehreren Gegenden um Bechin im Freien predigte und die Bücher von den ſechs Irrthümern und von der Kirche ſchrieb. Ermuthigt durch den Anhang, den ſeine Lehre ſich erwarb, beſchloß er jetzt, der Citation des Koſtnitzer Conciliums zu folgen, und ſeine Glaubensgrundſätze öffentlich zu vertheidigen. Der König Wenzel gab ihm den Grafen Chlum und zwei andere böhmiſche Edle zur Bedeckung mit; ein kaiſerlicher Geleitsbrief verbürgte ſeine perſönliche Sicherheit, und auch von päpſtlicher Seite wurde er nach ſeiner Ankunft in Koſtnitz den 4. November 1414 hierüber beruhigt. Dennoch wurde er ſchon zwei Wochen ſpäter, nach einem Privatverhöre vor einigen Cardinälen, feſtgenommen. Vergebens legten böhmiſche und mähriſche Miniſterialen wiederholten Proteſt ein; Huß mußte, krank und ohne einen Vertheidiger zu erhalten, im Gefängniſſe bleiben. Stürmiſch ging es in dem öffentlichen Verhöre am 5. Juni 1415 zu; erſt am 7. und 8. Juni konnte er im Beiſein des Kaiſers

Sigismund ſich ausführlich verantworten. Man forderte von ihm unbedingten Widerruf aller von ihm gelehrten und nicht gelehrten Ketzereien; er aber wollte feſt auf ſeinen Glaubensgrundſätzen beſtehen und die Kirche nicht hören. Nachdem das Concilium ſich von Huß's Ketzerei überzeugt zu haben glaubte, las endlich der Biſchof von Concordien in der Domkirche das Urtheil ab, daß nämlich Huß's Schriften verbrannt, er als ein öffentlicher ſchädlicher Ketzer und böſer, halsſtarriger Menſch ſeines prieſterlichen Standes ſchmählich entſetzt und gänzlich degradirt und entweiht werden ſollte. Der Ausſpruch wurde ſogleich vollzogen, und mit der Degradation der Anfang gemacht. Der Biſchof von Mailand und ſechs andere Biſchöfe führten den Verurtheilten zu einem Tiſche, auf welchem Meßgewand und andere prieſterliche Kleider lagen, und kleideten ihn an. Als er angekleidet daſtand in vollem prieſterlichen Schmucke und mit dem Kelche in der Hand, ermahnten ihn die Biſchöfe noch einmal: er ſolle nicht halsſtarrig bleiben, ſein Leben und ſeine Ehre bedenken und von ſeiner Meinung abſtehen. Huß aber beharrte auf ſeiner Weigerung, und redete vom Gerüſt herab zum Volke. Als er ausgeredet hatte, riefen ihm die Biſchöfe zu: »Steig' herab vom Gerüſte!« Die Biſchöfe von Mailand und von Biſont (Beſançon) nahmen ihm den Kelch ab, ſagend: »O Huß, da nehmen wir den Kelch von dir, in welchem das Blut Chriſti geopfert wird; du biſt ſein nicht werth!« Hierauf traten die anderen Biſchöfe hinzu, und nahmen Jeder ein beſonderes Stück der prieſterlichen Kleidung mit obigem Fluche. Als ſie mit der Kleidung fertig waren, wurde ihm die Krone oder geſchorene Platte auf dem Haupte zerſtört. Endlich, nachdem er völlig entweiht war, ſetzte man ihm eine faſt ellenhohe Papierkrone auf mit gemalten Teufeln und der Unterſchrift: »Johannes Huß, Erzketzer.« Und nun wendeten ſich die Biſchöfe an den Kaiſer und ſagten: »Das heilige Concilium zu Koſtnitz überantwortet jetzt Johann Huſſen, der in der Kirche Gottes kein Amt, noch Verwaltung mehr hat, der weltlichen Macht und Gericht.« Der Kaiſer ſtand auf, nahm den ihm übergebenen Huß an und ſprach zum Pfalzgrafen Ludwig: »Dieweil wir, lieber Oheim und Fürſt, das weltliche Schwert führen, die Uebel zu ſtrafen, ſo nehmet hin dieſen Johann Huß, und laſſe ihm in unſerem Namen thun, was einem Ketzer gebührt.« Der Pfalzgraf legtet ſeinen Fürſtenſchmuck ab und führte den Verurtheilten dem Voigt von Koſtnitz zu, mit den Worten: »Auf unſers gnädigſten Herrn, des römiſchen Kaiſers, Urtheil und unſern ſonderlichen Befehl, nehmet dieſen Magiſter Huß hin und verbrennet ihn, den Reichsgeſetzen gemäß, als einen Ketzer!« Der Voigt aber übergab ihn dem

Nachrichter und deſſen Knechten. Huß verlor bei all' dieſen ſchauriger Ceremonien nicht einen Augenblick ſeine Faſſung. Mit vollkommener Ruhe beſtieg er den Scheiterhaufen und ſtarb unter Gebeten. Dies geſchah den 6. Juli 1415. Seine Aſche wurde in den Rhein geſtreut. — Huß war ein Mann von tiefer Gelehrſamkeit, ſein Charakter ernſt und unerſchütterlich, ſein Sinn fromm und wohlwollend. Die Reinheit ſeiner Sitten und ſeiner Tugend als Menſch wurde ſelbſt von ſeinen Feinden anerkannt, die in ihm nur eine Meinung, keine Unthat tödteten. Er ahnete nicht, daß der Brand ſeines Scheiterhaufens fürchterliche Kämpfe entzünden ſollte, dachte und wollte nicht, daß aus ſeiner Aſche die Sturmvögel der Reformation, die Huſſiten, kreiſchend und ſchrecklich auffliegen würden.

Ulrich Zwingli.

Geboren 1484. Geſtorben 1531.

Dieſer Reformator der Schweiz, ein Sohn des Amtmanns zu Wildhaus in der eidgenöſſiſchen Grafſchaft Toggenburg, kam dort den 1. Januar 1484 zur Welt, machte ſeine erſten Studien zu Baſel und Bern, wo er unter der Anleitung des damals als Dichter und Gelehrter angeſehenen Heinrich Wölflein die Alten durchforſchte, ſtudirte dann Philoſophie an der Univerſität zu Wien, und ſpäter Theologie in Baſel. 1506 erhielt er eine Predigerſtelle zu Glarus, wo er die Bibel in der Urſprache las, die Briefe Pauli ſogar abſchrieb und auswendig lernte und ſich dadurch für ſeine künftigen Disputationen ausrüſtete. Als Feldprediger war er 1512, 1513 und 1515 mit bei den Schlachten, welche die Männer von Glarus für den Papſt gegen die Franzoſen in der Lombardei kämpften, daher ihm der Papſt 1517 für treugeleiſtete Dienſte einen Jahrgehalt von fünfzig Gulden ausſetzte. 1516 ward er Prediger in dem Kloſter Maria-Einſiedeln, berühmt durch zahlreiche Wallfahrten und ein wunderthätiges Marienbild. Dennoch erhob er ſich in ſeinen Predigten gegen die Wallfahrten und die Verehrung der Jungfrau Maria, und verlangte ſogar von den Biſchöfen zu Sitten und Konſtanz, die nach ſeiner Meinung nöthigen Abänderungen in den Religionsſätzen zu

unterſtützen. Dieſe reformatoriſchen Anfänge fielen jedoch noch ſo wenig auf, daß Zwingli am 1. September 1518 von dem päpſtlichen Legaten Antonio Pulci das Diplom als Akoluthen-Kaplan des heiligen Stuhles erhielt. Kurze Zeit darauf ward er Leutprieſter oder Pfarrer am großen Münſter zu Zürich, wo er gleich in ſeiner erſten Predigt am 1. Januar 1519 mehrere päpſtliche Einrichtungen, beſonders aber den Ablaß angriff. Von dieſem Tage an datiren die Schweizer den Beginn ihrer Reformation. Zu dieſem Pfarramte erhielt er 1521 noch eine Stelle als Chorherr, und legte in ſeinen Predigten über die bibliſchen Bücher den Grund zu ſeinem nachmaligen Reformationswerke. Eifrig widerſetzte er ſich 1518 dem Ablaßwerke des Franziskaners Bernardin Samſon aus Mailand, und vereitelte demſelben den Eintritt in die Stadt Zürich. In ſeinen Angriffen auf Samſon wurde er ſogar durch den Biſchof von Konſtanz unterſtützt, auch leiſteten Obrigkeit und Bürger von Zürich ihm allen erdenklichen Beiſtand, und durch dieſe erſten Erfolge ermuthigt, ging Zwingli immer weiter. 1522 wurde, wie früher ſchon im Weſentlichen, die Reformation auch in äußerlichen Dingen in Zürich vorgenommen. Gleichzeitig ſchrieb Zwingli gegen die Faſten der römiſchen Kirche, und legte ſich, zu Förderung ſeiner theologiſchen Unterſuchungen, auf das Studium der hebräiſchen Sprache. Noch immer hatte er die Gunſt des römiſchen Stuhles nicht verloren; Adrian VI. bot ihm ſogar bedeutende klerikaliſche Ehrenſtellen an, die er jedoch, da ſie ihn von ſeinem Ziele abgelenkt haben würden, nicht annahm. 1523 lud der Stand Zürich alle Theologen, die ſich dazu berufen fühlten, zu einer Disputation mit Zwingli ein, der ſeine Glaubensmeinungen in 67 Artikel gebracht hatte. Der berühmte Johann Faber disputirte mit ihm; aber die Züricher Obrigkeit nahm Zwingli in Schutz und gab ſeiner Lehrart ihre Beſtätigung; ja nach einer wiederholten Disputation mußten Zwingli und ſeine Amtsgenoſſen auf obrigkeitliche Anordnung ſogar einen Unterricht für die Prediger des Züricher Gebietes entwerfen, um dieſen einen vollſtändigen Begriff von Zwingli's Lehren zu geben. Der Eifererſinn ſchritt nun ſo weit, alle Bilderwerke aus den Kirchen der Stadt Zürich und ihres Gebietes zu entfernen, und 1524 die Meſſe abzuſchaffen. In demſelben Jahre ſagte ſich Zwingli durch die That von dem Cölibate los, indem er ſich mit der Witwe des Junkers von Knonow vermälte; die Bettelmönche wurden aufgehoben, die Eheſachen den weltlichen Gerichten unterſtellt, und eine neue Kirchenverwaltung eingeführt. Von der gleichzeitig Platz greifenden Lehre Martin Luther's wich jene Zwingli's weſentlich nur in Erklärung der Einſetzungsworte ab. Um nun einer Spaltung der ſchweizeriſchen und

ſächſiſchen Proteſtanten vorzubeugen, wurde, vornehmlich auf Betrieb des Landgrafen Philipp von Heſſen, zu Marburg 1529 eine Zuſammenkunft veranſtaltet, auf welcher Zwingli und Oekolampadius die ſchweizeriſche, Luther und Melanchthon die ſächſiſch-proteſtantiſche Kirche vertraten. Man hoffte dadurch eine Vereinigung beider Gemeinden zu erzwecken. Zwingli zeigte ſich nachgiebig, ſuchte mit Eifer die Einigung zu bewerkſtelligen, und bat Luther'n mit Thränen, die drohende Spaltung nicht hereinbrechen zu laſſen. Aber Luther, von Natur unbeugſam, vielleicht auch nicht frei von einiger Eiferſucht, die ihm einflüſterte, ſich als alleinigen Hort des neuen Glaubens zu behaupten und keine Nebenreformation zu begünſtigen, ſchrieb mit Kreide die Einſetzungsworte nach ſeiner Auslegung auf den Tiſch, und wich nicht um Haarbreite von ſeiner Anſicht. So wurde das erſte Schisma der Reformation veranlaßt. Alles, was geſchah, war ein Vergleich, in deſſen erſten dreizehn Artikeln die vornehmſten Glaubenslehren vollkommen übereinſtimmend angenommen, und im vierzehnten feſtgeſetzt wurde, daß, wenn man auch im Punkte der Einſetzungsworte nicht übereinſtimme, man ſich doch gegenſeitig mit chriſtlicher Liebe begegnen wolle. Während Zürich und Bern die Reformation auf alle Weiſe begünſtigten, und beſonders durch Einziehung der Kloſtergüter die katholiſche Partei beleidigten, hingen die inneren Cantone, Uri, Schwytz, Unterwalden, Zug und Luzern, deſto feſter an dem alten römiſchen Glauben. Die Einführung des neuen Gottesdienſtes in den Voigteien und Aemtern führte zu ernſthaften Zwiſtigkeiten. Zürich ging damit um, die Abtei St. Gallen aufzulöſen; die Toggenburger ſtrebten, ſich von St. Gallen loszukaufen. Dies brachte die katholiſchen Cantone auf und überzeugte ſie, daß der letzte Land- und Religionsfriede von 1529 ihnen nicht die erwarteten Vortheile gewährte. Sie beſchloſſen daher, durch die Waffen zu erzwingen, was im friedlichen Wege nicht zu erreichen war, und ſammelten ſchnell ihre Banner, den Gegnern ſofort die Kriegserklärung zuſchickend. Zu Zürich ſtimmte man für den Krieg, doch aus verſchiedenen Urſachen; Viele wollten ihn nur, weil ſie im Stillen noch dem Glauben der Väter anhingen und für die ſtärkere katholiſche Partei den Sieg hofften. Im Canton Bern dagegen ſtimmte man für den Frieden, weil man dort im eigenen Lande noch nicht volle Ruhe hatte, und ſchlug daher bloße Zwangsmaßregeln vor; Zürich ſollte den Waldſtätten den Kornhandel ſperren, bis dieſe alle Punkte des Landfriedens erfüllt hätten. Den Zürichern aber ſchienen dieſe Maßregeln zu wenig entſcheidend, und ſo ſchritten ſie zu Gegenrüſtungen. Was indeſſen hier mit Uebereilung und Unvoll-

HUGS

ZWINGLI

SÉVIGNÉ

MAD STAEL

MOORE

FOX

ſtändigkeit geſchah, wurde im Canton Bern nur mit Saumſeligkeit und geringem Antheile betrieben. Noch ehe die Rüſtungen beendigt waren, zogen die katholiſchen Banner, 8000 Mann ſtark, gegen Zürich und die freien Aemter. Eine ſchwache Abtheilung der Züricher hatte ſich, das Hauptcorps erwartend, bei Kappell gelagert. Bei ihnen befand ſich, das Banner des Cantons führend, deſſen Träger nach altem Brauche immer ein Geiſtlicher war, Ulrich Zwingli, ſchlimmer Ahnungen voll, doch ungebeugten Muthes. Die Berner dagegen hielten bei Lenzburg, ohne alle Verhaltungsbefehle und des Feindes gänzlich unkundig. Den 12. October 1531 drangen die Altgläubigen bis nach Kappell vor, und ohne Aufenthalt ſtürzten ſich 300 der Muthigſten auf die ſchwachen Reihen der Züricher, während die übrigen Banner nachfolgten. Mit Steinen wurde der Kampf eröffnet, nach Schweizerart. Zwingli rief ſeinen Landsleuten zu, auf Gott zu vertrauen; da ſtreckte ihn ein Steinwurf zu Boden. Die Seinigen wichen der Ueberzahl; ſchwer verwundet, wurde er von einigen Männern des katholiſchen Schlachthaufens angetroffen. Sie drangen in den Sterbenden, ſeine Lehre zu widerrufen. Er verweigerte es und verſchied unter den Händen der Gegner. Die Sieger viertheilten ſeinen Leichnam und verbrannten ihn; nur das Herz wurde von ſeinen Freunden gerettet. Der Fehde zwiſchen den Zürichern und den Altgläubigen machte baldiger Friede ein Ende, der zu Teynikon unter freiem Himmel geſchloſſen wurde. — Zwingli war ein ernſter, doch ſanfter Charakter, beſonnen und ſcharfſichtig, ohne Eitelkeit und Anmaßung, vorherrſchenden nüchternen Verſtandes, doch Luther'n nachſtehend an Fantaſie und unmittelbarer Intuition. Noch unterſchied er von dem deutſchen Reformator ſich perſönlich dadurch, daß er, obgleich noch ſtärkerer muſikaliſcher Dilettant, doch im Punkte der Kirchenmuſik Luther'n ganz entgegen war, und, jedem Einfluſſe der Sinne wie der Einbildungskraft feind, den Geſang und die Orgel ganz von dem Gottesdienſte entfernen wollte.

Marie, Marquiſe von Sevigné.

Geboren 1626. Geſtorben 1696.

Eine Zeit, welche ſich mit grübelhafter Mühſamkeit in die Falten und kleinen Formenſpiele des Seelenlebens vertiefte, und daher beſonderen Geſchmack am Briefleſen und Briefſchreiben fand, hat dieſer, an ſich achtungswerthen und geiſtvollen Frau den Lorbeer aufgeſetzt. Ihr Vater, Baron von Chantal und Bourbilly und Haupt der Linie von Buſſy-Rabutin, ſtarb frühzeitig und hinterließ ihr, da ſie noch Kind war, die Erbſchaft jenes Hauſes. Ihr Rang, wie ihre geiſtigen und körperlichen Vorzüge, führten ihr von allen Seiten Huldigungen zu, bis ſie 1644 den Marquis von Sevigné mit ihrer Hand beglückte, der aber 1651 in einem Duelle fiel, und ſeine Witwe mit einem Sohne und einer Tochter zurückließ. Die Erziehung ihrer Kinder war ſeitdem ihr höchſtes Ziel; aber ſie arbeitete auch unabläſſig an ihrer eigenen Erziehung fort, indem ſie den Umgang der gebildetſten Perſonen ſuchte und ihren Geiſt zu bereichern ſtrebte. Ihre von ihr mit beinahe übertriebener Zärtlichkeit geliebte Tochter vermälte ſich 1669 mit dem Grafen von Grignan, Gouverneur der Provence, wohin ſeine Gemalin ihm folgen mußte. Die mütterliche Liebe ſuchte für dieſe äußere Trennung Erſatz in einer lebhaften Correſpondenz, und ſicherte ſich dadurch die geiſtige Nähe ihrer Tochter. Aber nebenbei ſtand die ſchreibluſtige Frau auch noch mit vielen anderen Perſonen im Briefwechſel, und ſo wuchs im Laufe der Zeit ein artiger Briefſtoß heran, welcher, der Oeffentlichkeit übergeben, der Verfaſſerin eine ſchnelle und ſogar dauernde Berühmtheit erwarb. Im Ganzen ſprechen dieſe Briefe allerdings einen hochgebildeten Geiſt, ein ſchönes Gemüth und eine liebenswürdige Munterkeit aus; aber es hängt auch manches Süßliche und Affectirte daran, und namentlich ergießt ſich die mütterliche Eitelkeit in oft breiten und ſchalen Lobeserhebungen der Talente und der Schönheit der Tochter. Manche Beziehungen ſind überhaupt ſo ſpeciell, daß ſie nicht eigentlich vor die Oeffentlichkeit gehören; aber vielleicht haben jene Briefe ähnlichen Einzelheiten und kleinen hübſchen Klätſchereien

einen Theil ihrer ſchnellen Berühmtheit zu danken; ja ſelbſt die Befangenheit des Urtheils, welche daraus hervorgeht, verleiht den Briefen einen gewiſſen Reiz und ſtellt ſie dem Leſer näher. Madame Sevigné theilte die meiſten Vorzüge und Mängel ihres Zeitalters; ſie war religiös, doch auch unauflöslich an den Schimmer der Welt gefeſſelt, war eitel und ließ ihre Anſichten durch Umſtände beſtimmen. Wie die Mutterliebe den Ruhm dieſer franzöſiſchen Cornelia hatte gründen helfen, ſo wurde ſie auch die Urſache ihres Todes. Da ihre Tochter, die Gräfin, in ein gefährliches Fieber verfiel, ließ die Mutter ſich nicht abhalten, ſie mit der ängſtlichſten Sorgfalt zu pflegen, erkrankte darüber ſelbſt und ſtarb, als ſiebzigjährige Matrone, zu Grignan. Ihre Briefe ſind in vielen Ausgaben vorhanden, und werden, als Muſter des Styles, noch immer fleißig geleſen.

Anne Germaine v. Staël-Holſtein.

Geboren 1768. Geſtorben 1817.

Die literariſche Aſpaſia der modernen Welt, Frau von Staël, in welcher es dem weiblichen Geiſte gelang, ſich einen ſeltenen Einfluß auf Leben und Wiſſenſchaft zu erkämpfen und eine Frauenemancipation im höheren Sinne zu leiten, war die Tochter des berühmten Finanzmannes Jakob Necker, der bei ihrer Geburt als Reſident der Republik Genf, ſeiner Heimat, ſich in Paris aufhielt, und 1777 durch ſeine Erhebung zum Finanzminiſter den glänzenden Kreiſen der Hauptſtadt noch näher trat. Das Necker'ſche Haus ward ein Sammelpunkt aller gelehrten und ſchöngeiſtigen Berühmtheiten, und in einem ſolchen Umgange bildeten ſich Geiſt und Talente des Mädchens frühzeitig aus. Nicht nur entwickelte ſich dabei ihre bekannte Unterhaltungsgabe, ſondern auch der Drang zum Schaffen wurde in ihr ſchon damals erweckt, und die äußeren Hemmungen, die ihr dabei in den Weg traten, dienten nur, die Leichtigkeit, ihrer Productionsgabe zu erhöhen. Ihr Vater war durchaus gegen weibliches Schriftſtellerthum, und um ihre Arbeiten vor ihm zu verbergen, gewöhnte ſie ſich, Unterbrechungen ohne Unmuth zu ertragen und nur wie im Fluge zu ſchreiben. Schon war eine ziem-

liche Anzahl verſchiedenartiger Aufſätze ihrer Feder entfloſſen, als zuerſt ihre 1788 erſchienenen »Briefe über Rouſſeau's Schriften und Charakter« Aufſehen erregten. Kurz zuvor hatte ſie, obſchon wahrſcheinlich eine andere Jugendliebe in ihrem Herzen lebte, ihre Hand dem Freiherrn von Staël-Holſtein, ſchwediſchem Geſandten in Paris, gereicht. Die losbrechenden Stürme der Revolution, von denen ſie um ſo unmittelbarer erfaßt wurde, je näher ſie durch Verhältniſſe und Geiſtesrichtung dem politiſchen Treiben ſtand, entfalteten ihren feurigen Geiſt mit gewaltſamer Eile, und ihr Freiheitsdrang gewann ein feſteres Bewußtſein. Tief erſchüttert durch ihres Vaters Verbannung 1787, wurde ſie durch deſſen ſchon 1788 erfolgte Berufung in's Miniſterium und die Volksgunſt, die ihn umgab, doppelt ſtolz und freudig bewegt, Gefühle, die im September 1790, wo Necker, der Gewalt der Umwälzung weichend, für immer vom öffentlichen Schauplatze abtrat, bitter getäuſcht wurden. Während Robespierre den Thron der Schreckensregierung einnahm, rettete Frau von Staël, mit eigener Lebensgefahr, manches Opfer der Tyrannei, und machte eine kräftige und beredte Vertheidigung der gefangenen Königin bekannt, obſchon dieſe ihr nie gewogen geweſen war. Nur wie durch ein Wunder entging ſie, nach dem Aufſtande vom 2. September, der Wuth des Pöbels, und gelangte glücklich auf das Landgut ihres Vaters, das durch ſie ein Zufluchtsort aller von der Revolution Verfolgten ward. Mit ihrem Manne, der, nachdem Schweden die franzöſiſche Republik anerkannt hatte, ſeinen Geſandtſchaftspoſten wieder einnahm, kehrte ſie 1798 nach Paris zurück, wo ſie durch ihren Gönner Barras die Zurückberufung vieler Verbannten, und ſogar Talleyrand's Ernennung zum Miniſter des Auswärtigen erwirkte. In dieſer Zeit wiederkehrender Ruhe verfaßte ſie mehrere Schriften, die in beſonderer Beziehung zu Frankreichs Lage ſtanden, und verlor bald darauf ihren Gemal, mit welchem ſie keine ungetrübte Ehe geführt hatte, durch den Tod. Bonaparte's aufgehendes Geſtirn griff mächtig in ihr ganzes geiſtiges Leben ein, und die Perſönlichkeit des unerſchütterlichen Sohnes der Zeit erfüllte ſie mit den widerſprechendſten Gefühlen von Bewunderung, Hinneigung und dunkler Scheu. Bonaparte zeigte Anfangs Wohlwollen und Erkenntlichkeit für Necker, und beſuchte ihn kurz vor ſeinem Uebergange über den St. Bernhard im Sommer 1800, in der Schweiz. Aber Necker's Werk: »Letzte Anſichten über Politik und Finanzen«, worin Bonaparte's Entwürfe für die Zukunft zu frühzeitig preisgegeben wurden, zog ihm den Unwillen des erſten Conſuls zu, und Frau von Staël wurde, unter dem Vorgeben, ihrem Vater falſche

Mittheilungen über Frankreich gemacht zu haben, von Paris verwiesen, worauf sie ihre Zeit bald auf Reisen, bald bei ihrem Vater in Coppet zubrachte. Immer höher stieg ihre literarische Bedeutsamkeit und mehrte die Zahl ihrer Verehrer, wie ihrer Widersacher, so durch ihre scharfsinnige Abhandlung »über das Verhältniß der Literatur zu den gesellschaftlichen Einrichtungen», in welchem sie den Einfluß der Ersteren in einzelnen Punkten wohl zu weit getrieben hat, und daher an Fontanes einen ebenbürtigen Gegner fand. Eben so verschiedenartige Beurtheilung fand ihr Roman: »Delphine», dessen sittlichen Zweck sie in einem besonderen Aufsatze zu vertheidigen sich genöthigt sah. Der Tod ihres, von ihr stets mit Begeisterung geliebten und bewunderten Vaters sammelte ihr ganzes Denken und Empfinden um die Erinnerung an ihn, und gab ihrem Wesen eine tiefere, religiöse Richtung; jener Seelenstimmung verdankte ihr trefflicher Aufsatz »über Necker's häusliches Leben» seine Entstehung. Auf einer Reise, die sie zu ihrer Erholung 1805 nach Italien unternahm, machte sie A. W. Schlegel's Bekanntschaft, der seitdem ihr beständiger Begleiter wurde, und besonders auf ihre Ansichten über Kunst und deutsche Literatur wesentlichen Einfluß gewann. Die Frucht jener italienischen Reise war »Corinna», ihr berühmtestes und gelungenstes Werk, das in der Darstellung die höchste Stufe errang, und in den Roman, den es bildet, zugleich eine herrliche Schilderung Italiens aufnahm. Neue Verfolgungen von Frankreich zog ihr ihr Werk über Deutschland zu, für welches sie auch in Wien 1810 Stoff gesammelt hatte und das zu feurig zu dem deutschen Nationalsinne sprach, um nicht in Paris Mißfallen zu erregen. Daher wurde die ganze Auflage auf des Polizeiministers Savary Befehl weggenommen und vernichtet, und ihre eigene Verweisung aus Paris in eine Verbannung aus Frankreich verwandelt. Selbst ihre Freunde, die sie besuchten, wurden angefeindet und verfolgt. Auf ihr väterliches Landgut in der Schweiz zurückgekehrt, ging sie, unter ziemlich romantischen Umständen, eine zweite Ehe mit einem jungen, von Wunden und Liebe erschöpften Offizier ein, die jedoch vor der Welt geheim gehalten wurde und dadurch zu Mißdeutungen Anlaß gab. Durch die Franzosen in der Schweiz wie eine Gefangene gehalten, und nur unter schmerzlichen Kämpfen sich von diesem Zufluchtsorte losreißend, entschloß sie sich unter schwierigen Umständen im Frühling 1812 zur Flucht, ging über Wien nach Moskau, von da nach Petersburg, und, bei dem Vordringen der französischen Heere, nach Stockholm, wo sie dem Kronprinzen von Schweden ihre Schrift über den Selbstmord widmete. In London, wohin sie zu An-

fange des folgenden Jahres ging und wo sie großes Aufsehen machte, kam ihr die Nachricht von dem Einzuge der Verbündeten in Paris zu; von dort aus kehrte sie, nach langer Verbannung, nach Frankreich zurück, wo sie von den fremden Fürsten mit seltener Auszeichnung empfangen wurde und durch ihren Einfluß den Rückzug der fremden Kriegsvölker wesentlich beschleunigt haben soll. Bei Napoleon's Rückkehr von Elba ging sie wieder nach Coppet, und als jener unter dem Vorwande, daß sie bei dem neuen Verfassungswerke gebraucht werde, sie nach Paris rufen ließ, lehnte sie die Einladung mit den Worten ab: »Er hat die Constitution und mich zwölf Jahre lang entbehren können, und auch jetzt liebt er keine von uns Beiden.« Nach der Wiedereinsetzung des Königs erhielt Frau von Staël auch Entschädigung für die von ihrem Vater im Schatze zurückgelassenen zwei Millionen, welche Schuld vom Directorium anerkannt worden, von Bonaparte aber durchaus unberücksichtigt geblieben war. Sie führte von nun an im Kreise ihrer Familie ein ruhiges und beglücktes Leben; die Frucht dieser Stunden waren ihre interessanten und belehrenden »Betrachtungen über die wichtigsten Ereignisse der französischen Staatsumwälzung.« Doch hatten die Stürme und Leiden der vergangenen Jahre ihre Gesundheit untergraben; mit der religiösen Ruhe, welche sie sich aus allen Phasen ihres bewegten Lebens gerettet hatte, erwartete sie den Tod, der am 14. Juli 1817 ihr sanft und schmerzlos nahete. Ihre Leiche wurde, da sie stets eine große Scheu gegen die körperliche Auflösung an den Tag gelegt hatte, in ägyptischer Art mumienmäßig einbalsamirt, in dem verschlossenen bleiernen Sarge ein Spiegelglas über dem wohl erhaltenen Antlitze befestigt, und die Leiche in die Familiengruft nach Coppet geführt. Genie und Weiblichkeit — so wird Frau von Staël von ihrer Verwandtin und Biographin, Frau Necker de Saussure in Genf, beurtheilt — waren in ihr innig vereint, und wenn jenes durch sein Uebergewicht herrschte, so schien diese, bei ihrer regen Empfindlichkeit gegen Schmerz, sich zu unterwerfen, und zu der lebhaftesten Bewunderung gegen sie gesellte sich stets ein zärtliches Mitleid. Ihr Talent durchdrang sie ganz; es leuchtete in ihrem Auge, es gab ihren unbedeutendsten Aeußerungen seine Farbe, es gab ihrer Güte, ihrem Mitleide eine rührende, siegreiche Beredsamkeit; aber es war auch die Qual ihres Lebens. Diese außerordentliche Erregbarkeit ihrer Seele und dieses Feuer, die in ihren Schriften sich kundgeben, konnten durch ihre Lebensschicksale nicht ausgelöscht werden. Ihre Seele war lebenvoller, als jede andere. Sie liebte, sie sah, sie dachte mehr; sie war fähiger zur Hingebung, als zum Handeln, zuweilen auch

fähiger zum Freudengenuſſe, aber auch empfänglicher für Leiden, und furchtbar war die Stärke ihres Schmerzes. Nicht ihr Geiſt war Schuld an ihren Leiden, und aus ihren hohen Einſichten hat ſie nur Troſt geſchöpft; es war ihre mächtige, ihre verzehrende Einbildungskraft, jene Einbildungskraft des Herzens, der Hebel, womit ſie die Seelen bewegte, was ihre eigene Seele erſchütterte und ihre Ruhe ſtörte. Und dieſe Gabe, die erhabenſte vielleicht von allen, machte ſie zu einem kühnen Genie und zu einer unglücklichen Frau.

Thomas Moore.

Geboren 1780.

Der Erſte der Barden Irlands — wie ihn Lord Byron in ſeiner Zueignung des »Corſar« nennt — iſt der Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes in Dublin. Der Lehrer des berühmten Luſtſpieldichters Sheridan war auch der ſeine, und ſpielend hatte er ſich ſchon als Knabe die Sprache der Griechen angeeignet, von deren Dichtern ihm der ſpielendſte: Anakreon, am meiſten zuſagte. Lebhaft von dem ähnlichen Naturelle angezogen, verſüßte er ſich die juridiſchen Studien durch eine Nachbildung dieſes lieblichſten aller Dichter, die, als ſie erſchien, ſo allgemein bezauberte, daß ihm der Name „Anakreon-Moore“ gegeben ward. Bald folgten eigene, zarte, melodiſche Tändeleien, welche ganz geeignet waren, die Herzen zu gewinnen, zu welchen ſie durch das geſchmeichelte Ohr Zutritt fanden. Im irländiſchen Charakter liegt ein leichter Wechſel von Scherz und Ernſt, von Phlegma und Wohlwollen, von elegiſchem und lyriſchem Element. Dieſes Colorit färbte Moore's Dichtungen, und fand Wiederſchein in den Seelen ſeiner Landsleute. Einem ſolchen Weſen aber mußte die nüchterne Proſa des Lebens feindlich erſcheinen, ſo wie das Leben ſeinerſeits die zarten, idealen Forderungen von ſich abweiſt. Der junge Dichter brachte es nur zu einer Schreibersſtelle bei'm Admiralitätsgerichte, und als er, um dieſer Proſa zu entfliehen, ſeine Stelle einem Andern übertrug, und eine Reiſe nach Nordamerika machte, in dem Wahne, jenſeits des atlantiſchen Oceans ſei das

poetiſche Eldorado zu finden, kehrte er, wie vorauszuſehen war, bitter getäuſcht zurück, und ſeine Verwünſchung jener Zuſtände war eben ſo ungerecht, als ſeine vorherigen Anforderungen waren. Dazu kam noch, daß der Subſtitut, dem er daheim ſein Geſchäft übertragen, öffentliche Gelder angegriffen hatte, deren Rückerſtattung nun von Moore, als dem Eigner der Stelle, gefordert ward. Ein ſo verdrießlicher Zuſtand bewog ihn, ſich ganz von öffentlichen Geſchäften zurückzuziehen, und ſo ward jene Reiſe zum Symbol für Alle, die das Nächſte vernachläſſigen und im Entfernten einen Himmel ſuchen. Für unſern Dichter war es noch glücklich, daß er für ſich leben konnte, und es gelang ihm nun, denjenigen Zuſtand zu finden und zu erhalten, der Naturen, wie die ſeine, allein Befriedigung gibt. Er heirathete ein liebenswürdiges Mädchen, lebte den geſelligen Freuden und den freundlichen Muſen, wechſelte von Zeit zu Zeit ſeinen Aufenthalt, lebte und lachte bald in Dublin, bald in London, bald in Wiltſhire, und gefiel ſich ſpäter zumeiſt in der fröhlich bewegten und aufgeregten Welt von Paris. Epoche in ſeinem Leben machte die Freundſchaft, die ihm Lord Byron weihte. Dieſer ſympathiſirte mit den liberal-patriotiſchen, wie mit den poetiſchen Anſichten Moore's; ſeinem Kennerohre mußten die Verſe der »Iriſchen Melodien" ſchmeicheln, und ſeinem düſtern und doch genußliebenden Weſen das heitere, ätheriſche und wieder geſellige Element zuſagen, in welchem Moore ſich bewegt. Wenn es gleich einmal zu einer Ausforderung zwiſchen Beiden gekommen wäre, ſo gab doch Byron dem Sänger Erin's vielfache Beweiſe ſeiner Achtung und Liebe. Er geſtattete ihm einen freundſchaftlichen Einfluß auf ſeinen Entſchluß, Miß Millbank zu heirathen, wo nur leider Moore wieder nicht praktiſch ſah, — denn die Ehe, zu der er lebhaft rieth, fiel tragiſch genug aus; er weihte ihm eines ſeiner ſchönſten Gedichte, mit Worten der ſchönſten Huldigung; er vertraute ihm endlich das Manuſcript ſeiner Memoires, mit dem Auftrage, es nicht früher zu veröffentlichen, als nach Byron's Tode. Ein Schleier ſchwebt über dem Schickſale dieſes wichtigen Manuſcriptes. Es wurde von der Familie Byron's verbrannt, und — wie es heißt — nicht ohne Mitſchuld Moore's.

Die Perſönlichkeit Moore's wird als ſehr liebenswürdig geſchildert. Klein von Figur (ſo daß er ſich häufig Little-Moore nennen hören mußte), lebhaft, geſellig, witzig, gefühlvoll, beweglich, anſpruchlos, mußte er durch dieſe Eigenſchaften die Geſellſchaft ſchmücken und durch ſeinen warmen Patriotismus, wie durch den Ruhm ſeiner Lieder, ſein Vaterland verpflichten. Moore's Dichtungen haben bei großen Schönheiten des Verſes,

VICTOR HUGO

BALZAC

GUSTAV WASA

1560 1569

GUSTAV ADOLPH

1594 1632

DOBROWSKY

1753 1829

COSMAS

1541 1622

der Fantaſie und der lieblichen Empfindung, etwas Idealiſtiſch-Verſchwebendes, etwas Weiches, man möchte ſagen Weibliches, welches ihren Genuß Anfangs um ſo reizender macht, in die Länge aber ſtört. Lalla Rookh, ein orientaliſches Gedicht, für welches Murray, der Verleger, 3000 Pfund Sterling bezahlt haben ſoll, vereinigt dieſe Vorzüge und Mängel. Bilder, Tropen, Verſe, Blumen, Gleichniſſe, Schönheiten von allen Farben überſchmücken ſo völlig das ganze Werk, daß ſein eigentlicher Körper gar nicht zum Vorſchein kommen, ſein Geiſt ſich nicht ausſprechen kann. Nun iſt Form und Schönheit wohl die Blüte der Kunſt, — Charakter und Gehalt aber ihre Wurzel, und eine ſolche zauberhafte Nebelblüte, die ohne Wurzel in den Lüften ſchwebt, bleibt um ſo bedenklicher, wenn ſie, von einem ſchönen Talente, wie Moore's, geſchaffen, geringere Talente, wie es nach ihm geſchah, zur Nachahmung verlockt.

Charles James Fox.

Geboren 1748. Geſtorben 1806.

Der große Kämpfer für Freiheit und Humanität, der muthige Verfechter edler Ideen, der treue Wächter und Pfleger britiſchen Ruhmes und Rechtes, Fox, war der zweite Sohn des Lord Holland, der einige Zeit den hohen Poſten eines Staatsſecretärs bekeidete. Alle Thorheiten und Verirrungen der Jugend mußte dieſer feurige, klare und liebenswürdige Geiſt durchkoſten, ehe er des Ernſtes des Lebens und ſeiner Sendung inne ward. Am Spieltiſche ausgeraubt, von Wucherern gedrückt und geplündert, von leichtfertigen Freunden fortgeriſſen, fand ſich ſein Genius doch zuletzt auf dem Wege der Tugend und hoher Bedeutung wieder, und lächelte ſelbſtverſöhnt auf die durchſchrittenen Irrpfade zurück. Ohne Fleiß und Emſigkeit, überflügelte das Talent des Knaben doch alle Mitgenoſſen, und Kenntniſſe, Erfahrungen ſtrömten ihm wie durch ein Wunder zu, ohne daß er auf ſie Jagd machte. Zwanzig Jahre alt und von ſeinem Vater zum Tory erzogen, trat er als Repräſentant des Fleckens Midhurſt in das Parlament ein, und der junge Verſchwender, dem ſelbſt ſein reicher und freigebiger Vater endlich

ſeine Kaſſe verſchloß, nöthigte, wo es Staatsfragen galt, ſelbſt den Zeloten Bewunderung ab. Doch ſchon 1774 trat er, durch Burke zur Oppoſition hingezogen, den Anſichten der Regierung entgegen, und büßte dieſen Schritt mit Entlaſſung von ſeinem Poſten als Commiſſär der Schatzkammer. Seine Verſchwendung ging fort, und das reiche, väterliche Erbtheil, wie ſein Gehalt als Buchhalter der königl. Schatzkammer in Irland, zerſtoben in ſeinen ſchrankenloſen Bedürfniſſen. Mangel und Verlegenheiten folgten; aber ſie waren es, die ſeinen verflatternden Geiſt plötzlich ſammelten, und ihm ſeine volle, herrliche Kraft zurückgaben. Das Schickſal der nordamerikaniſchen Colonien, die hartherzige Kälte, womit dieſelben vom Mutterlande behandelt wurden, wirkten zuerſt auf ſein lebhaftes Rechtsgefühl ein; kühn und laut erhob er ſeine Stimme, und, mit Burke vereinigt, bekämpfte er raſtlos die Politik des Miniſteriums in Bezug auf Amerika. Ja, als nach heftigen Debatten ſeine Wahl zum Repräſentanten von Weſtminſter 1780 durchgeſetzt worden war, drang er ſo kräftig auf Beendigung des »ungerechten und unpolitiſchen Krieges" gegen die Tochterrepublik, daß das Miniſterium North 1782 abtreten mußte, und durch Rockingham, Shelburne und Fox erſetzt wurde. Rockingham's Tod und Shelburne's abweichende Grundſätze veranlaßten Fox, in's Privatleben zurückzukehren; aber der Friede mit Nordamerika und Holland war die ſchöne Frucht ſeiner kurzen Wirkſamkeit. Ganz unerwartet vereinigte er ſich mit ſeinem bisherigen Gegner, Lord North, und übernahm bald darauf mit ihm das Staatsſecretariat unter dem Lord der Schatzkammer, Herzog von Portland. In dieſer Stellung ſetzte er die berühmte oſtindiſche Bill im Unterhauſe durch, welche die Regierung der oſtindiſchen Compagnie in Oſtindien beinahe ganz in die Hände des Miniſteriums legen ſollte. Heftiger Widerſtand erfolgte; die Bill wurde verworfen, das Miniſterium fiel; Pitt trat wieder an die Spitze der Verwaltung; während Fox mit Mühe wieder Repräſentant für Weſtminſter ward. Jetzt begannen ſeine kühnen Angriffe gegen Pitt, welcher mehr als einmal die Ueberlegenheit eines Gegners empfand, der weder durch Gold, noch durch Ehrenſtellen zu beſtechen war, der ihm ſtark die Arme band, als er ſie zum Kampfe gegen Rußland und Spanien erheben wollte. Obgleich Fox die Unthaten der franzöſiſchen Revolution verabſcheute, ſo bekämpfte er doch auch hier Pitt's Kriegsluſt, und rieth, Frankreich ſeinem inneren Kampfe zu überlaſſen. Aller Meinungen waren gegen ihn; ſelbſt ſein alter Freund Burke trennte ſich 1791 von ihm; die Mißgunſt ſchalt ihn einen Jakobiner, und ſein Monarch ſtrich ihn aus der Liſte der geheimen Räthe. Gekränkt beſchloß er, der

politiſchen Laufbahn den Rücken zu kehren, und eilte dem Studium und der Wiſſenſchaft wieder zu, die ihm auch in den Fehden der Politik ſtets theuer geblieben waren. Damals entſtand ſeine »Geſchichte des früheren Theiles der Regierung Jakob's des Zweiten«, die auch als Bruchſtück — denn die Vollendung hinderten die Angelegenheiten Englands und des Verfaſſers früher Tod — uns zeigt, welch' ein Geiſt es geweſen, dem ſie ihre Entſtehung verdankt. Kampfesmüde ſtieg, nach achtzehnjähriger Herrſchaft, Pitt von ſeinem Poſten herab; Addington erſetzte ihn, und ſchloß, von Fox und deſſen Anhängern unterſtützt, den Frieden von Amiens. Noch einmal tauchte Pitt's rieſige Geſtalt am Staatsruder auf, das von ſeinen Gegnern mit ſchweren Opfern erkaufte Friedenswerk durch neuen Krieg zornig zerſtörend. Da überraſchte ihn der Tod, und Fox trat als Staatsſecretär an ſeine Stelle. Friedenshoffnungen und eine mildere Zukunft kündigten ſich mit ſeiner Wiedererhebung an, als, zu frühe für England's, ja für Europa's Wohl, ſein Stern erloſch. In den Armen der Freundſchaft ſtarb er am 13. September 1806. — »Er war geboren, um geliebt zu werden,« hatte einſt Burke von ihm geſagt, und ſo war es auch. Die Schlacken der Leidenſchaft und jugendlichen Uebermuthes hatte das Leben ſchon früher von ihm weggebrannt; aus der Verglühung ging der reine Diamant der Männlichkeit hervor, und ſo ſtarb er, nicht nur der Lieblingsjünger ſeiner eigenen Epoche, ſondern auch der Freund der Zukunft, der Nachwelt, die immerdar an ſeiner Urne trauern wird. —

Victor Hugo.

Geboren 1802.

Dieſer berühmte Parteiführer der franzöſiſchen Romantiker iſt den 26. Februar 1802 zu Beſançon geboren. Möglich, daß die Erzählungen und Erlebniſſe ſeines Vaters, eines Oberſten, der als Commandant einer Provinz nach Italien ging, und dort mit Räubern aller Art, ja ſelbſt mit Fra Diavolo, ſich herumzuſchlagen hatte, frühzeitig auf die Fantaſie des Knaben einwirkten; denn manche ſeiner Dichtungen ähneln jenem Schauplatze, und die majeſtätiſchen Schrecken einer wilden Natur, von Gewitterwolken

beſchattet, von Blitzen erhellt und von abenteuerlichen Räubergeſtalten belebt, ſcheinen ſich darin wieder zu ſpiegeln. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung, kam 1811 nach Spanien, wo ſein unterdeſſen zum General erhobener Vater zwei Provinzen befehligte, trat in das adelige Seminar ein, und ſollte Page bei dem Könige Joſeph werden. Ein Jahr ſpäter kehrte er über England nach Paris zurück, machte in ſeinem dreizehnten Jahre ſeine erſten Verſe auf Roland und das Ritterthum, mußte auf gerichtlichen Befehl ſich von ſeiner Mutter, an welcher er ſehr hing, und die wahrſcheinlich wegen abweichender politiſcher Anſichten mit ihrem Gatten zerfiel, trennen, und ſchrieb, nachdem ſein Vater ihn in ein zum Gymnaſium Louis le Grand gehöriges Inſtitut geſchickt hatte, dort aus Verdruß über jene Trennung ein royaliſtiſches Trauerſpiel zu Ehren Ludwig's XVIII., »Irtamène" betitelt. Erſt fünfzehn Jahre alt, ſendete er der Akademie bereits ein Gedicht zur Preisbewerbung ein, und erlangte eine ehrenvolle Erwähnung; 1819 erwarb er zwei Preiſe bei den jeux floraux zu Toulouſe, und wurde 1820 für ſein Gedicht: »Moſes am Nil", nochmals gekrönt und zum Maître des jeux floraux ernannt. 1820 begann er ſeinen Grauſen erregenden Roman: »Han d'Islande", einzig in der Abſicht, um einem von ſeiner erſten Jugend an von ihm geliebten Mädchen, von welchem man ihn entfernen wollte, ſeine Gefühle mitzutheilen; auch gab er mit einigen Freunden den »Conservateur littéraire" heraus, in welchem er literariſche Aufſätze und politiſche Satyren lieferte, trat in freundſchaftliche Beziehungen mit Lamartine und Chateaubriand und vermälte ſich 1822 mit ſeiner Geliebten. Er hielt ſich ausſchließend zu den Royaliſten, und hatte dadurch auch in literariſcher Hinſicht eine ſtarke Partei gegen ſich; doch machte ſeine Romantik mehr Glück in Verſen, als in Proſa. Größeren Anklang fanden ſeine Werke, ſeitdem er, ſeine bisherige politiſche Farbe aufgebend, als Lobſprecher Napoleon's auftrat, wodurch er auch ſeinen ſtreng buonapartiſch geſinnten Vater mit ſich ausſöhnte. Sein Gedicht: „Napoleon" (1824) und ſeine Ode »à la colonne" ernteten ſteigende Bewunderung. Damals erneuerte ſich der Kampf zwiſchen der Romantik und dem Claſſicismus mit verdoppelter Heftigkeit; Hugo kämpfte an der Spitze einer kleinen Schaar gegen die Claſſiker mit abwechſelndem Glücke. Seine »Orientales" (1828), ein Werk von hohem lyriſchen Werthe, feierten einen entſcheidenden Sieg; dieſem folgte »le dernier jour d'un condamné" und das Trauerſpiel »Marion Delorme." Die für Letzteres vom Miniſter Labourdonnaye dem Dichter angetragene bedeutende Penſionszulage ſchlug dieſer aus, und brachte am 26. Februar 1830

im Théâtre français ſein Trauerſpiel »Hernani« zur Aufführung, welches noch während der Darſtellung den Kampf zwiſchen dem Claſſicismus und der Romantik auf die höchſte Spitze trieb, durch ſeine Schönheiten den Romantikern Anlaß zu Triumphen, durch ſeine Abnormitäten den Claſſikern Gelegenheit zu Angriffen bot, und den Sieg für beide Parteien unentſchieden ließ. 1831 erſchien ſein »Notre Dame de Paris«, ein Werk von kühner Conception und von einem gewaltigen Geiſte durchweht, nachdem er früher ſchon nach der Julirevolution eine Ode zu Ehren der drei Tage gedichtet hatte; ſeinem Drama: »le roi s'amuse«, wurde die Aufführung verweigert. Seine neueren Werke, ſo die Dramen: »Lucrezia Borgia« (1833), »Marie Tudor« (1833), »Angelo« (1835), »Ruy Blas« (1838) ꝛc. kommen den früheren nicht ganz gleich. Seit 1830 haben in Frankreich Claſſicismus und Romantik aufgehört, einander als feindliche Contraſte gegenüber zu ſtehen, ſie ſind gewiſſermaßen Eines im Anderen verſchwunden, und ſomit iſt auch Hugo's frühere Stellung als Anführer des Lagers der Romantiſchen nicht mehr zu erkennen, zumal ſeit den Julitagen auch ſeine politiſchen Tendenzen ſich durchaus verändert haben. Dieſem Aufgeben ſeiner abgeſonderten Stellung mag auch ſeine Aufnahme in die Akademie zuzuſchreiben ſein. Victor Hugo beſitzt als Dichter im höchſten Grade den Sinn für das Maleriſche; er iſt Plaſtiker und Architekt wie Keiner mehr, und mit Recht hat man von ihm behauptet, er gieße ſeine Figuren in Erz und meißele ſeine Gebilde, jedes einzeln für ſich, bis in die ciſelirten Details, muſterhaft und unnachahmlich aus. Sobald man aber aus philoſophiſchem Standpunkte nach der Einheit ſeines poetiſchen Weſens, nach ſeiner inneren Wahrheit und Nothwendigkeit fragt, geht die ganze Erſcheinung in ſchreiende Contraſte aus einander. Fataliſt in ſeinem Hauptwerke, wird er in einzelnen Stimmungen und Stunden plötzlich religiös, ja ſogar aſcetiſch; heute in ſeiner politiſchen Anſicht bis zum Kosmopolitismus friedlich und human, ſtößt er morgen in die Alarm-Trompete und ſchwingt die Tricolore des franzöſiſchen Ultra-Patriotismus. Hugo ſchreibt überall nur als Künſtler, und was ihn am meiſten kümmert, iſt nicht ein Ideal, ein Princip, ein Glaube, ſondern es ſind die Contouren ſeiner Bilder, die Schlagſchatten, die Streiflichter, die Farben. — Hugo's Perſönlichkeit iſt intereſſant; in ſeiner blaſſen Geſichtsfarbe und ſeinem lebhaften Auge ſpricht ſich ſein inneres Feuer aus, und im Umgange vereinigt er ſpaniſche Würde mit franzöſiſcher Liebenswürdigkeit.

Honoré de Balzac.

Geboren 1799.

Der geleſenſte unter den gegenwärtig lebenden Romandichtern Frankreich's, Honoré de Balzac, iſt zu Tours in der Touraine geboren. Manche wollen behaupten, jener Name ſei nur ein angenommener, und er heiße eigentlich St. Aubin; nach Anderen aber war eben dies ſein erſter angenommener Name. Seine claſſiſchen Studien beendigte er auf einem Collegium ſeiner Provinz, kam um 1820 nach Paris und legte ſich auf Schriftſtellerei. Er hatte ſchon neun Jahre lang geſchrieben und dreißig Bände in die Welt geſchickt, ohne eine mehr als gewöhnliche Geltung zu gewinnen, als ſein 1829 erſchienener Roman: »les derniers Chouans, ou la Bretagne en 1800«, plötzlich einiges Aufſehen erregte und ihn aus der größeren Maſſe hervorhob. Kurz vorher hatte er, zu Begründung eines bürgerlichen Geſchäfts, eine Druckerei gekauft, kehrte aber, ſeines Capitals dadurch verluſtig geworden, zur Literatur zurück. Seitdem machte er entſchiedenes Glück, erwarb ſich außerordentlich große Honorare und entfaltete eine beiſpielloſe Fruchtbarkeit. Beſonders verſtand er durch die Tendenzen ſeiner Schriften auf das weibliche Publikum zu wirken, das durch den Saint-Simonismus aufgeregt worden war, und von ihm auf allerlei Weiſe in's Intereſſe gezogen wurde. Durch das Myſtiſche, Dunkle ſeiner Manier, wie ſie z. B. in den „Contes bruns" ſich ausſpricht, erhitzte er die Fantaſie ſeiner zahlloſen Leſerinnen und feſſelte ſie blindlings an ſich. Doch können unter ſeinen zahlreichen Romanen eigentlich nur „Eugénie Grandet" und „Histoire intellectuelle de Louis Lambert" als wirkliche Kunſtwerke gelten. Bei einer tiefen Einſicht in die geſellſchaftlichen Zuſtände Frankreichs, die er mit großer Treue und Genauigkeit ſchildert, und bei einer bedeutenden pſychologiſchen Routine, die ihn namentlich die Schwächen und Abirrungen des menſchlichen Herzens mit treffender Wahrheit auffaſſen läßt, iſt ſeine Art und Weiſe doch einſeitig und ſeine Moral verdächtig. Seine Abgeriſſenheit im Vortrage und die affectirte Zerſtücktheit der Behandlung geſtattet ihm nur ſelten, eine Einheit ſelbſt in der bloßen Form zu erzielen. In den

Einzelheiten iſt er weit ſtärker, als in der Geſammtheit und im Ganzen. Sein Styl iſt nicht frei von Manier, doch glänzend und geiſtvoll, und man muß überhaupt beklagen, daß ein ſo reich und ſchön begabtes Talent über der Sucht, den Augenblick zu beherrſchen und ganz zu erſchöpfen, das Dauernde und Aechte aus den Augen verliert. Auch der Bühne hat er ſich nicht ohne Beruf zugewendet; doch auch hier ſtehen ſeine Fehler dem höheren Erfolge entgegen. Sein neueſtes Drama: »les ressources de Quinola«, welches 1842 in Paris zur Aufführung kam, obgleich trefflich in der Grundidee, ſtieß dennoch aus den angedeuteten Urſachen auf großen Widerſtand.

Guſtav Waſa,

König von Schweden.

Geboren 1496. Geſtorben 1560.

Der Wiederherſteller des ſchwediſchen Staates, Guſtav Waſa, geboren am 12. Mai 1496 auf dem Landgute Lindholn in Roslagen, war der älteſte Sohn des Reichsrathes und Ritters Erich Johansſon, der ſeine Herkunft von den alten Königen Schweden's ableitete. Klein begann ſeine Laufbahn. Er beſuchte die Schule zu Upſala, und ein däniſcher Schulmeiſter in einer Trivialſchule mißhandelte den feurigen Knaben, bis dieſer die Studien mit dem Kriegsdienſte und dem Hofleben im Hauſe ſeines Vetters, des Reichsverweſers Sten Sture des Jüngeren, vertauſchte. In des Letzteren Fehde wider den Erzbiſchof Guſtav Trolle verrichtete er ſeine erſte Waffenthat, und war Allen ein Muſter des Muthes, der Beredſamkeit und kriegsfreudigen Weſens. Als er aber bei Dufwenäs im Sommer 1517 die dem Prälaten geſandten däniſchen Hilfstruppen geſchlagen und im folgenden Jahre die Dänen zum Rückzuge bewogen hatte, wurde er von Sten Sture mit noch Anderen als Geißel auf die feindliche Flotte vor Stockholm zu den Dänen geſchickt, wo er feindſelig behandelt und vertragswidrig nach Dänemark abgeführt wurde. Dort verlebte er ein Jahr, und wurde dann ſeinem Vetter, Erich Baner, im nördlichen Jütland auf dem Schloſſe Kallö zur

Verwahrung übergeben, wo er Zeuge der zur Unterjochung ſeines Vaterlandes unternommenen Rüſtungen ſein mußte. Endlich gelang es ihm (am 30. Septemb. 1519) nach Lübek zu entfliehen, wo er die Unterwerfung Schwedens durch den grauſamen Dänenkönig Chriſtiern vernahm, vom Magiſtrate aber geſchützt und in ſein Vaterland entlaſſen wurde. Hier waren nur Stockholm und Calmar noch nicht in Feindeshänden; Guſtav landete den 13. Mai 1520 auf der Landzunge Stanſö, eilte nach Calmar, um die Bürgerſchaft zu ermuthigen und die in ihrer Geſinnung ſchon wankende deutſche Beſatzung zu ihrer Pflicht zurückzuführen, wurde aber dafür mit dem Tode bedroht und nur mit Mühe von der Bürgerſchaft gerettet. Von hier aus begab er ſich in die ſmaländiſche Gebirgsgegend, zu den Landbauern ſeines Vaters, die ihn aber zu fliehen zwangen. Verfolgt, ſeines Lebens keinen Augenblick ſicher, denn ein hoher Preis war auf ſeinen Kopf geſetzt, irrte Guſtav durch Wildniß und Einöden, ſuchte ſeinen Schwager, Joachim Brahe, zu Tärna in Südermanland auf, mußte aber bald auf's Neue flüchten, und kam zu Ende des November an den Kupferberg, wo er, theils aus Noth, theils um unerkannt zu bleiben, um Tagelohn arbeitete. Die Scheuer, in welcher er auf der Rankhytta gedroſchen hat, wird als »Reichsmonument« erhalten. Mit feuriger Beredſamkeit, doch vergeblich, forderte der Jüngling die Dalekarlier zur Schilderhebung gegen die däniſche Herrſchaft auf; erſt nachdem die Mordſcenen in Stockholm mehr und mehr bekannt wurden, und das Ausſchreiben einer neuen Steuer für die fremden Kriegsvölker die Erbitterung mehrte, erkoren die Dalekarlier ihn zu ihrem Anführer und ſchwuren ihm Treue. Von dieſem geringen Anfange der Dinge an rechnet man ſeine Regierung; er hatte nur ſechszehn rüſtige Männer zur Leibwache und zweihundert zu Kampfgenoſſen, doch führte er den Titel eines Reichsverweſers. Als nun ſein erſtes Unternehmen, die Erſtürmung des Kupfergebirges bei Falun, am 21. Janur 1521 glückte, vergrößerte ſich ſeine kleine Schaar ſchon auf 3000, ja im Mai wuchs ſie bereits auf 15,000 Mann, denn aus allen Theilen Schwedens ſtrömten vaterlandsliebende und kriegeriſche Männer ſeinen ſiegverheißenden Fahnen zu. Er bildete dieſe, großentheils aus Fiſchern, Bergleuten und Bauern beſtehende Mannſchaft zu einem geordneten Heere, führte Zucht und Sitte ein, ſchlug mit ſeinen Dalbauern den ſechstauſend Mann ſtarken Haufen, welchen der Erzbiſchof Trolle ihm entgegenſtellte, kündigte nunmehr im Mai 1521 dem Könige Chriſtiern förmlich den Krieg an, brach aus Dalekarlien hervor, nahm Weſteräs und Upſala ein, und rückte gegen Stockholm vor, das er aber wegen

Mangels an Schiffen nicht zu erobern vermochte. Kühner gemacht, ſchrieb er, um ſeinen Unternehmungen ein verfaſſungsmäßiges Anſehen zu geben, einen Reichstag zu Wadſtena in Oſtgothland aus, der aus allen Theilen Schwedens beſchickt wurde. Freudig gelobte man ihm Treue; einige der Abgeordneten wollten ihn ſchon damals zum Könige ernannt wiſſen, doch begnügte er ſich vorläufig mit der Würde eines Reichsverweſers und Oberhauptmanns des Königreichs Schweden. Jetzt mit geſetzlicher Macht ausgerüſtet, ſchritt er noch entſchiedener auf der Bahn des Sieges und der Reform fort. Mitten unter Kämpfen verbeſſerte er die Heeresverfaſſung und ordnete die Regierung, rückte vor Stockholm, das nebſt Calmar und Abo allein noch Widerſtand leiſtete, vermochte aber, trotz aller Anſtrengungen und Verluſte, weder in dieſem noch im folgenden Jahre jene Hauptſtadt zu erobern. Als aber am 20. Januar 1523 König Chriſtiern durch die Reichsverſammlung zu Wiborg abgeſetzt wurde, und Friedrich von Holſtein ihm auf dem Throne von Dänemark und Norwegen folgte, da ergaben ſich Calmar und Oeland an Guſtav, und Stockholm machte Capitulations-Vorſchläge. Noch vor Beendigung dieſer Verhandlungen berief Guſtav die Stände Schwedens zu einem Reichstage nach Strengnäs, wo er am 6. Juni 1523 unter einſtimmigem Jubel als Guſtav I. zum Könige von Schweden ausgerufen wurde. Abermals zog der unermüdliche Held gegen Stockholm; aller Stützen beraubt, öffnete am 21. Juni die Stadt ihre Thore, und Guſtav hielt mit königlicher Pracht ſeinen Einzug, unter dem Jubelgeſchrei des Volkes, das ihn als Retter und Befreier, als König und Herrn der Schweden pries. Noch vor Ende dieſes Jahres mußten die Dänen auch Finnland räumen, und Guſtav war nunmehr im Beſitze des geſammten ſchwediſchen Reiches. Dieſes war zwar jetzt von äußeren Feinden befreit; aber noch war die Macht der Magnaten zu beugen und gegen die, durch den langen Kriegszuſtand ausgeartete, geſetzloſe Gewalt des Bauernſtandes, wie gegen die Umgriffe der Geiſtlichkeit anzukämpfen. Auch verlangte der nunmehrige König von Dänemark und Norwegen, Friedrich I., die Unterwerfung Schwedens kraft der calmariſchen Union; aber die Furcht vor Guſtav's Ueberlegenheit, und mehr noch vor der Rückkehr des vertriebenen Chriſtiern, nöthigte ihn, ſeine Anſprüche auf Schweden aufzugeben, Guſtav als König anzuerkennen, und mit ihm 1524 ein Bündniß wider ihren gemeinſchaftlichen Feind zu ſchließen. Hiermit hatte Guſtav's ſtarke Hand die calmar'ſche Union zerriſſen und Schweden ſeine Selbſtſtändigkeit zurückgegeben. Aber jene Umſtände, ſo wie Guſtav's Begünſtigung der Reformation, die ungewöhn-

liche Beſteuerung, welche er beſonders der Kirche auferlegte und mit der Noth des Reiches entſchuldigte, brachte während ſeiner Abweſenheit im Herbſte 1524 ganz Stockholm in Aufruhr, wo die Wiedertäufer Knipperdolling und Rink predigten. Der Aufruhr wurde bezwungen, und Guſtav ſchrieb auf den 16. Juni 1527 einen Reichstag nach Weſteräs aus, auf welchem alle ſeine Forderungen bewilligt wurden, worauf er 1528 ſein Krönungsfeſt beging. Doch noch zwanzig Jahre verſtrichen, bevor Schweden ſich nur einiger Ruhe erfreute. Guſtav hatte 1532 noch die Empörung der Dalekarlier zu dämpfen, und ſchloß ſich in dem ſogenannten »Grafenkriege«, welchen der Graf von Oldenburg in Verbindung mit der Stadt Lübeck 1533—1536 zu Gunſten des gefangenen Chriſtiern II. gegen Chriſtiern III. führte, näher an Dänemark an. Um das Jahr 1540 endlich fühlte Guſtav ſich in ſeiner Stellung ſo befeſtigt, daß er kein Bedenken mehr trug, ſich die höchſte Autorität in geiſtlichen Dingen zuzueignen, und dem Adel, bei Reductionen der geiſtlichen Güter, verbot, ſich dieſelben anzumaßen. Am 13. Januar 1544, wo Schweden ein Wahlreich zu ſein aufhörte, erfolgte die Erbvereinigung zu Weſteräs, und zugleich wurde hier ſeinem älteſten Sohne Erich als Kronprinzen gehuldigt. Wenn die Befreiung ſein erſtes, die Reformation ſein ſchwierigſtes Geſchäft war, ſo konnte die Befeſtigung des Thrones durch die Erbvereinigung als ſein letztes Werk gelten, welches im eigentlichen Sinne ſeinen übrigen die Krone aufſetzte. Ungeachtet der Beſchränkung der Kronrechte, übte Guſtav doch eine faſt unumſchränkte Gewalt aus, aber immer nur zu Schwedens Heile und ohne Verletzung der Form der Reichsconſtitution. Außerdem war er der Schöpfer des ſchwediſchen Cameralweſens, der Bergbau erhob ſich unter ihm zu hoher Blüte, und dem Handel öffnete er neue Bahnen. Er ſtarb, 64 Jahre alt, zu Stockholm den 29. September 1560. Mit beiſpielloſer Ausdauer, unter tauſend Anſtrengungen und Todesgefahren, hatte er ſich zum Throne aufgekämpft; aber er beſtieg ihn nicht früher, bevor er nicht das Land, das er zu beherrſchen berufen, aus der Zerſtörung gerettet hatte und deſſen neuer Schöpfer geworden war.

Guſtav Adolf,

König von Schweden.

Geboren 1594. Geſtorben 1632.

Schwedens großer König, Guſtav II. Adolf, deſſen Leben hinreichte, Deutſchland einer Gefahr zu entreißen, doch zu kurz war, dieſes in eine neue, größere zu ſtürzen, war der Sohn Karl's IX. und Chriſtinens von Holſtein, und am 9. December 1594 geboren. Als es ſeinem Vater, dem zum Reichsſtatthalter ernannten Herzoge Karl, 1604 nach mancherlei Umtrieben und Kämpfen gelang, die Krone Schwedens an ſich zu bringen, wurde auch Guſtav als Kronprinz anerkannt, erhielt eine ſtrenge, aber kräftige Erziehung, wurde ſchon 1609 von ſeinem Vater nach Dänemark geſendet, um den drohenden Bruch des Friedens abzuwenden, und eröffnete im folgenden Jahre, ſtatt ſeines erkrankten Vaters, durch eine Rede an die Stände den Reichstag zu Oerebro. Den Kriegsdienſt erlernte er von der Pike auf, und focht 1611 unter den Augen ſeines Vaters gegen die Dänen. Nach des Letzteren Tode (18. October 1611) behauptete Guſtav nicht ohne Mühe den Thron; denn ſein Vater hatte durch manche Gewaltthätigkeit ſich den Adel verfeindet, ſeine Verwandten, Sigismund und Johann, konnten Anſprüche erheben; überdies hatte Guſtav noch nicht das geſetzmäßige Alter (24 Jahre) erreicht. Doch Johann entſagte der Krone freiwillig; Guſtav wurde zum Könige gewählt, und durch Oxenſtjerna's Bemühen ſchon mit Antritt des 18. Jahres mündig erklärt. Mit Polen, Dänemark und Rußland war Schweden damals im Kampfe; Guſtav mußte dieſe Kriege ausfechten oder endigen. Als der König von Dänemark Guſtav's Friedensanträge ausſchlug, ließ dieſer gleichzeitig drei Armeen in Schonen und Norwegen einbrechen, wäre aber bei der Belagerung von Helſingborg beinahe in die Hände der Dänen gefallen, vereitelte deren Anſchlag auf Stockholm, und ſchloß endlich 1613 zu Knäryd einen ehrenvollen Frieden mit Dänemark. Seine Abſichten auf den Thron von Rußland verwickelten ihn in einen neuen Krieg mit Rußland, den er 1617 durch den Frieden zu

Stolboa endigte, durch welchen Kexholm, Karelen und Ingermanland an Schweden fiel und Rußland von der Oſtſee ausgeſchloſſen wurde. Kurz darauf ſchloß er ein Bündniß mit Holland und Dänemark. Nur mit ſeinem Oheim, dem König Sigismund von Polen, der noch immer Anſprüche auf die Krone Schwedens erhob, dauerte der Erbfolgeſtreit fort. Guſtav ging im Juli 1621 mit einer Flotte unter Segel, brachte das Fort Dünamünde, Riga und Mitau in ſeine Gewalt, worauf ſich ihm ganz Kurland unterwarf, und ein vierjähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen wurde. Nach deſſen Ablaufe landete er abermals bei Riga, eroberte binnen vier Wochen ganz Liefland, ſchlug am 7. Januar 1626 den polniſchen Großfeldherrn Sapieha bei Wallhof, und ſchloß Danzig zu Waſſer und zu Lande ein. Da ein plötzliches Anſchwellen der Weichſel ihn endlich die Belagerung aufzuheben zwang, richtete er ſeine Blicke auf Unterwerfung des feſten Landes. Bei Stuhm lieferte er am 17. Juni 1629 dem polniſchen General Koniecpolski und dem kaiſerlichen Feldmarſchall Arnheim eine Schlacht, die nichts entſchied, in welcher er aber beinahe gefangen genommen worden wäre. Durch franzöſiſche Vermittelung kam es endlich zu einem ſechsjährigen Waffenſtillſtande, deſſen Ablauf weder Guſtav Adolf, noch ſein Gegner Sigismund erlebte. Während deſſen hatten die Angelegenheiten in Deutſchland des Königs ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, und die beendigten Kämpfe mit ſeinen früheren Gegnern geſtatteten ihm nunmehr thätig einzuſchreiten. Zu dem Wunſche, ſeinen proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen in Deutſchland beizuſtehen, geſellten ſich wohl noch kühnere, weit ausgreifende Plane politiſcher Art; auch fühlte er ſich durch den Kaiſer, der ihm den Königstitel verweigerte, nicht minder durch Waldſtein's geringſchätzende Behandlung der ſchwediſchen Abgeordneten bei'm Lübecker Congreß, verletzt. Seine Unternehmungen ſetzte er mit um ſo größerer Umſicht und Behutſamkeit in's Werk, je geringere Streitkräfte ihm verhältnißmäßig zu Gebote ſtanden. Am 24. Juni 1630 landete er mit 14,500 Mann ausgeſuchter Truppen und zahlreichem Geſchütz auf der ſchon durch ſeinen Oberſten Leslie eroberten Inſel Rügen, nahm die Inſeln Uſedom und Wollin, drang bis Stettin vor, und zog den Herzog Bogeslaw von Pommern in ſein Bündniß. In Pommern, England, Schottland, Irland, Holland und den Hanſeſtädten ließ er eifrig werben, und Feldmarſchall Horn führte ihm 10,000 Mann aus Preußen zu. Stettin wurde vom Könige ſchnell in einen tüchtigen Waffenplatz verwandelt, Colberg blockirt, Greifenhagen den 25. December erobert, und der Graf Schaumburg, welcher den kaiſerlichen

General Torquato Conti im Oberbefehle abgelöſet hatte, mit Verluſt vieles Geſchützes und Gepäckes bis Frankfurt zurückgedrängt; Frankreich, vermöge ſeiner alten Eiferſucht gegen das Haus Oeſterreich und immer bereit, von Zerwürfniſſen in Deutſchland Vortheil zu ziehen, ſchloß den 13. Januar 1631 zu Beerwalde ein Bündniß mit dem Schwedenkönige, zahlte jährlich 400,000 Thaler, und ſetzte ihn hiermit in den Stand, eine Armee von 30,000 Mann Infanterie und 6000 Reitern herzuſtellen. Sie gewann dadurch an Bedeutung, daß durch Waldſtein's Abſetzung die Macht des Kaiſers ſich verringerte, und Tilly's ſtrenge Vollziehung des Reſtitutionsedictes die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchland's zum Widerſtande veranlaßte. Nachdem die Schweden mehrere feſte Plätze in Meklenburg erobert hatten, ſah ſich Tilly durch den Fall von Demmin bewogen, die Belagerung Magdeburg's zu unternehmen. Der König dagegen eilte die Oder hinauf, nahm am 3. April Frankfurt mit Sturm, und hoffte dadurch Tilly von Magdeburg abzulenken, jedoch vergeblich. Nachdem auch Landsberg an der Warthe gefallen war, wurde der Kurfürſt von Brandenburg — der bisher, ebenſo wie der Kurfürſt von Sachſen, jeden Anſchluß an die Schweden verweigert hatte — abermals durch Guſtav beſtürmt, ihm wenigſtens die Feſtungen Küſtrin und Spandau einzuräumen und dadurch den Entſatz Magdeburg's zu erleichtern; doch erſt, als der König drohend vor Berlin rückte, erfüllte der Kurfürſt ſein Begehren. Noch mußte der König, da die Elbe ihn von Tilly trennte, mit Sachſen wegen des Ueberganges bei Wittenberg und freien Durchzuges Unterhandlungen anknüpfen; dieſe waren noch nicht beendiget, als die Kunde von Magdeburg's Falle eintraf. Gleichwohl marſchirte er auf die Elbe los, nahm Tangermünde, zog, als der Kurfürſt von Brandenburg auf die Wiederräumung der Feſtung Spandau drang, zum dritten Male vor Berlin, und nöthigte den Kurfürſten, ein förmliches Bündniß mit ihm einzugehen. Hierauf reinigte er Meklenburg von den Feinden, lockte Tilly aus Heſſen heraus, überfiel deſſen Avantgarde am 27. Juli bei Burgſtall und Angern und ſchlug durch drei Tage deſſen Angriffe auf das verſchanzte Lager bei Werben ab. Tilly wendete ſich von da wieder gegen Magdeburg und Sachſen. Der darüber erſchreckte Kurfürſt von Sachſen, Magdeburg's Schickſal für ſeine eigenen Lande fürchtend, eilte, mit dem Könige von Schweden das vorher ſo hartnäckig abgelehnte Schutzbündniß zu ſchließen, worauf die Schweden die Elbe überſchritten, bei Düben ſich mit den Sachſen vereinigten, und zuſammen gegen Leipzig marſchirten. Bei Breitenfeld entriß der jugendliche Schwedenkönig am

7. September 1631 dem alten Kriegsmanne Tilly, indem er denſelben auf's Haupt ſchlug, den Ruhm der Unbeſiegbarkeit. (Nach zweihundert Jahren, den 7. September 1831, wurde zum Gedächtniß dieſes Sieges, auf einem Raſenhügel der Breitenfelder Ebene ein Denkmal errichtet). Der glänzende Sieg von Breitenfeld befeſtigte den Glauben an Guſtav Adolf's Waffen; die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, bisher noch ſchwankend, traten jetzt offen zu ſeiner Partei über, namentlich die Herzoge von Weimar und der Landgraf von Heſſen. Würzburg öffnete dem in Franken einfallenden Könige ſofort die Thore, Marienburg und Hanau wurden mit bewaffneter Hand genommen, Frankfurt mußte huldigen; bei Germersheim überſchritt Guſtav den Rhein, ſchloß Mainz ein, und brachte es am 13. December zur Uebergabe. Das Glück mehrte ſein Selbſtgefühl; die mit ihm verbündeten, oder von ihm Hilfe erwartenden oder beſiegten Fürſten beſchied er nach Frankfurt, wo er ſich in königlicher Pracht zeigte, und den Protector des proteſtantiſchen Deutſchlands mit einigem Stolze darſtellte; auch begann, was früher bei ihm Sache der Ueberzeugung geweſen, nunmehr Sache der Speculation zu werden, und der als Befreier gekommen, ſchien nur als Eroberer vom Schauplatze treten zu wollen. Nachdem er mit der freien Reichsſtadt Nürnberg ein Bündniß geſchloſſen, Donauwörth erobert hatte, und in Schwaben eingefallen war, galt es noch das mächtigſte Mitglied der Ligue, den Kurfürſten Maximilian von Baiern, zu demüthigen, an deſſen Standhaftigkeit alle bisherigen Unterhandlungen geſcheitert waren. Dieſer erwartete ſeinen Feind in einer verſchanzten Stellung am Lech. Guſtav Adolf bewerkſtelligte mit großer Kunſt und Umſicht den Uebergang über den angeſchwollenen Strom. Das hierauf am rechten Lechufer ſich entſpinnende Gefecht, in welchem Tilly auf den Tod verwundet wurde, bewog den Kurfürſten zum Rückzuge gegen Ingolſtadt. Guſtav Adolf, nachdem er ſich nach Augsburg gewendet und ſich dort hatte huldigen laſſen, ſuchte Ingolſtadt zu überrumpeln, was jedoch nicht gelang, marſchirte nach München, und bald war Baiern in ſchwediſcher Gewalt. Bei ſolchen Fortſchritten des Feindes ſetzte der Kaiſer den verabſchiedeten Waldſtein wieder in Thätigkeit. Dieſer vereinigte ſich mit dem Kurfürſten von Baiern, und drang von Eger gegen Nürnberg vor, welche Stadt Guſtav Adolf jedoch noch zu rechter Zeit in Vertheidigungsſtand ſetzte, ſo daß Waldſtein, der den 5. Juli 1632 vor Nürnberg erſchien, keinen Angriff zu unternehmen wagte, ſondern ſich auf den weſtlichen Höhen der Stadt lagerte, hoffend, dieſelbe einzuſchließen. Acht Wochen lang beobachteten beide Theile einander, ohne

etwas zu unternehmen; endlich ſchlug Guſtav los, bemühte ſich aber am 4. September vergeblich, die Stellung ſeiner Gegner zu ſtürmen, und zog endlich, mit Hinterlaſſung einer ſtarken Beſatzung, den 18. von Nürnberg ab. Er unternahm noch einen Verſuch auf Ingolſtadt, marſchirte aber, da Waldſtein in Sachſen eingefallen war und dieſes verbündete Land zunächſt geſchützt werden mußte, über Nördlingen, Rothenburg und Schweinfurt nach Erfurt, hoffend, Pappenheim's Vereinigung mit Waldſtein zu hindern, und folgte dann Jenem, der einen Vorſprung hatte, über Weimar bis Naumburg nach, wo er den 8. November ankam. Unterdeſſen hatte Waldſtein ganz Sachſen erobert, und wollte eben gegen Torgau marſchiren, als die Kunde von Guſtav's Ankunft bei Naumburg ihn veranlaßte, nach Weißenfels umzukehren. Da aber der König, um ſich mit dem bei Torgau ſtehenden Kurfürſten von Sachſen über deſſen Mitwirkung zum allgemeinen Angriffe zu berathen, bei Naumburg ein Lager bezog, ſo ſchickte Waldſtein den General Pappenheim zur Eroberung von Halle ab, und verlegte ſeine Truppen in enge Cantonirungen. Als Sammelplatz war ihnen Lützen angewieſen, während zum Vereinigungspunkte der Sachſen und Schweden Grimma beſtimmt wurde. Dorthin zu marſchiren, brach Guſtav Adolf den 14. November auf. Als er aber unterweges hörte, Pappenheim ſei gegen Halle marſchirt, änderte er ſeinen Plan, und beſchloß, Waldſtein ohne Weiteres anzugreifen. Durch Iſolani's Vorpoſten-Corps bei Poſern am Rippach aufgehalten, vermochte er dieſes Flüßchen erſt am Abende zu überſchreiten, während Waldſtein in derſelben Nacht ſeine Truppen bei Lützen zuſammenzog. Am andern Morgen brach Guſtav Adolf dahin auf, und lieferte ſeinem Gegner jene weltbekannte Lützener Schlacht, die ihn dem Daſein, doch nicht dem Siege entriß. Dem Zurückweichen ſeiner Infanterie zu wehren, ſprengte er mit kriegeriſcher Ungeduld über die Gräben der Leipziger Straße. Nur Wenige folgten dem kühnen Reiter; der Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg blieb ihm zur Seite. Des Königs Kurzſichtigkeit führte ihn zu nahe an die Feinde heran, und ein Schuß, der ſeinen linken Arm zerſchmetterte, war die Folge ſeiner Verwegenheit. Zurückſtutzend und vom Schmerze der Wunde gemahnt, dem Gedränge zu entfliehen, erhielt er noch einen Schuß in den Rücken, der ihn vom Pferde warf. Erſt am andern Morgen wurde, mit Wunden bedeckt und faſt unkenntlich, ſein Leichnam gefunden. Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar kämpfte für ihn die Schlacht zu Ende; die einbrechende Nacht that dem Würgen Einhalt. Beide Theile ſchrieben ſich den Sieg zu; doch behaupteten die Schweden das Schlachtfeld,

welches das Blut ihres Königs getrunken. Sein Leichnam wurde nach Weißenfels gebracht, durch Deutſchland geführt und nach Schweden eingeſchifft. Sein Herz blieb in Weißenfels, wo man ſich die ſeltſame Mühe nahm, es zu wiegen (es wurde, laut alten kirchlichen Verzeichniſſen, 1 Pfd. und 20 Loth ſchwer befunden). Die Stelle, wo er gefallen, bezeichnete ein großer Stein, der Schwedenſtein genannt, der ſeit Kurzem, durch eine künſtliche Ueberdachung, zu einem deutſchen Nationaldenkmal geworden iſt. Der größte Regent und Feldherr ſeiner Zeit, nimmt Guſtav Adolf einen würdigen Platz zwiſchen Cäſar, Alexander (nach deren Muſter er ſich gebildet), Friedrich dem Großen und Napoleon ein, und läßt in ſchönen menſchlichen Eigenſchaften ſie vielleicht Alle hinter ſich. Er hatte einen kräftigen Gliederbau und ein eben ſo majeſtätiſches, als einnehmendes Aeußere; kräftige, regelmäßige Geſichtszüge, eine hohe, freie und etwas zurückgebogene Stirn, ein blaues und lebhaftes Auge, kündigten den Herrſcher an. Starkes, blondes Haar und ein ſchöner, herabhängender Schnurbart ſchmückten das ſonnengebräunte Geſicht. Seiner Tapferkeit kam nur ſeine Geiſtesgegenwart und Beſonnenheit gleich; die geſammte Kriegsweiſe feierte durch ihn eine neue Aera, und er war als Feldherr ſeiner ganzen Zeit vorausgeeilt. Sein Feind, Kaiſer Ferdinand II., zollte dem Andenken des gefallenen Helden edelmüthige Thränen; das blutige, von Kugeln zerriſſene Koller, das man ſeiner Leiche auszog, kam nach Wien, und wird dort noch jetzt aufbewahrt. Stolze Entwürfe mögen mit ihm begraben worden ſein, und Deutſchland würde durch ihn vielleicht eine ſehr veränderte Geſtalt erlitten haben. Der Schwedenſtein bei Lützen ſtellt ſich als Scheidegränze zwiſchen Guſtav Adolf's Thaten und zwiſchen ſeine Entwürfe, zeigt uns nur jene und entzieht letztere unſeren Blicken. Wenn es unentſchieden iſt, ob jener Nimbus, welcher über dem Grabe des gefallenen Helden ſchwebt, auch die hiſtoriſche Geſtalt des, ſeinen Sieg überlebenden Eroberers ſchmücken würde, ſo bleibt die Weltgeſchichte verpflichtet, da losſprechend zu entſcheiden, wo thätliche Gegenbeweiſe fehlen. Guſtav Adolf ſtarb für eine tiefere Ueberzeugung, und wir fragen vergebens, ob er für dieſelbe auch gelebt haben würde. —

FRANZ I
LUDWIG XIV

Joseph Dobrowsky.

Geboren 1753. Geſtorben 1829.

Der eigentliche Name dieſes, um die ſlaviſche Literatur hochverdienten Gelehrten war Daubrawsky (er ſelbſt nannte ſich Daubrawsky ze Solnic), und die Namensänderung gründete ſich auf ein fehlerhaftes Eintragen im Kirchenbuche, das, um Irrungen zu vermeiden, berückſichtigt werden mußte. Er kam den 17. Auguſt 1753 zu Gyermet bei Raab in Ungarn, wo ſein Vater, ein geborener Böhme, ſich als Unteroffizier in einem Dragoner-Regimente eben aufhielt, zur Welt; wurde ſchon als Kind nach Böhmen gebracht, und erlernte die Sprache dieſes Landes. In Deutſch-Brod bei den Auguſtinern abſolvirte er die vier erſten lateiniſchen Claſſen, dann Poeſie und Rhetorik bei den Jeſuiten in Klattau, und Philoſophie an der Prager Univerſität. Auf ſeinen Wunſch in den Orden der Jeſuiten aufgenommen, trat er 1772 in das Noviziat zu Brünn, kehrte aber, als im folgenden Jahre jener Orden aufgehoben wurde, nach Prag zurück, um die theologiſchen Studien fortzuſetzen, und widmete ſich hier vorzugsweiſe dem Studium der orientaliſchen Sprachen. Im gräflich Noſtitz'ſchen Hauſe, wohin er 1776 als Lehrer der Mathematik und Philoſophie kam, machte er die Bekanntſchaft des trefflichen Hiſtorikers Pelzel, der ihn tiefer in die Literatur der Slaven einweihte, und ſeine Neigung zu derſelben für immer begründete. 1786 erhielt er die neu errichtete theologiſche Cenſorſtelle in Prag, nahm 1787 die Prieſterweihe, wurde 1788 zum Vicedirector des Hradiſcher General-Seminariums nächſt Olmütz in Mähren, und bald darauf zum wirklichen Rector ernannt. Als 1789 dieſes Inſtitut einging, kehrte Dobrowsky mit einer Penſion von 500 Gulden nach Prag zurück, und lebte im Noſtitz'ſchen Hauſe lediglich den Wiſſenſchaften, vorzüglich aber ſeinen eifrigen Forſchungen im Gebiete der ſlaviſchen Literatur. Die königl. böhmiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, die ihn bereits 1784 unter ihre Mitglieder aufgenommen hatte, verwendete einen Theil der vom Kaiſer Leopold II. ihr bewilligten großmüthigen Unterſtützung dazu, Dobrowsky zu hiſtoriſchen Unterſuchungen nach Schweden zu ſenden, wo man mit Recht manches, in den Zeiten

des dreißigjährigen Krieges entführte Denkmal der Geſchichte Böhmens vermuthen konnte. Er trat am 15. Mai 1792 in Begleitung des Grafen Joachim von Sternberg die Reiſe an, und kehrte im März des folgenden Jahres über Petersburg, Moskau und Warſchau nach Prag zurück. Die Reſultate dieſer Sendung übergab er in ſeinem Werke: „Literariſche Nachrichten von einer, auf Veranlaſſung der königl. böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, 1792 unternommenen Reiſe nach Schweden und Rußland", dem Drucke, nachdem er, als Begleiter des Grafen von Noſtitz eine Reiſe durch ganz Deutſchland und Italien unternommen hatte. Nach Prag zurückgekehrt, wohnte er fortan im gräflichen Hauſe, von welchem er auch eine Penſion bezog, und hielt im wendiſchen Seminarium Vorleſungen über wendiſche Literatur. Durch einen ſehr ausgebreiteten Briefwechſel ſtand er mit den gelehrteſten Geſchichts-, Sprach- und Alterthumsforſchern in ſteter Verbindung, und wurde von mehreren Akademien des Auslandes als Mitglied aufgenommen. Zu Adelung's »Mithridates" lieferte er den Abſchnitt über die ſlaviſchen Sprachen, und für die Frankfurter Geſellſchaft zur Erforſchung der älteren deutſchen Geſchichte bereitete er eine, nach allen bekannten Handſchriften verbeſſerte Ausgabe des Jornandes vor. Von ſeinen emſigen Forſchungen pflegte er ſich auf kleinen Reiſen nach Wien, Ungarn und Sachſen zu erholen; auf einem dieſer Ausflüge überraſchte den rüſtigen Greis zu Brünn der Tod (6. Januar 1829). Dobrowsky war ein Mann von rückſichtsloſer Wahrheitsliebe, wodurch er denn freilich auch manche unverdiente Feindſchaft ſich zuzog. Seine Verdienſte um alle ſlaviſchen Sprachen, beſonders ſeine kritiſche Würdigung der böhmiſchen, ſind von jedem Unparteiiſchen gebührend anerkannt worden; die Mehrzahl ſeiner Schriften iſt dieſem Gegenſtande gewidmet. Außer ſehr vielen, die ſlaviſche Geſchichte und Sprache erläuternden Abhandlungen für die böhmiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und zu anderen periodiſchen Werken, nennen wir nur noch ſein »ausführliches Lehrgebäude der böhmiſchen Sprache"; ſeine »Geſchichte der böhmiſchen Sprache und älteren Literatur"; »Slawin, Beiträge zur Kenntniß der ſlaviſchen Literatur, Sprachkunde und Alterthümer"; »Slowanka" (ähnlichen Inhalts); »Institutiones linguae slavicae dialecti veteris" und »Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der ſlaviſchen Sprachen." Außerdem machte er ſich noch durch die erſte Herausgabe der unſchätzbaren Chronik des Ansbertus über die Kreuzfahrt Friedrich's Barbaroſſa, um die deutſche Geſchichte beſonders verdient. Nach dem Zeugniſſe ſeines würdigen Nachfolgers Palacky, war Dobrowsky ein Mann, wie ihn

die Natur nur ſelten erſcheinen läßt; denn er verband ein außerordentliches Gedächtniß mit unermüdeter Thätigkeit, und einen durchdringenden Scharfblick mit ſtets gleicher Lebhaftigkeit des Geiſtes.

Cosmas von Prag.

Geboren 1045. Geſtorben 1125.

Nur ſpärlich fließen die Nachrichten über dieſen älteſten bekannten Geſchichtsſchreiber Böhmens, den Vater der böhmiſchen Geſchichte. Zu Prag geboren und nach ſeiner Vaterſtadt ſich nennend, ſtudirte er bis 1061 zu Lüttich, kehrte dann in ſeine Heimat zurück, und widmete ſich dem Prieſterſtande. Er war zuletzt Domherr zu Prag, und hinterließ bei ſeinem Tode einen ehelichen Sohn; denn damals waren in Böhmen die Heiraten der Prieſter noch erlaubt. Cosmas befand ſich faſt immer im Gefolge der Biſchöfe von Prag, und ſowohl dieſe, wie auch die Herzoge Böhmens, bedienten ſich ſeiner zu wichtigen Sendungen; daher ſtand er vielen bedeutenden Vorgängen ſeiner Zeit theils als Augenzeuge, theils durch ſeine Stellung nahe, und vermochte die zuverläſſigſten Aufklärungen darüber zu geben. Ueberdies war er auch eine Zeitlang Kaiſer Heinrich's IV. Geheimſchreiber und deſſen Schutzredner gegen den Papſt Gregor VII. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt ſeine »Chronica Bohemorum«, beſonders was die Nachrichten aus den Jahren 1089—1125 anlangt, von vieler Wichtigkeit und ein willkommener Beitrag zur Geſchichte ſeiner Tage, nicht nur in Bezug auf ſein Vaterland, ſondern auf Deutſchland überhaupt, und die Geſchichtſchreiber der Nachbarländer Böhmens dürfen ſie nicht überſehen. Sie behandelt die Periode von Bretislav I. bis zu Wladislav's I. Tode (1038—1125), und iſt häufig gedruckt worden, am beſten in Pelzel's und Dobrowsky's »Script. rer. bohem.«, in deren Sammlung man auch Fortſetzungen dieſer Chronik findet. Die Schreibart des Cosmas, obgleich hin und wieder mit Barbarismen und ungefälligen Reimen durchflochten, iſt für die Zeit, welcher ſie angehört, doch ſehr gut und deutlich, und Spuren einer mehr als oberflächlichen claſſiſchen Bildung gehen aus vielen Stellen hervor.

Chriſtian Fürchtegott Gellert.

Geboren 1715. Geſtorben 1769.

Der fromme, liebenswürdige Dichter Gellert, deſſen Andenken Deutſchland mit beſonderer Pietät bewahrt, begrüßte die Welt den 4. Juli 1715 in dem ſächſiſch-erzgebirgiſchen Städtchen Haynichen, wo ſein Vater, als Prediger, bei dreizehn Kindern und geringen Einkünften in ſo bedrängten Umſtänden lebte, daß ſchon der eilfjährige Knabe für Advocaten ſchreiben mußte. Gellert's erſter poetiſcher Verſuch war ein Gedicht zu ſeines Vaters Geburtstage, in welchem er deſſen fünfzehn Kinder und Enkel mit fünfzehn Stützen für die baufällige Wohnung ſeines Vaters verglich. Das Gedicht fand Anklang, und andere folgten nach. 1729 bezog er die Fürſtenſchule zu Meiſſen, und 1734 die Univerſität Leipzig, wo er ſich der Theologie widmete. Nach Vollendung ſeiner Studien ward er 1739 Erzieher der beiden Söhne des Herrn von Lüttichau, deſſen Schweſterſohn er zur Univerſität vorbereitete, und dann in Leipzig ſich mit Privatunterricht beſchäftigte, zugleich aber auch ſich mit der franzöſiſchen und engliſchen Literatur vertraut machte. Sein Umgang mit geiſtvollen jungen Männern, wie Gärtner, Cramer, Rabener, Zachariä und J. E. Schlegel, zog ihn von der pedantiſchen Autorität Gottſched's und deſſen Nachbeter Schwabe ab, zu deſſen »Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes" er mehrere hübſche Gedichte geliefert hatte, und bewog ihn zur Theilnahme an der Herausgabe der »Bremiſchen Beiträge" (1744). Seine ſchwächliche Geſundheit, die ihm keine anhaltenden Berufsarbeiten erlaubte, veranlaßte ihn, ſich dem akademiſchen Lehrſtande zu widmen, zu welchem Zwecke er 1745 eine lateiniſch geſchriebene Abhandlung: »Ueber die Fabel und die vorzüglichſten Fabeldichter" vertheidigte. Er hielt Vorleſungen über Aeſthetik, Rhetorik, Moral und Pädagogik, und zog durch die Klarheit und Gediegenheit ſeines Vortrags viele Hörer an ſich; zugleich aber wurde ſein poetiſches Talent fleißig geübt. Die Schäferſpiele: »das Band" und »Sylvia", das ziemlich ernſthafte Luſtſpiel: »die Betſchweſter", zu deſſen Herausgabe der ängſtliche Gellert ſich nur nach großem Bedenken entſchloß, der Roman: »Leben der ſchwediſchen Gräfin," beſon-

ders aber ſeine trefflichen „Fabeln und Erzählungen", Werke, die in den Jahren 1744—1746 erſchienen, machten ihn bald außerordentlich beliebt und ſo populär, daß ein Bauer ihm einen Wagen Brennholz vor die Thüre fuhr, um ihm ſeinen Dank für das Vergnügen zu zollen, welches ihm des Dichters Fabeln bereitet hatten. 1751 zur außerordentlichen Profeſſur der Philoſophie mit 100 Thalern Gehalt (!) berufen, eröffnete er ſeine Vorleſungen wieder mit einer lateiniſchen Abhandlung: „Ueber das rührende Luſtſpiel." Noch größere Anerkennung, als ſeine früheren Geiſteserzeugniſſe, ernteten ſeine folgenden, ſeine „Lehrgedichte und Erzählungen", die »geiſtlichen Oden und Lieder", deren Innigkeit und ſtiller Gottesſinn noch jetzt jeden Leſer erbaut und erhebt, und die „Sammlung vermiſchter Schriften." Aber der Wurm einer tiefen, unheilbaren Hypochondrie nagte an ſeinem Körper und ſeinem Herzen; kein Mittel half, und ſelbſt die »Troſtgründe wider ein ſieches Leben", welche er zu ſeiner eigenen Erbauung 1747 ſchrieb, gewährten nur vorübergehende Linderung. Auch kleine Erholungsreiſen nach Dresden, Berlin und Karlsbad fruchteten nicht, und die ehrenden Beſuche gebildeter und vornehmer Fremden, die er namentlich während der preußiſchen Invaſion annehmen mußte, waren dem kranken Dichter nur quälend. Die preußiſchen Prinzen Karl und Heinrich ſprachen ihn oft und gern; der Letztere ſchenkte ihm ſein Leibpferd, welches er in dem Treffen bei Freiberg geritten, und Friedrich II., der ihn 1760 in Leipzig zu ſich rufen ließ, fand an ſeiner Unterhaltung ſo viel Geſchmack, daß er, der Verächter deutſcher Literatur, ihn den »vernünftigſten aller deutſchen Gelehrten" nannte. Bei ſeinem überhand nehmenden Siechthum lehnte er die 1761 ihm angetragene ordentliche Profeſſur der Philoſophie ab; doch ſicherten ihm die Unterſtützungen, welche ſeine zahlreichen angeſehenen Gönner ihm auf ſehr zartſinnige Weiſe zukommen ließen, ein ſorgenfreies Leben. Ein ſanfter Tod endigte am 13. December 1769 die Körperleiden des werthen Mannes. Gellert war, nach Goethe's Schilderung, nicht groß von Geſtalt, zierlich, aber nicht hager; ſanfte, etwas traurige Augen, eine ſehr ſchöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnaſe, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Geſichts — Alles machte ſeine Gegenwart angenehm und wünſchenswerth. Er vereinigte in ſich alle ſchönen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens; Beſcheidenheit, Wohlwollen, Gottergebenheit und einen liebevollen, wohlthätigen Sinn. Vor den Frauen trug er eine eigene Scheu, die den ſchüchternen, freundlichen Mann eher wohl, als übel kleidete und ihn manchen gutmüthigen Neckereien ausſetzte. Seine Schüler, denen er nicht nur ein

herrlicher Lehrer, ſondern auch ein Vorbild der Tugend war, hingen mit Begeiſterung an ihm. In ſeinen Schriften ſpricht ſich ein edler Sinn für Recht und Sitte in gefälliger und naiver Weiſe, in ſeinen geiſtlichen Liedern ein tiefes, herzerwärmendes Gefühl der Frömmigkeit aus. Sie dürfen und werden nie veralten. Ueberall, wo es deutſche Ehre gilt, zunächſt aber in dem Lande, das ihn gebar, hegte und begrub, wird ſein Andenken heilig gehalten. Den Denkſtein auf dem Leipziger Johannis-Kirchhofe, wo Gellert's Aſche ruht, läßt kein Fremder unbeſucht; zu Oberau, wo er einſt im Schooße der von Miltitz'ſchen Familie glückliche Tage verlebte, nennen ſeine Lieblingsplätze, Gellertsruhe und Gellertsbrunnen, noch jetzt ſeinen Namen; dem lieblichen Gartenwege bei Berggieshübel, wo Gellert mit ſeinem Freunde Rabener wandelte, blieb der Name des »Poetenganges«; Leipzig ſtellt Gellert's bisher im Univerſitätsgarten verſtecktes Denkmal von Oeſer jetzt auf dem ſchönſten Punkte ſeiner Promenaden, dem Schneckenberge, auf, und die alte Gellert-Linde in ſeinem Geburtsorte Haynichen, wo ſeit 1819 auch eine milde Stiftung ſein Andenken, recht im Geiſte des Verklärten, verewigt, konnte (1833) zwar der Sturm entwurzeln; doch die tieferen Wurzeln, welche Gellert's Geiſt im deutſchen Volke geſchlagen, wird kein Sturm jemals berühren können.

Friedrich Gottlieb Klopſtock.

Geboren 1724. Geſtorben 1803.

Deutſchland's erhabenſter Sänger, deſſen Lieder eine wärmere, gläubigere Zeit gebar, um eine kalte, zweifelgeneigte Zukunft zu beſchämen, erblickte am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg das Licht. Sein Vater, der ſpäter als Commiſſionsrath ein Gut zu Friedeburg in der Grafſchaft Mansfeld pachtete, wo Klopſtock ſeine erſte Erziehung genoß, war ein origineller Sonderling, der ſehr viel auf Ahnungen und Teufelsbeſchwörungen hielt. Die wunderlichen theoſophiſchen Experimente dieſes Mannes mögen vielleicht, in einer indirecten Wirkung, den Grund zu der ernſten, der Ewigkeit und ihren heiligen Myſterien zugewendeten Geiſtesrichtung ſeines Sohnes gelegt

haben. Auf dem Gymnaſium zu Quedlinburg und auf der Schulpforte bei Naumburg wurde der Jüngling für die Wiſſenſchaft vorbereitet. Schon hier entzündete ſich ſein dichteriſcher Geiſt an den großen Muſtern der Alten; ja er faßte bereits die Idee zu einem großen epiſchen Gedichte, in welchem König Heinrich der Städte-Erbauer verherrlicht werden ſollte, das aber nicht über einige unbefriedigende Anfänge vorrückte. Feſtere Form gewannen ſeine Ideen, ſeit er (1745) die Univerſität Jena beſuchte, um Theologie zu ſtudiren; die erſten Geſänge des »Meſſias" traten in's Leben. Bald behagte ihm das Treiben in Jena nicht mehr; er ging nach Leipzig, fand, indem er ſich dem von Gärtner, Schlegel, Gieſeke, Zachariä, Ebert, Gellert und A. geſtifteten literariſchen Vereine anſchloß, neue, höhere Anregung, und ließ nun die erſten Geſänge des Meſſias in den, damals Epoche machenden „Bremer Beiträgen" erſcheinen. Man verſtand den jungen Sänger Anfangs nicht: die Proben wurden bald unverſtändig gelobt, bald herzlos getadelt. Verwirrt und halb entmuthigt, ſchied er 1748 aus Leipzig und ward Hauslehrer in Langenſalza bei dem ihm verwandten Weiße. Hier bemächtigte ſich die Liebe ſeines Gemüthes; der Schweſter ſeines Freundes M. S. Schmidt war es beſchieden, dem Jünglinge die ſchmerzliche Seligkeit einer erſten Leidenſchaft einzuflößen, ohne ſie zu erwiedern. Fanny, die ſich im Leben ſeiner Liebe grauſam entzog, ward dafür ihm für die Unſterblichkeit vermält; ſie ward die Muſe ſeiner Geſänge, die ihr Name und ihr Geiſt in idealer Verklärung ſo vielfach ſchmückt. Hatte Deutſchland ſeinen »Meſſias" nicht alſogleich verſtanden, ſo fühlte ſich die Schweiz in ihren wechſelnden religiöſen Anregungen um ſo tiefer von dem erhabenen Gedichte berührt. Bodmer lud ihn von dort aus (1750) zu ſich, und Klopſtock ging dahin, ſeinen Schmerz und ſein drängendes Sehnen in die Rieſenwelt der Schweizerberge tragend. Doch Bodmer's Nüchternheit ſtieß ihn ab; nur ein Jahr hielt er es aus, dann kehrte er in ſeine Heimat zurück, um von Neuem den Wanderſtab zu ergreifen. Der König Friedrich V. von Dänemark hatte ihn mit einem Gehalte von 400 Thalern nach Kopenhagen eingeladen, um dort in Ruhe ſeinen »Meſſias" zu vollenden, und getroſt folgte er dem Rufe. Hamburg, wo er unterwegs verweilte, bot ihm Erſatz für die Schmerzen der erſten Liebe. Die geiſtreiche Meta (Margaretha) Moller, von ihm in ſeinen Gedichten unter dem Namen Cidli gefeiert, hatte ſchon längſt den Dichter im Herzen getragen; ſeine Nähe erhob das Gefühl der Bewunderung zur Zärtlichkeit, und mitten in den Zerſtreuungen und Ehren, welche Dänemark's Hauptſtadt ihm bot, gedachte er ihrer, bis ſie 1754 am Altare ganz ſein Eigen

ward. Doch die Liebe hatte ihren Zorn an dem armen Dichter noch nicht erſchöpft; ſchon nach vier Jahren legte er auf dem ländlichen Gottesacker zu Ottenſee bei Hamburg ſeine Meta in's Grab, und weihte ſie durch die einfache, ſchöne Grabſchrift: »Saat, geſäet von Gott, am Tage der Garben zu reifen" — für dort und hier der Unſterblichkeit. Sein edler Freund Bernſtorf hielt den Tiefgebeugten aufrecht; ihm folgte er auch 1771, mit Beibehaltung ſeiner Penſion und dem Titel eines Legationsrathes, auf ſeine Güter. Vier Jahre ſpäter lud ihn der Markgraf Friedrich von Baden nach Karlsruhe. Klopſtock ging dorthin, fand Auszeichnung und Ehre, aber, ein Kind des Nordens, ſehnte er bald ſich zurück zu dem tiefen, erhebenden Ernſte ſeiner heimatlichen Natur. Gern ließ man den Dichter gewähren, und, mit dem Titel eines Hofrathes und einem lebenslänglichen Gehalte begnadigt, kehrte er wieder nach Hamburg. Da loderte vom Weſten her die dunkle Glut der Revolution. Klopſtock, noch immer leicht erregt und für jeden Schein einer großen Idee empfänglich, langte begierig nach dieſen Flammen, wie das Kind nach dem Lichte. Aber ſchnell enttäuſcht, erkannte er noch zu rechter Zeit das ſchillernde Ungeheuer, und durch mahnende Strafgeſänge beſchämte er ſich ſelbſt für die voreilige Begeiſterung. Den Lebensabend des Greiſes verſchönte die liebevolle Sorgfalt ſeiner Freundin, Frau von Winthem, welche 1791 ſeine zweite Gattin geworden war. Gottergeben und heiter, wie ſein Daſein, war ſein Tod (14. März 1803). Ganz Hamburg war bemüht, das Begräbniß des Dichters des »Meſſias" würdig zu verherrlichen; man ſenkte ihn ein an der Seite ſeiner treugeliebten Meta. — Frömmigkeit, Biederkeit und glühende Vaterlandsliebe waren Grundzüge ſeines Charakters; er haßte Schmeichelei und Kriecherei, und vermied, wo er konnte, den Umgang mit Großen, wie gern und achtungsvoll ſie auch ſich ihm zu nähern pflegten. Am liebſten war ihm der Umgang mit gleichgeſtellten und gleichgeſtimmten Freunden, im Schooße der freien Natur; dort erſt lebte er wahrhaft auf, dort war er munter und warm. Gewandt und rüſtig, hielt er viel auf körperliche Bewegungen, war ein tüchtiger Reiter und that es im Schlittſchuhlaufen Allen zuvor. Als Dichter wurde er für die Richtung des deutſchen Geſchmacks entſcheidend; indem er ſich der beiden Hauptideen der antiken Welt, Vaterland und Religion, freilich nicht mit der ganzen Fülle und Anmuth der Alten, bemächtigte, brachte er die abgelebte franzöſiſch-ſchleſiſche Schule und die Hofpoeſie zum Verſtummen, und der deutſchen Sprache, die ſich im Nüchternen und Kleinlichen zu verlieren drohte, verlieh er neuen Schwung und neue Kraft, wenn gleich ſein Styl nicht frei von Manier war, und ſeine Abnei-

gung gegen den Reim auf Einseitigkeit hinauslief. Sein größtes Werk ist der „Messias.“ Zwar entspricht die duldende Hingebung des göttlichen Helden dieses Gedichtes nicht eigentlich den epischen Zwecken; auch vermag der Dichter, wie groß und erhaben er auch immer bleibt, doch nicht so weit die menschliche Natur zu bewältigen, daß er durch die stete andächtige Spannung, in welcher er den Leser vom Anfange bis zum Ende des langen Gedichtes zu erhalten bemüht ist, nicht umgekehrt zuweilen Abspannung und Erschlaffung bewirken sollte. Seine nordisch-mythologischen Bardiete, wo er antiken Ernst und scandinavische Abenteuerlichkeit auf eine Weise zu vermälen sucht, die kaum gelingen konnte und daher auch im Allgemeinen nicht gelang, athmen gewisse hyper-germanische Tendenzen, welche, was er wohl nicht ahnen mochte, in späterer Zeit und von anderen Dichtern noch mehr auf die Spitze gestellt worden sind. Dagegen bleiben seine „Oden“ und seine „geistlichen Lieder“ in ihrer Art unerreichte Muster, die nicht nur durch die feurige Erhabenheit der Gedanken unseren Geist zur Andacht emporflügeln, sondern auch durch den majestätischen Wohllaut der Sprache, mächtig und harmonisch, wie der Vollton einer Orgel, über unsere Sinne und unser Gefühl gebieten.

Franz I.

König von Frankreich.

Geboren 1494. Gestorben 1547.

Dieser Fürst, in welchem alle Eigenthümlichkeiten, alle Tugenden und Gebrechen des untergehenden Ritterthums noch einmal auftauchen, der vor uns steht, anmuthig und grell zugleich beleuchtet in dem Abendstrahle des sinkenden mittelalterlichen Heroismus, kam den 12. September 1494 zu Cognac, einem Städtchen an der Charente, zur Welt. Seine Eltern waren Karl von Orleans, Herzog von Angoulème, König Ludwig's XII. leiblicher Vetter, und die in Frankreich's Geschichte bekannte Louise von Savoyen. Zwei Jahre alt, verlor er seinen Vater durch den Tod, und erhielt am königlichen

Hofe eine ritterliche Erziehung. Frühzeitig offenbarte ſich ſein feuriges, unruhiges Temperament, das, für gute und üble Eindrücke gleich empfänglich, ſich bildſam, aber auch wehrlos in die Hände ſeines Erziehers gab. Der König Ludwig ſchenkte ihm das Herzogthum Valois, und vermälte ihn ſchon 1514 mit ſeiner Tochter Claudia. Frühzeitig wohnte er den Feldzügen gegen die Spanier und in der Picardie gegen die Engländer bei, ohne daß ſein thatendurſtiger Muth Befriedigung gefunden hätte. Da rief ihn Ludwig's Tod (1. Januar 1515) auf den Thron von Frankreich. Nach Ruhm und Ländererwerb begierig, führte er die Abſichten ſeines Vorgängers auf Mailand weiter aus, zog nach Italien, und erfocht am 13. September 1515 den glänzenden Sieg bei Marignano, welcher einen Vertrag mit dem Papſte und den Frieden mit den Schweizern zur Folge hatte, die nunmehr den König als Herzog von Mailand, Grafen von Aſti und Herrn von Genua anerkannten. Auch der in Italien gegen den Kaiſer fortgeſetzte Krieg wurde 1516 durch den Vertrag von Noyon mit dem Könige Karl I. von Spanien (als deutſcher Kaiſer Karl V.), und 1518 durch den Frieden mit dem Kaiſer Maximilian geendigt; zu Freiburg aber wurde den 29. November 1516 mit den Schweizern der ſogenannte ewige Friede geſchloſſen. Als 1519 der Kaiſer Maximilian ſtarb, bewarben ſich am eifrigſten Karl von Spanien und Franz I. um die deutſche Krone. Jenem ward ſie zu Theil, und ſomit war der Apfel der Zwietracht zwiſchen die beiden Bewerber geſchleudert. Franz ſchloß ſich an König Karl VIII. von England an, und benutzte die in Spanien ausgebrochenen Unruhen dazu, den Sohn des verſtorbenen Königs von Navarra, Heinrich d'Albret, in ſein von den Spaniern ihm vorenthaltenes Erbe wieder einzuſetzen. Ein franzöſiſches Heer unter Heinrich de Foix rückte in Navarra ein; Pampelona, die Hauptſtadt, ergab ſich, und bald war ganz Navarra erobert, mußte jedoch, nach der Niederlage der Franzoſen bei Pampelona am 30. Juni 1521, wieder geräumt werden. Nun erſt begann der eigentliche Krieg zwiſchen Franz I. und dem Kaiſer. Die Kaiſerlichen nahmen Mouzon, belagerten jedoch vergeblich das von Bayard, dem Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, vertheidigte Mézières, zogen unter Verwüſtungen in die Picardie, und bei Annäherung der Franzoſen nach Valenciennes zurück. Franz ſetzte zwar am 22. October 1521 über die Schelde, doch hintertrieb die Abneigung ſeiner Gemalin die zweckmäßigen kriegeriſchen Entwürfe des Connetable von Bourbon, und eine Hauptſchlacht unterblieb. Auch in Spanien war das Glück der franzöſiſchen Waffen nur vorübergehend. Trüber noch geſtalteten ſich die Dinge im Jahre 1522. Kaiſer Karl und Heinrich VIII. hatten ein Bündniß geſchloſſen; ein

engliſches Heer drang in Frankreich ein, und zog ſich nur unter Verheerungen wieder zurück; in Italien brach Empörung gegen die Franzoſen aus, und das Glück begünſtigte die Waffen der Verbündeten, bis der Tod des Papſtes Leo X. auf kurze Zeit das Gleichgewicht herſtellte. Aber die unglückliche Schlacht bei dem Schloſſe Bicoca (22. April 1522) entriß den Franzoſen den Beſitz Italiens, und 1523 ſtanden Italien, Deutſchland, Spanien und England vereinigt in Waffen gegen Frankreich, dem nur Schottland, die ſchweizeriſchen Söldner und Savoyen zur Seite waren. Des Connetable's Abfall von der franzöſiſchen Sache ſteigerte die Noth des Königs; des Erſteren Erſatzmann, der Admiral Bonnivet, genügte nicht. Franz brach in Perſon nach Italien auf; Mailand, mit Ausnahme der von den Kaiſerlichen beſetzten Citadelle, wurde ohne Widerſtand genommen, und Pavia belagert. Vier Monate lagen die Franzoſen vor der Stadt; da rückte das kaiſerliche Heer zum Entſatz heran, und am 24. Februar 1525 wurde die Entſcheidungsſchlacht bei Pavia geſchlagen, welche mit einer völligen Niederlage der Franzoſen endigte. Franz I. verrichtete Wunder der Tapferkeit, die von Freunden und Feinden angeſtaunt wurden; er kämpfte als der tapferſte Mann in ſeinem Heere, und ſuchte den Tod, der ihn floh. An Stirn, Hand und Schenkel verwundet, war er nicht länger fähig zum Widerſtande. Von Feinden umringt, weigerte er ſich dennoch, ſeinen Degen dem Offiziere des Connetable, als eines Verräthers an Frankreich, zu übergeben. Erſt als der Vicekönig von Neapel herbeikam, übergab ihm Franz ſeinen Degen mit den Worten: »Nehmen Sie den Degen eines Königs, der des Lobes würdig iſt; denn ehe er ihn verlor, hat er das Blut der Ihrigen damit vergoſſen; nicht Feigheit, das Mißgeſchick machte ihn zu Ihrem Gefangenen!« Seiner Mutter aber ſchrieb er die ritterlichen Worte: »Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht!« Nachdem der königliche Gefangene mehrmals ſeinen Aufenthalt gewechſelt hatte, wurde er nach Madrid geführt. Er hoffte, durch mündliche Beſprechung mit Karl V. denſelben zu milderen Bedingungen zu ſtimmen; aber dieſer weigerte ſich, ihn zu ſehen, bevor nicht die Punkte des Friedens in Richtigkeit gebracht ſein würden. Nach mancherlei Verhandlungen, bei welchen Franz I. auch als Gefangener große Standhaftigkeit bewies, wurde endlich am 14. Januar 1526 zu Madrid der Friede unterzeichnet. Er gab dem Könige die Freiheit zurück, legte ihm aber die härteſten Bedingungen auf, für deren Erfüllung er ſeine beiden jüngſten Söhne als Geiſeln ſtellen mußte. Franz erklärte, an jene Bedingungen, die ihm im unfreien Zuſtande geſtellt worden, nicht gebunden zu ſein, und trat der von den italieniſchen Staaten wider

den Kaiſer geſchloſſenen heiligen Ligue bei, an deren Spitze der Papſt ſtand. Vermöge eines 1527 zwiſchen Frankreich und England abgeſchloſſenen Tractates, rückte ein franzöſiſches Heer unter Lautrec nach Italien, beſetzte einen Theil der Lombardei, und befreite dadurch den von den kaiſerlichen Truppen eingeſchloſſenen Papſt. Der Kaiſer war geneigt zum Frieden, und forderte, da Franz ſeine Anſprüche zu hoch ſpannte, dieſen zum perſönlichen Zweikampfe heraus, den derſelbe unbegreiflicher Weiſe ablehnte. Eine anſteckende Krankheit, welche die Reihen der Franzoſen in Italien lichtete, ſtimmte den König nachgiebiger, und 1529 kam der Friede von Cambrai zu Stande, in welchem Franz ſeinen Anſprüchen auf Italien entſagte, ſeine Söhne zurückerhielt, und ſich mit Eleonoren, verwitweten Königin von Portugal und Kaiſer Karl's Schweſter, vermälte. Der lange Krieg hatte Frankreich's Kräfte erſchöpft, und Franz mußte vorläufig auf alle größeren Plane verzichten; doch brachte er 1532 die Vereinigung des bisher noch in gewiſſer Beziehung unabhängigen Herzogthums Bretagne mit der Krone zu Stande, und verwendete die Zeit des Friedens zu Wiederherſtellung eines geordneten Finanzſyſtems und zur Belebung der Künſte und Wiſſenſchaften. Der kinderloſe Hintritt des Herzogs von Mailand, durch welchen deſſen Land als erledigtes Lehen dem Kaiſer zufiel, gab die Loſung zu neuen Feindſeligkeiten. Der Wunſch, den Kaiſer nicht zu mächtig in Italien werden zu laſſen, führte zu Unterhandlungen und endlich zum Kriege. Man focht mit abwechſelndem Glücke, bis am 30. Juni 1537 zu Bonny ein zehnmonatlicher, und am 15. Juni 1538 ein zehnjähriger Waffenſtillſtand erfolgte. Im December des folgenden Jahres reiſ'te der Kaiſer durch Frankreich, und von mehrern Seiten drang man in Franz I., dieſe Gelegenheit, ſich ſeines Gegners zu bemächtigen und ihm Bedingungen aufzudringen, nicht vorübergehen zu laſſen; doch Franz wies mit königlichem Sinne dieſe unedle Handlung von ſich. Die Niedermetzelung franzöſiſcher Geſandten in Italien durch unbekannte Veranlaſſung 1541, führte im folgenden Jahre zu neuem Kriege. Der König, nachdem er einen Aufſtand in Rochelle durch ſchnelles Einſchreiten unterdrückt hatte, zog in Perſon nach Flandern und eroberte mehrere Plätze. Auch diesmal neigte ſich das Glück abwechſelnd auf dieſe und jene Seite, bis der Friede von Creſpy am 18. September 1544 die Feindſeligkeiten einſtellte. Gegen England kriegte man zur See und zu Lande, ohne entſcheidende Erfolge von einer Seite; die Unterhandlungen zu Ardres und Guines bewirkten am 7. Juli 1536 den Friedensſchluß. Häusliches Unglück, der Verluſt zweier Söhne und ſeines Verwandten, des tapferen Enghien, beugten in der letzten Zeit des

Königs Seele nieder; auch der Tod Heinrich's VIII., der ihm perſönlich lieb geweſen, erfüllte ihn mit Kummer, und am 31. März 1547 machte ein ſchleichendes Fieber ſeinem Leben ein Ende. — Franz war, bei allen Fehlern ſeiner Politik und ſeiner übereilten Eroberungsſucht, großmüthig, offen und leutſelig, der galanten Liebe, doch auch der ernſten Freundſchaft zugänglich. Er ſchätzte die Wiſſenſchaften und Künſte, nahm ihre aus dem, durch den Halbmond verheerten Griechenland fliehenden Trümmer freigebig in Frankreich auf, und wurde daher, obſchon er ſelbſt nur oberflächliche Kenntniſſe beſaß, der Vater der Wiſſenſchaften genannt. Unter ſeinen Auſpicien wurde durch den Seefahrer Cartier 1534 Canada entdeckt, auch ſtiftete er das königliche Collegium, und legte den Grund zu der Bibliothek von Paris. Dem Staatsmanne iſt in ihm viel vorzuwerfen; doch den König und Ritter nennt Frankreich noch jetzt mit Stolz und Liebe.

Ludwig XIV.

König von Frankreich.

Geboren 1638. Geſtorben 1715.

Als ein Geſchenk des Himmels geprieſen, trat Ludwig (5. September 1638) in die Welt; denn durch zwei und zwanzig Jahre hatten ſeine Eltern, König Ludwig XIII. und Anna von Oeſterreich, in unfruchtbarer Ehe gelebt, als jener »Dieu-donné« ihnen geboren wurde. Als ſein Vater am 4. Mai 1643 aus der Welt ſchied, war Ludwig erſt fünf Jahre alt, und folgte jenem, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, auf dem Throne. Seine Erziehung leitete hauptſächlich Mazarin, der, von Selbſtſucht getrieben, ihn weniger zum Herrſcher, als zum Krieger zu bilden bemüht war. Nachdem Ludwig das vierzehnte Jahr erfüllt hatte, wurde er mündig erklärt, und übernahm die Regierung ſelbſt, doch nur dem Namen nach, da ſeine Mutter und Mazarin ſich in die Regierungsgeſchäfte theilten. Als Mazarin 1661 ſtarb, waren bereits die Unruhen der Fronde gedämpft, der Friede von Münſter, wodurch

Frankreich von Oeſterreich das Elſaß und den Sundgau, vom deutſchen Reiche die Beſtätigung der Oberhoheit über Metz, Verdun und Toul erhielt, 1648 geſchloſſen, und endlich auch dem langwierigen Kriege mit Spanien durch den pyrenäiſchen Frieden (7. November 1659) ein Ende geſetzt worden, wonach, außer einem Theile Flandern's, auch die Grafſchaften Rouſſillon und Artois an die Krone Frankreich fielen, und außerdem die Vermälung Ludwig's XIV. mit der Infantin Maria Thereſia von Spanien, Tochter Philipp's IV., feſtgeſetzt wurde. Ueberdies war ſchon zu Richelieu's Zeiten die königliche Gewalt ſo gut wie unumſchränkt, der Einfluß der Stände zu einem bloßen Namen geworden, und ein kriegsgewöhntes Heer ſtand bereit, den Befehlen des Herrſchers Nachdruck zu geben; Umſtände, die Ludwig's gebieteriſcher Sinn nach Kräften benutzte. Um dem kläglichen Zuſtande der Staatskaſſen aufzuhelfen, berief er, an Fouquet's Stelle, Colbert zum Oberaufſeher der Finanzen, und dieſer, obgleich er theils wegen Ludwig's Verſchwendung, theils wegen der koſtſpieligen Plane des Kriegsminiſters viele Maßregeln ergriff, die ihn unbeliebt machen mußten, brachte dennoch Ordnung in die Finanzen. Die Armeen wurden beſſer disciplinirt und geordnet, eine Marine geſchaffen, die bisher vernachläſſigten Manufacturen gehoben, das ganze Staatsweſen Frankreich's geregelt. Kaum war ſo nach Innen eine beſſere Ordnung hergeſtellt, als Ludwig's thätiger und unruhiger Geiſt nach Außen hin blickte, begierig, von der neu befeſtigten Macht Gebrauch zu machen. Den Papſt nöthigte er, indem er eine dem franzöſiſchen Geſandten in Rom widerfahrene Beleidigung zum Vorwande nahm, dadurch zu einem Vergleiche, daß er in Avignon einzog und eine Armee an die italieniſche Gränze ſchickte. Vom Herzoge von Lothringen kaufte er Marſal, und vom Könige von England den wichtigen Hafen von Dünkirchen, fiel nach Philipp's IV. Tode 1667 vertragswidrig in die ſpaniſchen Niederlande ein, bemächtigte ſich aller feſten Plätze in Flandern, und eroberte 1668 Franchecomté. Gegen ſolche Gewaltgriffe und Treuloſigkeiten ſchloſſen Holland und England, vor Kurzem noch Feinde, in Vereinigung mit Schweden 1668 die Triple-Allianz, und Ludwig mußte noch im nämlichen Jahre, zufolge des Aachener Friedens, die Franchecomté zurückſtellen, wogegen er die in Flandern genommenen Plätze behielt. Aber ſeinen herrſchſüchtigen Entwürfen treu, verſtändigte ſich Ludwig mit England und Schweden, warb in Holland eine Partei, und fiel 1672 mit einem großen, trefflich angeführten Heere in Holland ein. Seinem Beiſpiele ſchloſſen ſich, in Folge ſeiner Umtriebe, Baiern und mehrere kleinere Mächte an; auch England und Schweden hatte Ludwig's Gold

geblendet; Ersteres erklärte der Republik den Krieg, Letzteres verweigerte fernere Unterstützung. So gelang es Ludwig, in kurzer Zeit nicht nur das ganze feste Land diesseits des Rheines, sondern 1672 auch Utrecht, Geldern, Naarden und andere Plätze zu erobern. Jetzt erhoben sich aber das Reich, Spanien, Lothringen, Brandenburg und Dänemark, zuletzt auch England drohend gegen den Eroberer. Ungeachtet der Siege Turenne's, mußten später die Franzosen über den Rhein zurückweichen; doch in Franchecomté, Roussillon und Sicilien behaupteten sich ihre Waffen siegreich. Ludwig, so vielen Feinden nicht gewachsen, griff abermals zu dem Mittel der Bestechung und der List. Er ertrotzte und erlistete zu Nymwegen 1678 den Frieden mit Holland, welchem auch Spanien beitrat, und im folgenden Jahre mit dem Reiche, mit Schweden, Brandenburg und Dänemark. Aber unfähig, seine Erwerbungsplane aufzugeben, auf seine großen Feldherren und seine Armeen pochend, errichtete er in Metz, Breisach, Besançon und Tournay sogenannte Reunionskammern, welche auszumitteln hatten, was jemals Zubehör des französischen Gebietes gewesen sei. Was diese Kammern als solches Zubehör ansahen, davon nahm Ludwig sofort auf die gewaltsamste Weise Besitz, und so machte er sich zum Herrn von Lauterbach, Germersheim, Falkenburg, Zweibrücken, Veldenz, Saarbrücken, ferner von einem Theile des Herzogthums Luxemburg, Brabant und Flandern, und endlich, vermöge eines plötzlichen Ueberfalls den 30. September 1681, auch von Straßburg. Europa war empört über solche Gewaltthätigkeit, doch keine strafende Hand wagte sich gegen ihn zu erheben; ungehindert nahm Ludwig noch Luxemburg weg, fiel in Catalonien ein, und ließ Trier schleifen. Holland, von Allen aufgegeben und verlassen, mußte sich 1684 einen zwanzigjährigen Waffenstillstand bieten lassen, welchem das Reich und Spanien beizutreten gezwungen waren, und nach welchem Frankreich sowohl Luxemburg, als auch Alles, was die Reunionskammern ihm zugesprochen hatten, erhielt. Ludwig's Macht hatte ihren Höhepunkt erstiegen. Aber ein harter Schlag für ihn war Colbert's Tod, der durch künstliche Finanzmachinationen nicht nur die Mittel für Ludwig's ungeheure Unternehmungen und Bedürfnisse ausfindig gemacht, sondern auch, durch weise Begünstigung der Industrie, des Manufacturwesens und technischer Künste, für Frankreich neue Quellen des Wohlstandes eröffnet hatte. Sein Nachfolger Louvois und des Königs Geliebte, die berüchtigte Maintenon, brachten Ludwig dahin, das Edict von Nantes zu widerrufen und die Protestanten zu verfolgen. Dies hatte die Wirkung, daß gegen 500,000 der gewerbfleißigsten Menschen auswanderten, Frankreich's Industrie eine plötz-

liche Lähmung erlitt und nicht mehr die nöthige innere Kraft beſaß, die Laſten neuer Kriege zu tragen. Kaum war 1685 mit dem Hintritte des Kurfürſten von der Pfalz die dortige ſimmern'ſche Kurlinie ausgeſtorben, als Ludwig ſogleich die Anſprüche ſeiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, auf die pfälziſche Allodialerbſchaft geltend machte, wozu noch die ſtreitige kölniſche Kurfürſtenwahl kam, bei welcher er den Biſchof von Straßburg unterſtützte. 1688 erklärte daher Ludwig den Krieg an Deutſchland, ſo wie unmittelbar darauf an Holland und England, deſſen Thron Wilhelm von Oranien eingenommen hatte, zu Gunſten Jakob's II., und 1691 an Savoyen und Spanien, welche auf der Seite des Kaiſers ſtanden. Unter ungeheuren Zurüſtungen ſchwang Frankreich durch neun Jahre gegen halb Europa ſein Erobererſchwert, und blieb zu Lande wie zur See faſt immer Sieger. In der Pfalz wüthete Louvois Vertilgungsſyſtem, und auf ſeinen Befehl ſanken 1689 hier eilf Städte in Aſche; in den Niederlanden ſiegte der Marſchall von Luxemburg bei Fleurus, Steenkirken und Neerwinden; mit dem beinahe ganz unterjochten Savoyen kam 1689 ein Separatfriede zu Stande; auch in Spanien kämpfte Ludwig's Heer mit Erfolg, und 1697 fiel dort Barcellona in ſeine Gewalt, während zur See der große franzöſiſche Admiral Tourville 1690 ſiegte, und 1692 Holland's und England's vereinigte Flotte bei La Hogue der franzöſiſchen Seemacht den Dreizack entwand. Trotz aller Siege drohte Frankreich in ſchrecklicher innerer Erſchöpfung ſich aufzureiben; ſein Finanzſyſtem war in ſeinen Grundfeſten erſchüttert. Dies und die bevorſtehende Erledigung des ſpaniſchen Thrones, wobei Ludwig mit Spanien auf freundſchaftlichem Fuße zu ſtehen wünſchte, ſtimmte ihn zu ſcheinbarer Nachgiebigkeit, und zu Ryßwyck ſchloß er daher 1697 mit England, Holland, Spanien und dem Reiche auf billige Bedingungen Frieden, doch nur, um im ſpaniſchen Erbfolgkriege mit verſteigerter Anſtrengung von Neuem auf den Kampfplatz zu treten. Wiederum ſtand Frankreich im Kampfe gegen die bedeutendſten Mächte Europa's; unermeßlich war der Kraftaufwand und die Erbitterung auf beiden Seiten; aber das in ſich ſchwer erſchöpfte Frankreich vermochte ſelbſt bei der krampfhafteſten Anſtrengung kaum die Mittel des Krieges zu erſchwingen. Ludwig ſah ſich genöthigt, ſein eigenes Silbergeräthe in die Münze zu ſchicken. Der erſte Friede zu Utrecht 1713, von welchem nur das ſiegreiche Oeſterreich ſich noch ausſchloß, und der zweite zu Raſtadt und Baden 1714, in welchem auch Oeſterreich die Waffen niederlegte, endigten jenen verderblichen Krieg, der Frankreich's und Ludwig's Macht gebrochen, den früher unumſchränkten Monarchen gedemüthigt, ſein Reich

entvölkert, deſſen Wohlſtand aufgezehrt, die Kaſſen geleert und den Handel vernichtet hatte. Ein Jahr nach dem Frieden mit Oeſterreich, den 1. September 1715, ſtarb Ludwig, auch im Tode jenen ſtrengen Anſtand behauptend, den er ſich im Leben eigen gemacht hatte. Eine Schuldenlaſt von 900 Millionen Franken hatte er ſich in Frankreich als Monument aufgethürmt. Seiner unbegränzten Herrſchſucht und Ruhmgier war jedes Mittel gleich, das zum Ziele führte, und nie ſpielte die Politik eine treuloſere Rolle, als durch ihn. Wie er durch Kriege und Verſchwendung Frankreich's Nationalkraft untergrub, es mit Europa verfeindete, ſo erſchütterte er auch durch lockeren Wandel die Heiligkeit der Sitte und des Volkes moraliſches Gleichgewicht, das erſt, nachdem es die ſpäteren Stürme der Revolution durchgetobt hatte, allmälig ſich ſelbſt wiederfand. Frankreich's Kriegskunſt hob er durch große Feldherren und ſtäte Waffenübung; aber durch das räuberiſche Syſtem, das ſeine Heere im Feindeslande befolgen durften, wurde gleichwohl die Mannszucht in der Armee untergraben. Eitel, wie er war, ließ er ſich gern von den Künſten und Wiſſenſchaften huldigen und ſich ihren Beſchützer nennen; aber er begünſtigte ſie nur, ſo weit ſie ſich von ſeinen Launen und ſeinem einſeitigen Geſchmacke lenken ließen. Der ſteife, wahrheitentfremdete, überladene und affectirte Styl in der plaſtiſchen Kunſt, der noch jetzt ſeinen Namen (à la Louis XIV.) führt, das Rococo mit ſeinen mannigfachen Unformen, die franzöſiſche Gartenkunſt mit ihrem naturwidrigen Gepräge, ſind noch jetzt Zeugen der falſchen und gleißenden Geſchmacksrichtung, welche er theils weckte, theils anerkannte und förderte. Seine Zeit, wo Schmeichelei oder Furcht die Weltgeſchichte dictirten, hat ihm den Namen des Großen beigelegt; aber ſpätere Zeiten haben denſelben vergeſſen, und gerechter Tadel trifft das Andenken eines Mannes, der ſo unabläſſig Europa's Ruhe ſtörte, und nicht nur über andere Völker, ſondern auch über Frankreich ſelbſt ſo viele Leiden brachte.

Daniel O'Connell.

Geboren 1774.

Der »Agitator«, wie die Whig's, der »Bettlerkönig", wie die Tories, der „Befreier", wie die Irländer ihn nennen, ſoll, der Sage nach, von alten iriſchen Königen abſtammen, die in den blutigen Kämpfen des anglo-normanniſchen Einfalls eine große Rolle ſpielten. Er kam in dem ſüdweſtlichen Theile Irland's, zu Karhen in der Grafſchaft Kerry, zur Welt, wo ſein Vater als Pachter ſich nährte, und die Erziehung ſeines Sohnes einem jener alten begeiſterungsvollen, ſtrengen, von heißer Vaterlandsliebe erfüllten Prieſter anvertraute, deren man in Irland ſo viele findet. Später ſtudirte Daniel in Löwen, St. Ouen und Douai, wo für katholiſche Iren beſondere Collegien vorhanden waren; er machte jedoch in der Kunſt des Fauſtkampfes beſſere Fortſchritte, als in den Wiſſenſchaften, brachte darauf zu London die gewöhnliche Zeit in der Rechtsſchule des Middle Temple zu, um die Befugniß zur praktiſchen Ausübung der Rechtswiſſenſchaften zu erlangen, und wurde 1798 vor dem Gerichtshofe der königlichen Bank zu Dublin als Advocat zugelaſſen. In einem dortigen Advocatenvereine, der ſich gebildet hatte, um gegen den Act der Union zu proteſtiren, trat O' Connell damals zuerſt als Redner auf. Der blutige Ausgang der letzten Aufſtände ſchüchterte die Gemüther dergeſtalt ein, daß lange an keine neue politiſche Bewegung zu denken war. 1809 aber traten in Dublin einige Männer zuſammen, um gemeinſchaftlich für die Befreiung ihres Volkes zu wirken, und in einer am 24. Mai von ihnen abgehaltenen Verſammlung hielt O' Connell eine kühne und feurige Rede, welche die Bedrückungen ſchilderte, die auf Irland laſteten, und auf die Mittel hinwies, ſich von der tiefen Erniedrigung zu erheben. Mit dieſem Tage begann die Wiederbelebung des halb erſtorbenen iriſchen Volksgeiſtes, ſo wie O' Connell's Einfluß bei allen Berathungen iriſcher Volksfreunde ſeitdem der vorherrſchende war. Er entwickelte eine beiſpielloſe Thätigkeit, und die katholiſche Religion fand in ihm den kraftvollſten und umſichtigſten Vertheidiger gegen die Umgriffe und die Unduldſamkeit der proteſtantiſchen Kirche. Seine Sprache war immer kühn, heftig, oft auch

beißend und beleidigend. Sein Angriff auf die aus wüthenden Orangemännern zuſammengeſetzte Corporation der Stadt Dublin zog ihm 1813 ein Duell mit dem Alderman d'Eſterre zu, in welchem er ſeinen Gegner tödtete, ſeitdem aber das Gelübde that, nie wieder einen Zweikampf anzunehmen. Ungeachtet ſeiner Anſtrengungen verfloſſen doch gegen zehn Jahre, ohne daß etwas Entſcheidendes für Irland's Wohl ausgerichtet wurde. Als nun auch nach Georg's IV. Thronbeſteigung die von ihm für jenes Land erwarteten Segnungen ausblieben, entwarf O' Connell 1823 zuerſt den kühnen Plan, der Regierung im geſetzlichen Wege ein Princip entgegenzuſetzen, welches Schutz gegen ungerechte Bedrückung gewähre. Er ſtiftete einen Verein, die Catholic association, in welchem jedes Mitglied zu Förderung der gemeinſamen Zwecke monatlich einen Penny beizuſteuern hatte. Trotz der Geringfügigkeit dieſer Einzahlung kamen, da dem Vereine die ganze Maſſe des katholiſchen Landvolkes, ſo wie der Handwerker in den Städten beifiel, anſehnliche Summen zuſammen, und die ganze Nation war bereit, jeden Wink, den ſie von den Leitern des Vereines erhielt, als den Befehl ihrer höchſten Behörde zu vollziehen. O'Connell, als Seele des Vereines, benutzte deſſen Kräfte mit größter Emſigkeit. Er ließ in allen größeren Städten des Landes Journale zu Vertheidigung der Volksſache gründen, und die Berathungen der katholiſchen Aſſociation, gleich Parlamentsverhandlungen, gedruckt im Lande vertheilen. Auch wurden in allen Theilen des Landes öffentliche Verſammlungen gehalten, in denen die Beſchwerden des Volkes mit feuriger Beredſamkeit auseinandergeſetzt, und die Maſſen durch die ſtete Hinweiſung auf ihr numeriſches Uebergewicht zum Selbſtvertrauen geweckt wurden. In England veranlaßte der Einfluß, den der katholiſche Verein unter O'Connell's Leitung gewann, Beſorgniß, und da kein Geſetz beſtand, welches man gegen den Verein hätte anwenden können, ſo wurde 1825 eine beſondere Parlamentsacte zur Unterdrückung desſelben erlaſſen. O'Connell, durch den unglücklichen Ausgang früherer Aufſtände gewarnt, die Irland's Schickſal immer nur verſchlimmert hatten, hielt ſich jederzeit ſtreng innerhalb des Geſetzes und friedlicher Mittel, und zögerte daher nicht, zufolge jenes Parlamentsbeſchluſſes die katholiſche Aſſociation aufzulöſen, aber nur um ſie, unter einem andern Namen und mit einer anderen Einrichtung, welche die Beſtimmungen der Parlamentsacte nicht trafen, in demſelben Augenblicke wieder herzuſtellen. Als 1828 der Parlamentsſitz für die Grafſchaft Clare erledigt worden war, kündigte O'Connell zum allgemeinen Erſtaunen, obſchon nach der beſtehenden Geſetzgebung als Katholik vom Parlamente ausgeſchloſſen, ſich in einer

Adreſſe an die Wähler von Clare als Mitbewerber an. Nur die Macht, welche er in der Volksgunſt beſaß, konnte unter ſo erſchwerenden Umſtänden ihm den Sieg bereiten. Die katholiſchen Pächter proteſtantiſcher Gutsherren, von deren Gunſt oder Ungunſt ihre ganze Exiſtenz abhing, erſchienen vor den Huſtings, und ſtimmten gegen den Schützling ihrer Herren und für O' Connell, der mit großer Stimmenmehrheit gewählt wurde. Die Regierung ſah ſich dadurch zu einem wichtigen Zugeſtändniſſe genöthigt; die lange verweigerte Emancipation der Katholiken wurde bewilligt, und mit dieſer Maßregel brach ein neuer Zeitraum in der Geſchichte Irland's und ein neuer Abſchnitt in O'Connell's Leben an. Zwar verhinderte den Letzteren eine beſondere Klauſel in der Emancipationsbill, ſeinen Platz im Parlamente zufolge der letzten Wahl einzunehmen, doch nur momentan; denn als eine neue Wahl ausgeſchrieben wurde, meldete ſich kein Mitbewerber neben O'Connell, und dieſer wurde daher einſtimmig wieder erwählt. Man hatte gemeint, daß er, bisher nur auf eine Beredſamkeit hingewieſen, welche auf den großen Haufen wirkte, im Parlamente als Redner ſich nicht geltend zu machen verſtehen würde. Als er aber zum erſten Male in dem Hauſe der Gemeinen das Wort nahm, mußten ſelbſt ſeine erbittertſten Gegner zugeben, daß er auch als parlamentariſcher Redner neben den erſten und ausgezeichnetſten Wortführern ſeine Stelle einnehme. Man hatte gehofft, daß durch die Katholiken-Emancipation Irland auf lange Zeit beſchwichtigt ſein werde; aber O' Connell hatte nur Zeit gewinnen wollen, um ſich erſt mit den Verhältniſſen genauer bekannt zu machen, und im Sommer 1830, noch vor der Julirevolution, begann er von Neuem die Gemüther aufzuregen, indem er zuerſt das kühne Wort »Repeal« ausſprach, womit er die Aufhebung der Union Irland's mit Großbritannien bezeichnete. Dieſe wollte er als das einzige Mittel erkannt wiſſen, von welchem das iriſche Volk Abſtellung ſeiner Beſchwerden zu hoffen habe. Deshalb zur Verantwortung gezogen, entging er nur durch die Gewandtheit, mit welcher er alle Hilfsmittel ſeiner Rechtskenntniß geltend machte, den Folgen der unausbleiblichen Verurtheilung. Gleichwohl unterſtützte er in dem großen Kampfe um die Parlamentsreform die Regierung mit Eifer und Redlichkeit, ohne ſein repealiſtiſches Ziel jemals aus den Augen zu verlieren. Mittlerweile war die ganze Inſel in fortwährender Bewegung; allenthalben wurden Volksverſammlungen gehalten und die Trennung von England mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm gefordert. O' Connell, vorſichtig und klug, erklärte ſtets auf das Beſtimmteſte, daß er die Aufhebung der Union nur auf geſetzlichem Wege erwirken wolle; auch hütete er ſich wohl,

dieſe Forderung unbedingt zu ſtellen; er verlangte nur Gerechtigkeit für Irland, Gleichſtellung der Iren mit den Engländern in allen politiſchen Rechten, und nur deshalb, weil eine ſolche Gleichſtellung von dem britiſchen Parlamente nie zu erwarten war, drang er auf Aufhebung der Union. Trotz dem, daß die Regierung durch die ſogenannte iriſche Zwangsbill die Behörden mit außerordentlichen Vollmachten verſah, ſetzte O'Connell durch ſeine und des iriſchen Volkes Beharrlichkeit die Abſtellung der Zehnten durch, welche bisher die katholiſchen Iren der proteſtantiſchen Sinecurekirche zahlen mußten, und hintertrieb den Verſuch des aufgelöſeten Torykabinets, auf's Neue zur Gewalt zu kommen. Als mit Lord Melbourne die Whig's wieder an die Spitze der Verwaltung traten, ſahen ſie die Nothwendigkeit ein, ſich mit O'Connell zu verſtändigen und ihn in ihr Intereſſe zu ziehen, was jedoch nur dadurch möglich wurde, daß ſie die Forderungen bewilligten, die er für Irland erhob, nämlich Einführung einer für Katholiken und Proteſtanten gleich gerechten Verwaltung, Aufhebung der Zehnten und Abſtellung einer Menge ſeit Jahrhunderten beſtehender Mißbräuche, welche auf dem iriſchen Volke laſteten. Er bewies bei dieſen Verhandlungen Mäßigung und Billigkeit. Dennoch wurde bei weitem die Mehrzahl der Maßregeln, welche die Regierung von da an in Verbindung mit O'Connell zu Verbeſſerung der Zuſtände Irland's in Vorſchlag brachte, durch den Widerſtand des Hauſes der Lords vereitelt; aber manche Vortheile mußten zugeſtanden werden, und O'Connell nahm, was eben geboten wurde, gern auf Abſchlag an. Er hauptſächlich war es, der, dem Einfluſſe der Ariſtokratie und dem nicht weniger mächtigen der anglikaniſchen Kirche gegenüber, ſeit 1835 die Whig's in der Gewalt erhielt. Nur von Zeit zu Zeit brachte er die Frage der Aufhebung der Union wieder in Anregung, ſo im Jahre 1836, wo er die Generalaſſociation, und 1838, wo er den Precurſor-Verein ſtiftete, und 1840 drang er mit Entſchiedenheit auf Herſtellung eines ſelbſtſtändigen Parlaments für Irland. Doch noch heftiger trat er auf, als 1841 die ihm feindlichen Tories wieder an das Staatsruder gelangten, die, ungeachtet alles Widerſtandes, ſeine Ernennung zum Lordmayor von Dublin nicht verhindern konnten. Wie er durch Wort und That das politiſche und nationale Selbſtbewußtſein des iriſchen Volkes unabläſſig weckt und anregt, ſo ſtrebt er auch deſſen moraliſche und phyſiſche Kraft zu heben, und iſt der eifrigſte Beförderer und Lobredner des Mäßigkeitsſyſtems in Irland, wobei der berühmte Apoſtel der Mäßigkeit, Pater Mathew, ihn thätig und erfolgreich unterſtützt hat. Er hängt mit großer Liebe und Ehrerbietung an der Perſon der Königin von England, wie ſehr

er auch ihre Miniſter angreift, und ſchlägt, vom Bollwerke des Geſetzes aus, das er nie aufgibt, alle Gegenangriffe kaltblütig und ſarkaſtiſch ab. Seine Losreißungsplane ſind nur auf die adminiſtrative Seite gerichtet, und bei Gelegenheit einer, von der zu Philadelphia abgehaltenen allgemeinen Nationalconvention aller Repealers in den vereinigten Staaten an das iriſche Volk eingelaufenen Adreſſe, bemerkte er ausdrücklich, daß er nie für eine Losreißung Irland's von England ſtimmen werde, und daß er in einer getrennten Localleglslation nur das Mittel zu einer innigeren Verbindung mit dem Mutterlande ſehe. Alle Parteien beurtheilen ihn anders. Den Tories iſt er ein »ſchamloſer Bettler, ein biſſiger Hund, der den Strick verdiene"; den Whig's ein gefährlicher und feiler Menſch, den man zu erkaufen ſuchen müſſe; den Irländern iſt er mehr als ein Menſch, ſie betrachten ihn beinahe als eine Gottheit. Dem Unbefangenen aber bleibt er, bei allen Auswüchſen und Ungehörigkeiten, einer der größten politiſchen Charaktere der Gegenwart, der durch eine ſeltene Macht über die Gemüther und durch kluge Benutzung der Umſtände, beinahe ohne alle äußere Mittel und einzig im geſetzlichen Wege, die entſcheidendſten, ja beiſpielloſeſten Siege über die phyſiſche Gewalt erfochten hat.

Victor Couſin.

Geboren 1792.

Dieſer bekannte Staatsmann und Philoſoph erregte zuerſt als Profeſſor der Philoſophie an der Ecole normale des professeurs zu Paris, ſeiner Geburtsſtadt, die Aufmerkſamkeit Royer Collard's, der ihn 1815 an die Faculté des lettres der königlichen Univerſität berief, um, da er durch die Staatsgeſchäfte bedeutend in Anſpruch genommen wurde, ſich im Fache der Geſchichte der Philoſophie von ihm vertreten zu laſſen. Hier ſuchte Couſin ſeinen Zuhörern zunächſt die Philoſophie ſeines Ideals Plato zu entwickeln, ohne auf deutſche Philoſophie zur Zeit noch Rückſicht zu nehmen. Als Napoleon 1815 in der Provence landete, ließ Couſin ſich unter die royaliſtiſchen Volontairs aufnehmen, um für die Verfaſſung gegen den Uſurpator zu kämpfen. Später aber erregte er durch die Art, wie er in ſeinen Vorträgen

über Moralphiloſophie über den Begriff der Freiheit ſprach, das Mißfallen der Bourbons, und er erhielt 1820 den Befehl, ſeine Vorleſungen einzuſtellen, worauf er ſich auf philologiſche und philoſophiſche Studien beſchränkte, eine Ueberſetzung des Plato, ferner die bisher noch unedirten Handſchriften des Alexander Proklus herausgab, und eine vollſtändige Ausgabe des Descartes veranſtaltete. Als Erzieher der Söhne des Marſchalls Lannes, Herzogs von Montebello, begleitete er 1824 einen derſelben auf einer Reiſe nach Deutſchland, wurde, wegen einiger unbedachten Aeußerungen, in Dresden auf Antrieb der preußiſchen Regierung plötzlich verhaftet, demagogiſcher Verbindungen beſchuldigt, nach Berlin geführt, dort aber durch Vermittelung der franzöſiſchen Geſandtſchaft ſeiner eigentlichen Haft entlaſſen, und bald darauf, als gerechtfertigt, in völlige Freiheit geſetzt. Couſin zog aus dieſer Unannehmlichkeit den Vortheil, ſich mit der deutſchen Philoſophie, beſonders dem Hegel'ſchen Syſtem bekannt zu machen, in welches er ſich, durch perſönlichen Umgang mit dem Stifter desſelben, eine möglichſt tiefe Einſicht bereitete. Nach Frankreich zurückgekehrt, wo er als ein unſchuldig Verfolgter mit allgemeiner Theilnahme aufgenommen wurde, verſtattete ihm der mittlerweile eingetretene Miniſterwechſel ſeine Vorträge wieder zu eröffnen, zu denen eine ſo große Anzahl von Hörern, unter ihnen auch viele der ausgezeichnetſten Staatsmänner, herbeiſtrömte, daß der Hörſaal beinahe zu klein für ſie ward. Ihm gebührt, bei allen Unzulänglichkeiten ſeines Syſtems, das Verdienſt, den Sinn für deutſche Philoſophie, und ſomit das philoſophiſche Intereſſe überhaupt, zuerſt in Frankreich belebt zu haben. Seine in verſchiedenen Zeitſchriften, beſonders in dem, unter ſeiner Mitredaction ſtehenden »Journal des savans« und in den »Archives philosophiques« erſchienenen philoſophiſchen Abhandlungen ſammelte er unter dem Titel: »Fragmens philosophiques«, denen er 1829 die „Nouveaux fragmens" nachfolgen ließ. 1830 zum Mitglied der Academie française ernannt, wurde er nach der Juliusrevolution durch den Einfluß ſeines Freundes Guizot zum Generalinſpector der Univerſität ernannt. 1831 unternahm er im Auftrage des Miniſters des öffentlichen Unterrichts ſeine bekannte Reiſe nach Deutſchland, um das Unterrichtsweſen, namentlich in Preußen, kennen zu lernen und Belege darüber zu ſammeln. Die Reſultate ſeiner Reiſe legte er 1832 in einer eigenen Schrift nieder. Bald darauf ward er Staatsrath, gab jedoch ſpäter dieſe Stelle wieder auf, um bei ſeiner ohnedies geſchwächten Geſundheit nur ſo viel Zeit als möglich für ſeine philoſophiſchen Studien zu gewinnen; 1833 aber erhielt er die Pairswürde. Nebſt dem

Proklus gab er auch den Carteſius, ferner 1836 die „Ouvrages inédits d'Abélard", 1837 werthvolle Arbeiten über des Ariſtoteles Logik und Metaphyſik: „De la métaphysique d'Aristotèle, rapport etc." heraus. Am 1. März 1840 ward er zum Miniſter des öffentlichen Unterrichts erhoben, ſchied jedoch ſchon zu Ende desſelben Jahres als Miniſter wieder aus. Wie groß auch Couſin's nationalpädagogiſches Verdienſt ſein mag, und ſo glücklich ſeine Bemühungen waren, die Philoſophie wieder zu Ehren zu bringen; ſo ſehr ſeine Thätigkeit als Mitglied des königlichen Unterrichtsrathes und Director der Normalſchule anzuerkennen iſt: ſo kann man ihm doch ſeine eigene Philoſophie (Couſin'ſcher Eklekticismus), ſeine pſychologiſchen und ontologiſchen Verſuche, nach welchen das Bewußtſeyn ein Aggregat von Vermögen iſt, und die ſämmtlichen Kategorien Kant's auf zwei: Subſtanz und Urſache, zu reduciren, nur in Erwägung ſeiner gelehrten Bemühungen und Verdienſte um die Philoſophie verzeihen. Zu bedauern iſt, daß er das Verſtändniß der philoſophiſchen Syſteme nur in gelehrter, nicht auch in philoſophiſcher Weiſe zu fördern vermag. Als Schriftſteller ſteht er ſehr hoch, und ſeine Expoſitionen ſind wahrhaft bewundernswürdig.

Nicolaus Iſtvánfy.

Geboren 1535. Geſtorben 1615.

Der anmuthige und zierliche Hiſtoriograph ſeiner Zeit und unerſchütterliche Anhänger Kaiſer Rudolph's, ſtammte aus einem altadeligen, durch die Unbilden der Zeit jedoch verarmten Geſchlechte; gleichwohl führten ihn ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe zu den höchſten Staatsämtern, und erwarben ihm anſehnliche Güter, davon jedoch ein nicht unbeträchtlicher Theil in Türkenhände gerieth, ohne je mehr an die Familie zu kommen. Er war zu Kis-Aſſzonyfalva, einer Beſitzung ſeiner Eltern, Paul Iſtvánfy und Hedwig Gyulay, im Baranyer Comitate unweit Fünfkirchen geboren, und legte ſich dieſen Ortsnamen in der Folge auch bei. Schon frühzeitig kam er als Edelknabe an den Hof des Graner Erzbiſchofs, Paul Wárda. Den eigentlichen

SZÉCHÉNYI

1754 1820

J. TVANFY

1555 1615

FICHTE

1762 1814

MENDELSOHN

1729 1786

BOILEAU

1636 1711

BEAUMARCHAIS

1732 1799

Verlag von J. Hartleben in Pesth

Steindruck v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

Grund zu ſeiner künftigen Laufbahn legte aber deſſen Nachfolger am erzbiſchöflichen Stuhle, der berühmte Niklas Oláhi, der, damals noch als Biſchof von Erlau den talentvollen Jüngling mit ſeinem Neffen auf die Hochſchule nach Bologna ſchickte, wo er der Schüler ſeines Landsmannes ward, des im hohen Rufe ſtehenden Profeſſors der ſchönen Wiſſenſchaften, Johannes Sambucus, unter deſſen Anleitung er binnen fünf Jahren die gründliche Kenntniß der alten Literatur, ſo wie der neueren europäiſchen Sprachen ſich aneignete. In ſeine Heimat zurückgekehrt, widmete ſich Iſtvánfy, unter Niklas Zrinyi's Führung, dem Kriegsdienſte, verließ aber das rauhe Handwerk bald, um ganz den Wiſſenſchaften und dem Staatsdienſte zu leben, konnte aber doch nicht umhin, ſelbſt noch in ſpäterer Zeit als Freiwilliger mehrere Feldzüge mitzumachen. Bei ſeinem hohen Gönner, dem Erzbiſchof Oláhi, bekleidete er durch zehn Jahre die Stelle eines Secretärs mit ſo vielem Geſchick, daß dieſer ihn endlich dem Kaiſer Max II. empfahl, der ihn mit einem anfänglichen Gehalte von 200 Gulden, die der Kaiſer bald mit anderen 200 Gulden vermehrte, zum königl. ungariſchen Secretär ernannte. Später legte ihm der Kaiſer noch weitere 200 Gulden bei, um ſeinen, in türkiſche Gefangenſchaft gerathenen Bruder und ſeine, gleichfalls in türkiſchen Händen befindlichen, väterlichen Güter auslöſen zu können.

Rudolph, der Nachfolger Maximilian's, ernannte ihn endlich (1578) zum königl. Rath, und es war ihm damit der Weg zu den höchſten Würden eröffnet. Nach des Kanzlers Liſth's Tode ſtand er durch längere Zeit der ungariſchen Kanzlei vor, bis die erledigte Stelle dem Biſchof Draskowich zu Theil wurde, worauf ihm Rudolph am Reichstage zu Preßburg (1581) mit Zuſtimmung der Stände die durch den Tod des Emerich Zobor erledigte Pro-Palatinals-Würde verlieh, die er bis zur Krönung K. Matthias II. im J. 1608, bei welcher Gelegenheit Stephan Illyésházy Palatin wurde, alſo durch volle 27 Jahre, mit Ruhm bekleidete. In dieſer Zeit gebrauchte ihn Kaiſer Rudolph zu den wichtigſten Geſchäften. Er ging 1587 mit einer Geſandtſchaft nach Polen, um die Befreiung des Erzherzogs Maximilian, der nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Pitſchen in die Gefangenſchaft Zamojski's, des polniſchen Heerführers, gerathen war, zu vermitteln, und den Frieden zu Stande zu bringen. Es ſollte zugleich auch die Auslöſung der noch von König Sigmund an Polen verpfändeten 18 Zipſer-Städte zur Sprache gebracht, und von Seiten Iſtvánfy's den Mitteln nachgeforſcht werden, wie ſolche Auslöſung am beſten zu bewerkſtelligen ſein werde. Der Friede mit Polen, ſo wie die Auslieferung des Erzherzogs,

kamen glücklich zu Stande (19. März 1589), nicht ſo die Auslöſung der beſagten Städte, in welcher Angelegenheit Iſtvánfy ſich viele Mühe gab, die aber gleichwohl erſt unter Maria Thereſia's Regierung zu Ende kam. Verwickelter, als die Friedensverhandlungen mit Polen, waren die Unterhandlungen mit dem treuloſen, wankelmüthigen Fürſten von Siebenbürgen, Sigmund Báthory, wegen Uebergabe des Fürſtenthums und Einverleibung desſelben der ungariſchen Krone, in welcher Abſicht Iſtvánfy mit dem Waitzner Biſchof Zuhay nach Karlsburg abgegangen war. Die Uebergabe war feierlich vor ſich gegangen, die beiden königlichen Commiſſäre hatten auch ſchon die Huldigungsacte der geſammten Nationen Siebenbürgen's in ihren Händen, als Báthory, der bereits nach Schleſien, ſeinem künftigen Aufenthaltsorte, abgegangen war, plötzlich in Klauſenburg heimlich erſchien, mit Hülfe Bócskay's die Commiſſäre feſtnehmen ließ, das ganze Geſchäft wieder rückgängig machte, und endlich erſt nach langwierigen Unterhandlungen die Commiſſäre nach Szathmár entließ. Für ſo thätige Verwendung lieferte ihm der Kaiſer einen neuen Beweis ſeines Vertrauens und ſeiner Gunſt, indem er den bewährten Staatsdiener zum Oberſtthürhüter und ſomit zum Reichsbaron erhob, welche Stelle er bis an ſein Ende bekleidete. Im Jahre 1606 war er einer der thätigſten Vermittler bei Abſchließung des berühmten Sitvatoroker Friedens mit der Pforte, der mit Zuziehung Bócskay's, nach dreiwöchentlichen Verhandlungen, im October desſelben Jahres glücklich zu Stande kam.

Der bekannte Proceß gegen den nachmaligen Palatin Stephan Illyésházy trübte auf eine empfindliche Weiſe die letzten Jahre des in raſtloſer Thätigkeit ergrauten Staatsdieners; denn als Illyésházy ſich in einer Schrift mehrere beleidigende Ausdrücke gegen des Kaiſers Majeſtät erlaubt hatte, und deßhalb des Majeſtäts-Verbrechens angeklagt ward, ſprach das Palatinal-Gericht, unter dem Vorſitze Iſtvánfy's, das Schuldig über ihn aus, und erkannte ſeine und ſeiner Gemalin Güter dem Fiscus zu. Illyésházy, als er erfahren, daß man ihn nach Wien bringen wolle, ward flüchtig, worauf er proſcribirt, ſeine Güter aber ungeſäumt eingezogen wurden. In der Folge konnte man indeſſen des rechtlichen Mannes, gegen den man zu raſch verfahren, doch nicht entbehren, er erhielt die glänzende Genugthuung, daß er am Krönungs-Reichstag zu Preßburg (1608) zum Palatin erwählt, und die Widerrufung ſeines Proſcriptions-Urtheils in das Reichsdecret aufgenommen worden war. Wie man allgemein glaubte, ging dem Iſtvánfy die Auszeichnung dieſes Mannes, den er als ſeinen Feind betrachtete, ſo nahe

daß ihn noch im Laufe des Reichstages bei einem Spazierritte der Schlag rührte, da es auch nicht an Verläumdern fehlte, die das Urtheil Istvánfy's für ungerecht und den Landesgesetzen zuwider erklärten. Er genas in einiger Zeit wieder, blieb jedoch am rechten Arm gelähmt, und entsagte Kränklichkeit halber auch seiner Würde (1613), um den Rest seiner Tage in Ruhe und Zurückgezogenheit zu verleben. Er starb bald darauf im 80. Jahre seines Lebens (1615).

Mit seiner Gattin, Cotty de Cayna, lebte er über 35 Jahre lang in glücklicher Ehe, und hinterließ drei Töchter, die er an die angesehensten Edelleute des Landes verheiratete. Seinen Sohn verlor er noch in dessen Kindesalter. Er ruht mit seiner Gattin zu Vinitza in Kroatien in einer Kapelle nächst dem Hochaltare, wo eine von ihm selbst verfaßte Grabschrift die Ruhestätte bezeichnet. Seine in 34 Büchern enthaltene Geschichte Ungarns, an die er erst in seinem 68. Jahre Hand angelegt, ist das schönste Denkmal, das er der Nachwelt hinterlassen. Zierlich und anmuthig geschrieben, umfaßt dieselbe den Zeitraum von 1490, dem Todesjahr Mathias des Corviners, bis zur Krönung Matthias II. im Jahr 1608. Seine Kränklichkeit verhinderte ihn an der gänzlichen Ausführung des schätzbaren Werkes, das er auf 38 Bücher angetragen hatte. In seinem Testamente hatte er es seinem Freunde, dem Peter Pázmány, hinterlassen, der ihn noch als Lehrer zu Graz zur Ausarbeitung desselben aufgemuntert haben soll. Pázmány ließ, schon als Erzbischof, im Jahre 1622 durch Anton Hieratus zu Cöln die erste Ausgabe davon besorgen, der endlich mehrere Auflagen folgten.

Graf Franz Széchényi.

Geboren 1754. Gestorben 1820.

Dieser um den Thron und sein Vaterland hochverdiente Mann war am 28. April 1754 zu Széplak im Oedenburger Comitat geboren. Zum Staatsdienste bestimmt, betrieb er seine Studien in der neu errichteten Theresianischen Ritterakademie zu Wien, und wurde nach zurückgelegten Prüfungen

von der Kaiſerin Maria Thereſia zum k. k. Kämmerer (1776) und endlich zum Aſſeſſor der Günſer Diſtrictualtafel ernannt. Als nach dem Tode der großen Kaiſerin ihr Nachfolger ſeine Neuerungen begann, und das ganze ungariſche Staatsgebäude aus ſeinen Angeln zu heben gedachte, vertrat Széchényi, als Locumtenent, die Stelle des Banus von Kroatien, wurde im Jahre 1785 zum Obergeſpan des Agramer Comitats, und nach wenig Wochen zum königlichen Commiſſär im Fünfkirchner Diſtrict ernannt, worauf ihm Kaiſer Joſeph die geheime Rathswürde ertheilte. In der Hälfte des Jahres 1786, als die Staatsreform im größten Gange war, legte Széchényi ſeine Würden nieder, und brachte die beiden folgenden Jahre auf einer Reiſe durch Deutſchland, Frankreich, England und die Niederlande zu. Nach einigen Jahren (1791) ſah er Italien, als er, von den Ständen des Reichs zur feierlichen Ueberreichung der, zum Andenken der Gegenwart J. J. M. M. beider Sizilien, Ferdinand und Caroline, bei der Krönung Leopold's II. zu Preßburg geprägten Denkmünzen mit Genehmigung des Kaiſers zum Botſchafter erwählet, nach Neapel abgegangen war, wo ihm von Seiten Ihrer Majeſtäten die glänzendſte Aufnahme zu Theil wurde.

Es brach aber die Zeit der ſchwerſten Prüfung, die die außerordentlichſten Opfer für einen unglücklich geführten, hoffnungsloſen Kampf erheiſchte, mit unwiderſtehlicher Macht herein, und auch Széchényi ſäumte nicht, dem Ruhme ſeiner, in allen Gefahren erprobten Ahnherrn getreu, den Thron und die Ehre des Vaterlandes retten zu helfen, wo ohne übermäßige Anſtrengung Alles verloren ſchien. Kaiſer Franz erkannte und ehrte des Mannes hohe Verdienſte, indem er ihn nacheinander, erſt zum Obergeſpan des Somogyer Comitats, im nächſten Jahre (1799) zum Beiſitzer der hohen Septemviraltafel, dann zum oberſten Kämmerer des Reichs, mit Uebertragung des Präſidiums bei der genannten Tafel in Verhinderungsfällen des Landrichters, und endlich 1807 zum Adminiſtrator des Eiſenburger Comitats ernannte. Die höchſte Auszeichnung ward ihm aber im Jahre 1808 zu Theil, als ihm der Kaiſer, bei Gelegenheit ſeiner Vermälung mit der verewigten Kaiſerin Louiſe, am 6. Jänner den Orden des goldenen Vließes verlieh. Wenige Jahre darauf (1811) veranlaßte ihn ſeine mehr und mehr überhandnehmende Augenſchwäche, ſeine in den ſchwierigſten Zeiten mit Ruhm bekleideten Stellen niederzulegen, und der Monarch entließ mit gerührtem Herzen den verdienſtvollſten ſeiner Staatsdiener.

Seine unbegränzte Liebe zu ſeinem, in Betreff wiſſenſchaftlicher Hülfsmittel ſo ſehr verwaiſten Vaterlande, hat der Unvergeßliche durch die Stif-

tung des ungariſchen Nationalmuſeums zu Peſth, im Herzen des Landes, auf das Glänzendſte bethätigt. Dieſes unſchätzbare Nationaldenkmal ſpricht lauter für ihn, als alle Denkmäler aus Marmor und Erz, die die Zeit benagt, während das andere, ſorgſam und verſtändig gepflegt und benützt, ein ewiger Quell bleibt der vielſeitigſten und fruchtbringendſten Belehrung für alle kommenden Geſchlechter, die das Andenken des Mannes ſegnen werden, der ſolches gethan!

Die Sammlung beſteht aus einem reichen Schatz von Büchern, Manuſcripten, Landkarten und Abbildungen, aus Seltenheiten, Wapen, Inſiegeln und Münzen, aus der älteſten bis in die neueſte Zeit. Der Stifter ſammelte in der Heimat und auf ſeinen Reiſen Alles, was auf das Vaterland Bezug hatte, Alles, was von einheimiſchen und fremden Schriftſtellern über Ungarn geſchrieben worden, oder im Drucke erſchienen war, mit vieler Sachkenntniß, mit unermüdlichem Eifer und großen Koſten, und fertigte am 26. November 1802 die feierliche Schenkungsurkunde aus, die nebſt dem gerührten Danke der Nation, am Reichstage 1807 den Reichsartikeln einverleibt worden war. Das Verzeichniß der Bücherſammlung, die den Namen der Széchényi'ſchen Regnicolarbibliothek führt, füllte nicht weniger als 7 Bände, das der Handſchriften 3, und der Münzen nebſt den Abbildungen derſelben 4 Bände, deren Verfaſſung und Herausgabe der hochherzige Geber noch bei ſeinen Lebzeiten beſorgte, und zur bequemeren Benützung der reichen Fundgrube, an Gelehrte, an Sammler und Vaterlandsfreunde großmüthig vertheilen ließ. Damit wollte aber Széchényi ſein großes Werk noch nicht beſchloſſen haben; denn als ſein Augenübel, und ſeine vermehrte Kränklichkeit, ihn von aller literariſchen Beſchäftigung entfernt hielten, machte er der Nation eine zweite Schenkung mit ſeiner reichen Handbibliothek, die in 9205 Bänden, aus koſtbaren Kupferwerken und Prachtausgaben griechiſcher und römiſcher Claſſiker beſtand und über 6000 Stück Landkarten enthielt. Die Sammlung wurde noch in demſelben Jahre dem Muſeum einverleibt und nicht lange darauf ging der hochherzige Patriot in das beſſere Leben über (20. December 1820).

So hat Széchényi gelebt, immer getreu ſeinem König und voll Liebe für ſein Vaterland, wie ſein berühmter Ahnherr, Paul Széchényi, der als Erzbiſchof von Colocſa, in der Conferenz zu Wien, freimüthig gegen die Vernichtung der ungariſchen Nationalität ſprach. Mit gleicher Freigebigkeit, wie ein anderer ſeiner Ahnherrn, Georg Széchényi, Primas des Reichs, ſorgte er für Kirchen und Schulen, vergaß aber auch die anderen Religions-

bekenner nicht, deren Seelſorger und Lehrer er großmüthig unterſtützte, wie er überhaupt ein wohlwollender Vater ſeiner Unterthanen war, der in ſeinem Teſtamente alle zu legenden Rechnungen für abgeſchloſſen, alle Rückſtände für nachgelaſſen erklärte. Er hat mehrere Söhne hinterlaſſen, die die Tugenden des großen Mannes, deſſen Eifer für Kunſt und Wiſſenſchaft, die den erhabenen Sinn des Vaters für eine zeitgemäße Förderung und Ausbildung der Nationalität erbten, für welche namentlich Stephan Széchényi, deſſen Name überall genannt wird, wo von einem großen nationalen Unternehmen die Rede iſt, die bedeutendſten Opfer gebracht hat, und noch fortwährend in Schrift und Wort unermüdlich wirkt.

J. G. Fichte.

Geboren 1762. Geſtorben 1814.

Der größte Denker der neuen Zeit, Kant, hatte die Grundfeſten alles bisherigen Denkens und Wiſſens erſchüttert, und zugleich ein neues Gebäude der Erkenntniß aufzuführen begonnen, größer, umfaſſender, und dabei dauerverheißender, als alle, die man zuvor geſehen. Es konnte nicht fehlen, daß ein ſolcher titaniſcher Umſchwung im Reiche der Geiſter beſonders jüngere Gemüther lebhaft ergriff und mit ſich fortriß; daß er in den begabteren und kräftigeren von ihnen den eigenen Gedanken weckte, der dann wuchs und fortwuchs, um auch für ſich die Welt in Beſitz zu nehmen. Der begabteſte und kräftigſte von Allen war unſtreitig Johann Gottlieb Fichte, deſſen Denkart mit jener Kant's noch am nächſten verwandt, in ihr wahrhaft enthalten war. Es wird nöthig ſein, von ihr einen Vorbegriff zu geben; denn Leben und Charakter eines Philoſophen intereſſiren nur, nachdem ſeine Anſicht von den Dingen bekannt iſt; man verlangt dann zu wiſſen, in wie weit ſich dieſe aus jenem erklären ließe, in wie weit jener mit dieſer übereinſtimmt. Kant's ſcharfe Kritik hatte alles bisherige Wiſſen von der Natur der Dinge als Irrthum und Erſchleichung zermalmt. Er hatte aus der Natur unſeres Geiſtes, die er wie ein Uhrwerk vor unſerm innern Auge zerlegte, nachge-

wieſen, daß wir von der Natur der Dinge an ſich nichts, — und nur die Geſetze unſeres eigenen Denkens zu erkennen vermögen. Es iſt dem Menſchen unmöglich, aus ſich herauszugehen, und was er zu fühlen und zu erkennen wähnt, ſind nicht die Dinge außer ihm, ſondern es ſind nur die Veränderungen, die in ihm vorgehen. Dieſe Wahrheit fiel wie ein Funke in Fichte's junges, feuriges Gemüth; an ihr entzündete ſich allmälich das Flammengebäude ſeines Idealismus, indem er, nach Jugendart, den Gedanken über ſich ſelbſt hinausführte, — und was bei Kant bloß ruhige Prüfung und Wegräumung des Ungewiſſen war, zum Glaubensbekenntniß und zur Quelle aller Gewißheiten machte. Zum Glück war an Fichte, wie an Kant, der ſittliche Charakter vorherrſchend, und ſo faßte er mehr die ſittliche Conſequenz, als die blos metaphyſiſche Grübelei des Idealismus auf. Er läugnete alles Daſein, ſetzte aber dafür das Thun; und verhieß dem Menſchen das Heil nicht von dem Grübeln nach dem Weſen der Dinge, ſondern von der Erfüllung ſeiner Pflicht. Dieſe edle Wendung iſt dem glücklichen, praktiſchen Naturelle Fichte's zuzuſchreiben, und ſo erklärt ſich, durch einen Kreisgang, ſeine Denkart wieder aus ſeiner Geſchichte.

Am 19. Mai 1762 geboren (zu Rammenau in Sachſen), genoß er einer vortrefflichen Erziehung, und, während eines Aufenthaltes in der Stadt Königsberg, des perſönlichen Umganges mit Kant. Sein Verſuch einer »Kritik aller Offenbarung« machte das größte Aufſehen, und verſchaffte ihm den Ruf zur Profeſſur nach Jena, der er, in der glänzendſten Zeit des Flors dieſer Univerſität, als ſchönſte Zierde der Letzteren, rühmlich vorſtand. Er war auf den verwandt geſinnten Reinhold gefolgt, und erregte bald durch Genialität, Scharfſinn und Energie, die er im Leben, wie in ſeinen, von hier aus raſch auf einander folgenden Schriften entwickelte, Theilnahme und Bewunderung, beſonders der jüngern Welt. Die »Wiſſenſchaftslehre« — das Hauptwerk ſeines Syſtems — erſchien als die auf's Höchſte getriebene, und dadurch ſich ſelbſt zerſtörende Speculation. Enthuſiasmus der Anhänger, Spott der Gegner unterhielten das Intereſſe, bis Schelling's noch glänzenderes Meteor es ſpäter theilte. Was aber Fichte's Werth für immer feſt ſtellte, war der Charakter, den er im Leben bewies, der ſein Syſtem durchſchimmert und ihm erſt eigentlich eine Seele einhaucht, — der nur leider, durch ſeine unbiegſame Härte und ſtürmiſche Heftigkeit, für den biedern Mann die Quelle manches Leidens wurde, — bis in ſpätern Jahren das Vorwiegen des ihm eigenen religiöſen Sinnes eine ausgleichende Ruhe in ſeine Handlungs- und Denkweiſe brachte, die man ihm

als Sinnesänderung hie und da nicht zum beſten gedeutet hat. „Der Hauptzweck meines Lebens — ſchrieb er in einem Briefe — iſt: mir jede Art von (nicht wiſſenſchaftlicher — ich merke drin viel Eitles!) Charakterbildung zu geben. Ich habe nur Eine Leidenſchaft, nur Ein Bedürfniß, nur Ein volles Gefühl meiner ſelbſt: das, zu wirken. Je mehr ich handle, deſto glücklicher ſchein' ich mir; ob ich's gethan, braucht Keiner zu wiſſen, — wenn's nur gethan iſt!" — Dieſe Denkart prägte ſich in ſeinem ganzen Weſen aus. Eine gedrungene, kräftige Geſtalt, ein feurig rollendes Auge, Heftigkeit im Reden und Bewegen drückten ſie eben ſo aus, wie ſeine Handlungen. Er gerieth in Eifer, wenn man im Geſpräche ſich der bedingenden Wörter »gewiſſermaßen, ſo zu ſagen" o. dgl. bediente. Er wollte Beſtimmtheit. In ſeinem Eifer, Vorleſungen zu halten, nahm er auch den Sonntag dazu. Dies gab Anlaß zu Widerſtand von Seite der andern Profeſſoren, zu Unruhen der Studenten, die ſich zuletzt vor ſein Haus rottirten und ihm die Fenſter einwarfen. Die Kühnheit ſeiner Aeußerungen zog ihm Mißbilligung von den Behörden zu; er erwiederte dieſe durch ein heftiges Schreiben, und — ward entlaſſen. Er erhielt aber dieſelbe Stelle, die er verlaſſen, in Berlin, wo man ihn mit Enthuſiasmus aufnahm. Hier wirkte er, in der verhängnißvollen Zeit des Befreiungskrieges, mit flammender Beredtſamkeit für die deutſche Sache. Ja, man kann ſagen, daß er für ſie geſtorben iſt, wie er für ſie gelebt hat. Seine Frau, an der er ſich einen ähnlichen Charakter erzogen hatte, widmete ſich der Sorge für die Militärſpitäler Berlin's; der Typhus ergriff ſie, und — als ſie zu geneſen begann, ihn, um ihn am 29. Jänner 1814 der Welt zu entreißen. Sein einziger, hinterlaſſener Sohn gehört unter die gründlichſten und unterrichtetſten Philoſophen der Gegenwart.

Fichte's Meinungen und Dialektik, die doch nur, wie alles, was ſich nach Kant in Deutſchland Philoſophie nannte, Uebertreibungen Kantiſcher Sätze waren, hat die Zeit in ihrem ewigen Strome mit fortgewälzt; wer ſtreitet noch darüber? aber die Wirkungen ſeines großen, für alles Edle glühenden Herzens dauern fort, und werden ewig dauern. Sein Andenken muß dem Vaterlande heilig bleiben. »Es war — ſagte Göthe von ihm — eine der tüchtigſten Perſönlichkeiten, die man je geſehen, und an der Großheit ſeiner Geſinnungen nichts auszuſetzen; aber wie hätte er mit der Welt ſich vertragen ſollen, da er ſie als ſeinen erſchaffenen Beſitz betrachtete?"

Moſes Mendelsſohn.

Geboren 1729. Geſtorben 1786.

Wenn die Alten ſagten: Sokrates habe die Philoſophie vom Himmel zu den Menſchen gerufen, ſo drückten ſie dadurch vortrefflich ſein Beſtreben aus, ſie von den theogoniſchen Spitzfindigkeiten ſeiner Vorgänger auf den Weg des Menſchlichen, des Praktiſchen, für alle Menſchen verſtändlich und heilſam, gelenkt zu haben. Solche Sokrates erſcheinen, zum Wohle der Menſchheit, in verſchiedenen Jahrhunderten wieder. Ihr Verdienſt iſt minder glänzend, als das der theoretiſchen Syſtemſtifter, aber deſto dauernder, wahrer, größer. Sie ſind die eigentlichen Lehrer der Menſchheit; ſie ſprechen die Sprache der Liebe, der Duldung, der einfachen Wahrheit — eine Sprache, die Jeder verſteht, der ſie verſtehen *will*. Ein ſolcher Mann war auch dem vorigen Jahrhunderte in Moſes Mendelsſohn gegeben; ein Mann, der hinlänglich geſchildert und gelobt iſt, wenn man erinnert, daß es *ſein* Bild war, das unſerm Leſſing vorſchwebte, als er ſeinen *Nathan* zur ewigen Ehrfurcht aller kommenden Geſchlechter hinſtellte.

Der arme Zehn-Gebot-Schreiber Mendel zu Deſſau gab ſeinem Moſes, der ihm am 12. September 1729 daſelbſt beſchert ward, die beſte Erziehung, die in ſeinen Kräften lag. Er ſelbſt lehrte ihn an den Quellen der geheiligten Ueberlieferung ſchöpfen, und bei dieſer reinen und einfachen Nahrung wuchs der Knabe auf in Gottesfurcht und Gehorſam. Bald entwickelte ſich der Geiſt des Nachdenkens und Forſchens in ihm; er las, was er nur irgend auftreiben konnte. So fiel ihm das Buch des Maimonides: »More Nebochim« (der Führer der Irrenden) in die Hände, und dieſes Buch entzündete den Funken in ſeiner Seele. Tag und Nacht ſaß er darüber, und vertiefte ſich ſo in die Forſchung, daß er in ein ſchweres Nervenleiden verfiel. Die Folgen desſelben, ein gekrümmter Rückgrat und eine hinfällige Geſundheit, blieben ihm Zeitlebens, und er hatte die Erleuchtung und Befreiung ſeines Innern um einen theuern Preis gekauft. Die Jahre ſeiner Jugend verlebte er in bitterer Dürftigkeit, in Berlin, von den Spenden ſeiner Glaubensgenoſſen. Hier ſaß er, in traurigen Nächten, mit dem eben ſo armen,

vielfach verfolgten, tiefſinnigen Mathematiker Israel Moſes, in einem elenden Gemach, beim Scheine einer trüben Oellampe, und forſchte mit ihm im Euklid, oder disputirte über die Sätze des Maimonides. Ein junger Arzt brachte ihm die Kenntniß des Lateiniſchen bei, und nun, theils durch die erweiterte Lectüre, theils durch mehreren Umgang mit bildungsbeſtrebten Jünglingen, vollendete ſich allmälich auch ſeine Bildung, die er Niemanden in der Welt, als ſeinem eigenen unermüdlichen Ringen, bei den größten Schwierigkeiten und Hinderniſſen ſeiner Lage, zu danken hatte. Endlich lächelte ihm ein freundlicheres Loos. Ein reicher jüdiſcher Seidenfabrikant in Berlin, Bernard, vertraute ihm die Erziehung ſeiner Kinder an. Bald ward er gewahr, daß er ſie keinem beſſeren Erzieher hätte anvertrauen können. Er machte ihn nun auch zum Aufſeher, zum Factor, endlich, in innigem Freundſchafts-Verhältniſſe, zum Theilnehmer an ſeiner Fabrik. Mendelsſohn's beſcheidenes Glück war dadurch gegründet. Er heirathete, und zeigte als Gatte und Vater die ſchönen, ſtillen Tugenden, die er lehrte. In den Morgenſtunden belehrte er ſeine Söhne über Gott und das Ewige, in Unterhaltungen, die ſpäter unter dem Titel: »Morgenſtunden« veröffentlicht wurden. Alle damals lebenden Gelehrten traten in Briefwechſel oder perſönliche Verbindung mit ihm; aber Eine vor allen hatte er geſucht, und dieſe Eine hatte die entſchiedenſte Einwirkung auf ſein weiteres Leben. Es war im J. 1754, als er mit Leſſing bekannt wurde. Zwei ſolche Menſchen, am Geiſte hell und im Herzen rein, thätig zuſammenwirkend — welche Erſcheinung! Ihr hinterlaſſener Briefwechſel iſt das ſchönſte Denkmal dieſer Freundſchaft. Deſto unangenehmer mußte dem ruhigen Weiſen Lavater's gutgemeinte, ſchwärmeriſche Zudringlichkeit ſein, der ihn zur Veränderung ſeines Glaubensbekenntniſſes zu bewegen ſuchte. Mendelsſohn betrug ſich mit Würde und Zartgefühl, aber ſo manches Verletzende, was bei dieſem Anlaſſe ihn traf, griff ſeine Geſundheit an. Er ward leidend, und, als bei einer anderen Gelegenheit Leſſing's Andenken nach ſeinem Gefühle in Gefahr war, für immer entweiht zu werden, ertrug ſeine weiche Organiſation dieſe wiederholten Schläge nicht, und eine Verkühlung reichte hin, ihn im 57. Jahre ſeines Alters der Erde zu entreißen.

Mendelsſohn und Garve ſtehen an der Spitze jener deutſchen Philoſophen, welche dadurch, daß ſie die höchſten Wahrheiten der Philoſophie zum Gemeingute aller Gebildeten zu machen wußten, allgemeine Theilnahme und Bewunderung erregten. Beide bewährten ihre Lehre durch ihren Wandel. Mendelſohn's Hauptwerk: »Phädon, oder: über die Unſterblichkeit der

Seele,“ iſt faſt in alle Sprachen überſetzt worden. Es iſt das Vermächtniß eines edlen Geiſtes, und trägt in Sinn und Sprache das ſchöne Gepräge der Ueberzeugung und Reinheit. Die wohlthätige Wärme des Herzens theilt ſich dem Leſer mit, und wirkt eben ſo ſicher, als die Klarheit des Gedankenganges. Es iſt nicht der Kopf allein, worauf Mendelsſohn zielt, — es iſt der ganze Menſch, und ſeine Wahrheit will nicht blos gedacht, ſie will auch empfunden, und vor Allem — geübt ſein.

N. Boileau.

Geboren 1636. Geſtorben 1711

In Hypereleganz und Geckenhaftigkeit war die franzöſiſche Poeſie verſunken; die Muſe, aus den Hallen der Natur in die Säle von Verſailles geflohen, hatte über einſtudierter Schmarotzerzierlichkeit jede kühnere und freiere Bewegung des Lebens verlernt. Da bedurfte es eines Geiſtes, der zwar nicht groß und gewaltig — denn ein ſolcher würde, bei der allgemeinen poetiſchen Entnervung, nur Schrecken und Erſtarrung bewirkt, keinen thätigen Einfluß gewonnen haben — aber wahr und ernſt auf die verloren gegebenen Muſter hindeutete, der, zierlich wie ſeine Zeit, um ſo beſſer deren Sprache zu reden verſtünde, um ſo ſicherer von ihr vernommen und begriffen werden könnte. Und ein ſolcher Mann war Nicolaus Boileau, mit dem Beinamen Despréaux. Geboren den 1. November 1636 zu Crosne bei Paris (nach Anderen zu Paris ſelbſt) ſtudierte er im Collegium Harcourt und Beauvais, und wurde bereits 1656 unter die Parlamentsadvocaten aufgenommen. Aber ſeine Abneigung gegen die Jurisprudenz beſtimmte ihn, ſich der Theologie zuzuwenden, und da ihm zuletzt auch dieſe Wiſſenſchaft nicht zuſagte, ſo beſchloß er, im Beſitze eines kleinen, nach dem Tode ſeines Vaters 1657 ererbten Vermögens, in völliger Unabhängigkeit nur der Dichtkunſt zu leben. Schon früher hatte er ſowohl die alten, als auch die Dichter ſeiner Nation mit außerordentlicher Vorliebe ſtudiert; er fühlte Beruf zur Poeſie in ſich, und ſeine erſten Verſuche ſatyriſcher Gattung wurden von

ſeinen Freunden, denen er ſie im Manuſcripte vorlas, gut beurtheilt und durch Abſchriften verbreitet. Eine unächte Ausgabe derſelben, welche 1665 zu Rouen erſchien, beſtimmte ihn, ſie ſelbſt herauszugeben. So erſchienen zuerſt ſieben ſeiner Satyren im Jahre 1666, und wurden mit allgemeinem Beifalle aufgenommen. Doch fühlten ſich Manche davon getroffen; des Dichters eigener Bruder, Gilles Boileau, der nicht nur als Ueberſetzer griechiſcher Autoren, ſondern auch ſelbſt als guter ſatyriſcher Schriftſteller ſich bekannt gemacht hat, und 1669 als Controleur des königlichen Silberzeuges ſtarb, geſellte ſich zu ſeinen Gegnern. Vor Allen aber traten Cotin und deſſen Anhänger, die Boileau in ſeinen Satyren angegriffen hatte, heftig gegen ihn auf; ſie ließen mehrere Schriften gegen ihn erſcheinen, reizten ihn aber nur dazu, 1667 ſeine gelungenſte Satyre, die neunte, drucken zu laſſen. Die Gunſt ſeines Monarchen, dem er in mehreren Epiſteln reichlich Weihrauch geſtreut hatte, entſchädigte ihn für dieſe Feindſchaften; Ludwig XIV. ertheilte ihm 1672 eine Penſion von 2000 Livres nebſt einem Privilegium für alle ſeine Schriften, und ernannte ihn und Racine zu Hiſtoriographen. Weniger beeilte ſich die franzöſiſche Akademie, ihn auszuzeichnen, die ihn, weil er mehrere Akademiker ſatyriſch gegeiſelt hatte, erſt 1684 unter ihre Mitglieder aufnahm. Bald darauf ward er auch Mitglied der Akademie der Inſchriften. Man hatte an ihm Mangel an Erfindungsgabe und Abwechslung gerügt. Um von dieſem Vorwurfe ſich zu reinigen, benutzte der geiſtreiche Mann einen an ſich höchſt unerheblichen Vorfall. In einem Stifte war Streit wegen eines hingeſtellten und wieder weggenommenen Chorpultes entſtanden, und auf dieſes Begebniß ſchrieb Boileau ſein, 1674 erſchienenes, größeres ſatyriſches Gedicht: »le lutrin,« in welchem er das Unbedeutende jenes Vorgangs mit großer Geſchicklichkeit ausbeutet, eine gelungene ironiſche Bedeutſamkeit in das ſcheinbar Unweſentliche legt, und das, vermöge ſeiner witzigen Wendungen und mannigfachen Abwechslungen, von den Franzoſen unter allen ſeinen Werken obenan geſtellt wird. Damals erſchien auch ſein berühmtes Werk: „l'art poétique,“ in welchem er alle Dichtungsarten einer ſcharfſinnigen Betrachtung unterwirft und durch Regeln erläutert. Sein Streit mit Perrault, gegen den er den Vorzug der Alten vor den Neueren vertheidigte, ſo wie die Kämpfe mit den Jeſuiten, gegen die er ſeine letzte Satyre: „sur l'équivoque,“ richtete, fallen in eine ſpätere Zeit. Von 1705 an, wo ſeine Kränklichkeit überhand nahm, lebte er zurückgezogener im Kreiſe einiger Freunde, und beſuchte auch den Hof nicht mehr. Doch dichtete er bis an ſeinen Tod, der den 13. März 1711 erfolgte. —

Boileau gehört unbedingt zu den vorzüglichſten Dichtern Frankreich's, was auch ſeine Gegner dagegen einwenden mögen. Was ihm an glänzender Fantaſie und lyriſchem Schwunge abgeht, iſt reichlich durch Witz, treffenden Verſtand und Beobachtungsgeiſt erſetzt, gerade die nothwendigſten Erforderniſſe eines Satyrikers. Seine Sprache iſt rein und edel, ſeine Verſe muſterhaft, und keine Spur des Geckenhaften und Abgeſchmackten der damaligen franzöſiſchen Poeſie darin anzutreffen. Darum war ſein Einfluß auf die Richtung der Letzteren ſo entſcheidend und bis heute fortdauernd, wenn gleich ſich nicht läugnen läßt, daß er in ſeinem Formenzwange hin und wieder zu weit ging, und ſein Dringen auf Regel und Correctheit bisweilen die Miene der Einſeitigkeit annahm. Ihm verdankte man die Rückkehr zur Natur und Wahrheit, und beſonders durch ſein ſchon erwähntes Lehrgedicht: „l'art poétique," welches allerdings nicht ſo ſehr allgemeines, als nationales Intereſſe hat, wies er dem Geſchmacke eine veränderte und edlere Richtung an; wie denn auch ſeine Satyren, obwohl größtentheils Nachahmungen des Horaz, wenigſtens der Form nach, durch ihre würdige Haltung und treffenden, doch in den Schranken der Sitte bleibenden Witz, als wahrhafte Muſter daſtehen.

P. A. C. de Beaumarchais.

Geboren 1732. Geſtorben 1799.

Wenn jemals in einem Menſchen große Fähigkeiten ſich vereinigten, um die Sinne zu ergötzen, ohne das Gefühl zu erwärmen, den Witz zu kitzeln, ohne den Geiſt zu erheben, kurz alles Zufällige und Momentane im Menſchen aufzuregen, ohne zu deſſen tiefer und bleibender Natur vorzudringen, ſo war es bei dem merkwürdigen Manne der Fall, deſſen Skizze wir hier geben. Pierre Auguſtin Caron de Beaumarchais, der Sohn eines Uhrmachers zu Paris, war anfänglich beſtimmt, die Kunſt ſeines Vaters zu üben, und in den Kenntniſſen der Mechanik ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß er eine neue Art Hemmung in den Uhren erfand, welche Erfindung ihm zwar durch einen berühmten Uhrmacher vor der Akademie ſtreitig

gemacht, von der Letzteren aber ihm zugesprochen wurde. Sein thätig unternehmender Geist führte ihn aber auch zu anderen Künsten hin: besonders war es die Musik, welche er mit Erfolg betrieb, er lernte mehrere Instrumente spielen, und unter diesen auch die damals eben zur Mode gewordene Harfe. Dadurch, nicht minder aber durch seinen Witz und sein vortheilhaftes Aeußere, machte er sich in den höheren Zirkeln heimisch, ward Lehrer der Prinzessinnen im Harfen- und Guitarrespiel, und durfte sich selbst in den, vom Könige Ludwig XV. besuchten Privatconcerten seiner hohen Schülerinnen zeigen. Solche Auszeichnungen erweckten ihm Neid, den sein Glück in anderer Beziehung noch steigerte. Er hatte in kurzer Zeit zwei reiche Witwen nach einander geheiratet, dadurch bedeutende Erbschaften gemacht, und überdies noch durch den reichen Duverney ein großes Vermögen erworben, indem ihn dieser nicht nur in den Handelswissenschaften unterrichtete, sondern ihm auch die Leitung seiner eigenen großen Angelegenheiten übertragen und durch ansehnliche Vorschüsse aufgeholfen hatte. Wunderlich aus Geist und Masse zusammengesetzt, die in ihm bald einander bekämpften, bald im eigenthümlichsten Einklange lebten, ward gerade in der Zeit seiner kaufmännischen Speculationen die Dichtkunst sein Lieblingsstudium, und so ließ er 1767 sein erstes Schauspiel: »Eugénie,« 1770 sein zweites: »les deux amis,« erscheinen. Doch war dies noch nicht die Sphäre, die seinem Namen Dauer versprach; vielmehr zeichneten eben seine Feinde ihm den Weg der Berühmtheit und der Triumphe vor, dadurch, daß sie ihn zu verderben suchten. Unter diesen seinen Feinden obenan stand der Graf von Blacon, der Erbe des mittlerweile verstorbenen Duverney. Als nun Beaumarchais von dem Grafen, als Erben, die Bezahlung eines Rechnungsrestes von 150,000 Fr. forderte, und der Graf es zum Prozesse kommen ließ, traten, unter der Aegide dieses mächtigen Feindes, auch die übrigen Neider und Gegner aus ihrem Hinterhalte gegen Beaumarchais hervor. Während dieses Prozesses wurde Letzterer noch überdies, weil er die Gattin eines der Richter, Goesman, zu bestechen versucht haben sollte, in's Gefängniß gesetzt, der Bestechung des Richters und der Verläumdung angeklagt; während seine Feinde, um ihn in der öffentlichen Meinung zu stürzen, das Gerücht ausstreuten, als habe er seine beiden Gattinnen gemordet. Das Parlament Meaupou erklärte ihn in erster Instanz für bürgerlich ehrlos und verurtheilte ihn zur Brandmarkung. Doch einflußreiche Gönner schützten ihn, und ein anderer Gerichtshof cassirte den Ausspruch des Parlamentes. Ganz Europa nahm Antheil an dem Prozesse; das leicht erregbare Paris wetteiferte, den ver-

läumdeten Mann zu ehren, und der Prinz Conti fuhr am Tage der Verurtheilung öffentlich mit ihm durch alle Straßen der Hauptstadt. Beaumarchais, von Rache und Eitelkeit entbrannt, beschloß, seine Rechtssache dem Publikum in seinen »Mémoires pour le sieur Beaumarchais par lui même» 1774, und »Suite des mémoires» 1778, vorzulegen. Diese Memoiren, Meisterstücke in der Kunst, aus den Thatsachen das ihm Förderliche herauszufinden, das Nachtheilige durch geschickte Verdrehung zu neutralisiren, und an die Stelle der Wahrheit eine pikante Karikatur zu setzen, verschafften ihrem Verfasser in Frankreich eine so große öffentliche Gunst und so schnelle Berühmtheit, daß selbst der ängstlich über seinen Ruhm wachende Voltaire durch den plötzlichen Nebenbuhler sich beunruhigt fühlte. Beaumarchais's eigentliches Feld, das der Intriguenstücke, war hiermit eröffnet, und, diesem Rufe folgend, gab er 1775 sein Lustspiel: »der Barbier von Sevilla," heraus. Er erntete mit demselben großen Beifall ein, noch größeren aber durch seine 1784 erscheinende Fortsetzung desselben: »die Hochzeit des Figaro," welches Stück in Paris hundertmal nach einander aufgeführt und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde. Auch Kopfzeuge und andere Moden à la Figaro tauchten auf, und noch heutzutage ist auf der Bühne, wie in der Journalistik, dieser Name unvergessen. Auch in anderer Beziehung machte Beaumarchais von sich sprechen. Ein berühmter spanischer Publicist, der Herausgeber des Journals: »el pensador," Don José Clavijo y Fajardo in Madrid, hatte mit Beaumarchais's Schwester ein zärtliches Verhältniß angesponnen, und sie dann verlassen. Beaumarchais eilte nach Spanien, forderte den Verführer, verwundete ihn im Duelle, und stürzte ihn aus seiner Stellung in Vergessen und Geringschätzung, wenn auch der physische Tod des Feindes, den Goethe in seinem Trauerspiele: »Clavigo" in unmittelbare Verbindung mit jenem Zweikampfe gesetzt hat, erst weit später erfolgte. Mitten unter Ruhm-, Rache- und Dichtergedanken, fand Beaumarchais noch Zeit, der kaufmännischen Speculation nachzuhängen und diese in großartiger Weise zu entwickeln. Der amerikanische Freiheitskrieg bot hierzu neue Gelegenheit. Mit stillschweigender Genehmigung des Ministeriums hatte er einen Verein gebildet, um den Amerikanern Waffen und Munition aller Art zuzuführen, wobei große Summen gewonnen wurden. Von seinem Vermögen machte Beaumarchais meist einen großmüthigen und edlen Gebrauch. Doch auch herbe Verluste blieben nicht aus. Die von ihm veranstalteten kostbaren Ausgaben von Voltaire's Werken rissen durch die Vernachlässigung des Heraus-

gebers, Marquis von Condorcet, beinahe die Hälfte von ſeinem amerikaniſchen Gewinne wieder hinweg. Auch verlor er kurz vor der Revolution, im Kornmann'ſchen Prozeſſe, durch ſeine eitle Einmiſchung viel in der öffentlichen Meinung; weder ſeine Reden vor Gericht, noch ſeine in dieſer Sache geſchriebenen Memoiren fanden Anklang, obſchon er den Prozeß gewann. Seine neue Oper: »Tarare« (1787), und ſein Drama: »la mère coupable« (1792), gewannen ihm die öffentliche Gunſt nicht zurück. Als er 1792, zu ſeiner eigenen Sicherheit und unter Erlegung einer Caution von 500,000 Fr., der franzöſiſchen Republik die Herbeiſchaffung von 60,000 Flinten verſprach, dieſe aber nicht ankamen, wurde er in der Abtei feſtgeſetzt, entkam jedoch, verbarg ſich auf dem Lande, wurde verbannt und ſchrieb: „mes six époques“ (1793), worin er die ausgeſtandenen Gefahren auf anziehende Weiſe erzählt. Später kehrte er in die Heimat zurück. Doch hatte der Schiffbruch ſeiner Hoffnungen, der wilde Kampf der Zeit, dem er gealtert und erſchöpft gegenüberſtand, ſeinen Lebensmuth gebrochen, wenn er ſich auch die äußerliche Heiterkeit erhielt. Müde und mit der Welt zerfallen, ſtarb er im Mai 1799 am Schlagfluſſe. Sein erregbarer und gewandter Geiſt hatte, bei dem ſcharfen, verbiſſenen Hohne, der ihn beſeelte, nur eine ſchillernde Poeſie gefunden; Intrigue und Leidenſchaft machten ihn zum Dichter, und ſo vermochten ſeine Werke auch nie, an das höhere Menſchliche hinauf zu reichen.

Georg Rákóczy,

Fürſt von Siebenbürgen.

Geboren 1593. Geſtorben 1648.

Unter den Heerführern der ungariſchen Mißvergnügten, die mit mehr oder weniger Glück für die Conſtitution und die Freiheit des Gewiſſens kämpften, ſteht das Geſchlecht der Rákóczy oben an. Seit mehr als einem Jahrhundert iſt der Name aus der Geſchichte verſchwunden, aber er tönt fort in den ſchwermüthigen Weiſen der ungariſchen Nationalmuſik, wie im Munde

XXXVI

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth
Stammtafel v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

des Volkes, das von den Thaten dieſes Geſchlechtes nur eine dunkle Ahnung noch bewahrt.

Die Geſchichtſchreiber leiten den Urſprung desſelben von dem Geſchlechte der Buchat-Radván ab, das im Zempliner Comitat weit verbreitet war, und aus Böhmen abſtammen ſollte. Ein Zweig dieſes Stammes hat noch im 13. Jahrhundert von einem Dorfe in eben dieſem Comitat den Namen Rákóczy angenommen, und als Sigmund Rákóczy im Jahre 1517 die Dörfer Zelep und Felſö-Vadáſz in der Abaujvárer Geſpanſchaft an ſich gebracht, legte die Familie dem Namen Rákóczy auch noch das Prädicat de Felſö-Vadáſz bei.

Georg, deſſen Biographie wir hier liefern, war der Urenkel dieſes Sigmund. Sein Vater, Sigmund II., hatte ſich, wie alle ſeine Vorfahren, im Felde rühmlich hervorgethan. Maximilian und Rudolph II. ehrten ihn mit Würden und Titeln, indeſſen die Stände Siebenbürgen's nach Bocskay's Tode ihn zur Annahme der Fürſtenwürde beredeten, die er aber, zu rechtſchaffen, als daß er lange den wüthenden Parteikämpfen hätte widerſtehen mögen, bald wieder niederlegte. Georg, ſein Sohn, folgte dem Vater auf dem Fürſtenſtuhle, aber erſt nachdem der preiswürdige Gabriel Bethlen geſtorben war, und ſeine Witwe, die ränkevolle Katharina von Brandenburg, der vom Gemal ererbten Fürſtenwürde entſagt hatte. Georg lebte auf der Sáros-Pataker Burg in ſtiller Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, als Stephan Bethlen, der Bruder des verſtorbenen Fürſten, Boten an ihn ſandte, die ihn zur Annahme der Fürſtenwürde bewegen ſollten, da er an ſeiner eigenen Wahl verzweifelte. Die Stände des Reichs hatten ſich indeſſen am Klauſenburger Landtag zur Fürſtenwahl angeſchickt, und die Stimmenmehrheit entſchied, wider alles Vermuthen, für Stephan Bethlen. Dieſer bereute ſeine Voreiligkeit und fertigte Eilboten an Rákóczy ab, die ihn in Sáros-Patak zurückhalten ſollten. Er war aber mit einem kleinen Heerhaufen bereits nach Großwardein gegangen, feſt entſchloſſen, ſeine Erwählung zum Fürſten, falls die Umſtände es erheiſchen ſollten, auch mit Gewalt durchzuſetzen. Um jedoch einem Bürgerkriege vorzubeugen, der bei dem ungemeſſenen Ehrgeize Rákóczy's unvermeidlich ſchien, beredeten die Stände den friedliebenden Bethlen zu einem gütlichen Vergleiche, dem zufolge derſelbe ſich bereit erklärte, einen neuen Landtag nach Schäßburg berufen und dem Fürſtenſtuhl entſagen zu wollen, falls die neue Wahl auf Rákóczy fallen ſollte. Rákóczy's Gold, das er reichlich ſpendete, that das Uebrige, und ſeine Wahl ging ohne Anſtand durch. Am 24. April 1631

erfolgte ſeine feierliche Einſetzung zum Fürſten von Siebenbürgen. Von der Pforte, die ſich für Bethlen intereſſirt hatte, erfolgte die Beſtätigung nach einigem Widerſtreben, aber K. Ferdinand wollte die Gelegenheit, das Fürſtenthum ſeinen Erbſtaaten einzuverleiben, nicht ſo leichten Kaufes hingeben. Der Palatin Eſzterházy zog mit einem Heerhaufen gegen Siebenbürgen, um die Vertreibung Rákóczy's zu bewirken. Der Feldherr des Fürſten ging ihm aber über die Theiß entgegen, und ein einziges Treffen entſchied die Herrſchaft Rákóczy's, worauf auch von Seiten Ferdinand's ſeine Anerkennung erfolgte.

Die erſten Jahre arbeitete Rákóczy an der Befeſtigung ſeiner Herrſchaft, ſammelte Reichthümer, und war ſchwach genug, die Bethlen'ſche Familie heimlich und endlich auch mit Waffen zu verfolgen, als die Siegesſchritte Guſtav Adolf's ihn bald in die großen Angelegenheiten ſeines Jahrhunderts verwickelten. Pázmány, der gefürchtete Cardinal-Primas, war nicht mehr, und es erhob die proteſtantiſche Partei ihr Haupt wieder kühner. Am Reichstage (1638) mit allen ihren Beſchwerden abgewieſen, wandte dieſe ſich in ihrer Erbitterung an Rákóczy, deſſen Ehrgeiz wohl bekannt war, und von dem ſie wußte, daß er mit den Schweden bereits in Unterhandlung ſtand. Der Fürſt vertröſtete die Mißvergnügten anfangs auf günſtigere Zeiten. Am 2. April 1643 ſchloß er aber mit den franzöſiſch-ſchwediſchen] Abgeordneten das Schutz- und Trutzbündniß wider Ferdinand, und rüſtete ſich zu einem entſcheidenden Feldzuge nach Ungarn.

Als er im nächſten Jahr darauf mit 20,000 ſchlagfertigen Streitern im Lande erſchien, erklärte ſich der größte Theil des Adels von Abauj, Borſod und Zemplin für ihn. Sie verſammelten ſich bei Kaſchau auf freiem Felde (18. Januar 1644), und erklärten Rákóczy zum Fürſten des ungariſchen Reichs. Ihrem Beiſpiele folgten bald die übrigen Geſpanſchaften diesſeits und jenſeits der Theiß, und ſein Heer hatte ſich durch den Beitritt der Mißvergnügten bald auf faſt 70,000 Mann verſtärkt, worauf er durch eine Proclamation das ganze Land zur Vertheidigung des evangeliſchen Glaubens aufforderte. In den nicht lange nachher begonnenen Feindſeligkeiten bewies indeſſen der Fürſt wenig Feldherrntalente. Ferdinand III. ſtellte ſeinen Scharen deutſche Söldner, und unter des Palatins Niklas Eſzterházy Anführung achttauſend ungariſche Streiter entgegen, die zwiſchen Lomos und Eperies in achtſtündiger Schlacht eine bedeutende Niederlage erlitten. Aber Rákóczy wußte die von ſeinem kriegserfahrenen Feldherrn Kemény erfochtenen Vortheile nicht zu nützen. Nachdem von beiden Seiten mit abwechſelndem Glücke

gefochten und die Zeit mit Scharmützeln hingebracht worden, ſollten zu Tyrnau die Friedensbedingungen beſprochen werden. Der Vergleich ſcheiterte aber an den Forderungen des Fürſten. Nun ſuchte Ferdinand durch Vermittlung der Pforte dem beſchwerlichen Kriege, der ſeine Kräfte zerſplitterte, ein Ende zu machen, indem er einen Befehl vom Divan an Rákóczy erwirkte, welcher ihn von den weiteren Feindſeligkeiten gegen Ferdinand dringend abmahnte, und das ſchwediſche Bündniß zu verlaſſen gebot. Der Fürſt ließ ſich aber nicht beirren; denn während er den Großherrn, ſo wie die Abgeordneten Ferdinand's mit Verſprechungen hinhielt, verabredete er mit dem ſchwediſchen und franzöſiſchen Bevollmächtigten einen Einfall in Oeſterreich, der nicht weniger, als die gänzliche Vernichtung des von allen Seiten bedrängten Ferdinand's, zum Zwecke haben ſollte. Torſtenſohn war nach der blutigen Schlacht von Jaukowicz bis unter die Mauern Wiens vorgedrungen, indeſſen Türenne, von Nördlingen kommend, an der Donau herab ſchritt. Rákóczy ſollte dagegen Tyrnau und Preßburg nehmen, und an der Donau herauf den Verbündeten zu Hülfe kommen und die Eroberung Mährens und Oeſterreichs vollenden helfen. Dieſes entſcheidende Vorhaben kam aber nicht zur Ausführung. Rákóczy blieb auf halbem Wege ſtehen und fand es räthlicher, mit Ferdinand zu unterhandeln, da er vom Zorne des Großherrn Alles zu fürchten hatte. Mit Verdruß ſahen die Verbündeten den Austritt des Fürſten an. Dieſer unterzeichnete mit Ferdinand den Linzer Frieden (16. December 1645), der dem Fürſten, außer einigen erblich verliehenen Burgen, den lebenslänglichen Beſitz derjenigen ſieben Geſpanſchaften im Lande, die bereits Gabriel Bethlen beſeſſen, zuſicherte, und die Gerechtſame der evangeliſchen Kirche, im Sinne früherer Verträge, beſtätigte. Das hierüber ausgefertigte Diplom iſt nach endloſen Widerſtrebungen im October 1646 in's Reichsdecret aufgenommen worden.

Der Fürſt hat fortan die eingegangenen Friedensbedingungen redlich gehalten. Seine Tage waren indeſſen gezählt; denn als er eben einen Abgeordneten, mit Geld reichlich verſehen, nach Warſchau ſandte, um den erledigten polniſchen Thron zu erkaufen, ſtarb er im 55. Jahre ſeines Alters, am 11. October 1648. Sein unmäßiger Ehrgeiz und ſeine Habſucht hatten ihn zu mancher Ungerechtigkeit verleitet, doch unterſtützte er freigebig die Kirchen und Schulen ſeines Glaubens, hing unerſchütterlich an der Lehre Calvin's und konnte die heilige Schrift faſt auswendig. Mit ſeinem Tode erbleichte der Glanz ſeines Geſchlechtes allmälich. Sein Sohn, Georg II., noch zu Lebzeiten des Vaters zum Fürſten erwählt, büßte ſein eigenes Land ein,

während er auf die Eroberung fremder Länder ausgezogen war und ſtarb endlich zu Großwardein an den Wunden, die er in der Schlacht gegen den Temeſer Baſſa erhalten. Der Enkel dieſes Georg's, Franz II., endete in der Verbannung zu Rodoſto in Beſſarabien, nachdem er mit abwechſelndem Glücke an der Spitze der Kurutzen gefochten, und nicht beſſer erging es dem Sohne des Verbannten, Joſeph Rákóczy, der, geächtet vom Kaiſer und Papſte, 1738 zu Eſernavoda ſtarb.

Peter Pázmány.

Geboren 1570. Geſtorben 1637.

Pázmány gehört unter die Zahl jener merkwürdigen Menſchen, die in aufgeregter Zeit durch Geiſtesüberlegenheit, durch einen ſtrengen, beharrlichen Charakter, durch ein entſchiedenes Auftreten und Verfolgen ihrer Zwecke den Weltgeiſt beherrſchen, und auf der vorgezeichneten Bahn eine ganze Generation mit ſich fortreißen. Er ſtammte aus einem altadeligen ungariſchen Geſchlechte und war der einzige Sprößling aus der erſten Ehe Niklas Pázmány's von Panaſz mit Margaretha von Maſſa, die urſprünglich dem italieniſchen Hauſe der Markgrafen von Maſſa angehörte. Ein Zeitgenoſſe des berühmten Mannes führte ſeinen Stammbaum bis auf die Zeiten Stephan des Heiligen hinauf, wo bereits ein Pázmány, aus Deutſchland eingewandert, dem erſten Könige in der Verbreitung des Chriſtenthums hülfreiche Hand leiſtete. Bekannt iſt die Anekdote von einem gewiſſen Stephan Pázmány, den man auch zu den Ahnherren Peters zählt, wie dieſer in einem Turnier mit König Karl I. drei Zähne eingebüßt, wofür ihn der König mit drei Dörfern beſchenkte, und damit zugleich auch ſeine wie ſeiner Vorfahren hohen Verdienſte belohnen wollte.

Peter's Ruhm überſtrahlte indeſſen weit alle Verdienſte ſeiner Ahnherren, deren die Geſchichte kaum mehr gedenkt. Er war am 4. October 1570 zu Großwardein geboren, und, wie man allgemein glaubt, im reformirten Glauben, dem Bekenntniſſe ſeiner Eltern, erzogen worden. Schon früh-

zeitig offenbarten ſich im Knaben die großen Geiſtesgaben des Mannes. Er kam in ſeinem 13. Jahre nach Graz in die Lehranſtalt der Jeſuiten, trat zur katholiſchen Kirche über, und wurde ſchon in ſeinem 17. Jahre in den Orden der Geſellſchaft aufgenommen. Nach vollendeten Studien lehrte er an derſelben Anſtalt zu Graz die Philoſophie und Theologie mit außerordentlichem Beifalle, und ging endlich als Miſſionär nach Ungarn zurück, als der mit Bocskay abgeſchloſſene Wiener Friede das Anſehen des Katholicismus ernſtlich bedrohte. Hier angelangt, begann er ſein Geſchäft mit ungewöhnlichem Erfolg. Die erſten Familien des Landes bekannten ſich bereits ſammt dem größeren Theile der Reichsſtände zur proteſtantiſchen Kirche. Seinem Eifer und ſeiner Ueberredungskunſt gelang es, die angeſehenſten Familien in wenig Jahren zur katholiſchen Kirche wieder zurückzuführen, deren Uebertritt ſehr nachhaltig auf den übrigen Adel und deren Unterthanen zurückwirkte. Den Anfang hatte Pázmány mit Sigmund Forgács gemacht, dem nachmaligen Palatin und Bruder des Graner Erzbiſchofs, Franz Forgács, den er in wenig Wochen bekehrte, nachdem ſein Bruder, der Cardinal-Erzbiſchof, ſich fruchtlos mit ihm abgemüht hatte. Von dieſer Zeit an ward er der vertrauteſte Freund und Rathgeber des Cardinals, der in der gefahrdrohenden Zeit den bewährten Mann nicht mehr aus den Augen ließ, und ihn bei allen Gelegenheiten benützte, was entſcheidend auf des Mannes künftiges Schickſal wirkte.

Durch Pázmány's ſo entſchiedenes Auftreten erſchreckt, eilten die Proteſtanten, ihre mühſam errungenen Vortheile zu wahren und ſicher zu ſtellen. Thurzó, der hochverdiente Palatin, berief die Sylleiner Synode, um der unſeligen Zerſtückelung der proteſtantiſchen Kirche durch eine beſſere Verfaſſung abzuhelfen, während der Reichstag ſchon früher die Entfernung der Jeſuiten aus dem Lande mit Ungeſtüm verlangt hatte. Pázmány vertheidigte ſeine Ordensbrüder mit ſolcher Gewandtheit und mit ſo überzeugenden Gründen, daß ihr fernerer Aufenthalt in Ungarn genehmigt, ihnen jedoch jeder Grunderwerb verſagt wurde. Die Beſchlüſſe der Sylleiner Synode griff er dagegen mit den beißendſten Worten an, um die Geſetzloſigkeit derſelben nachzuweiſen.

Seine große Gewandtheit und ſtrenge Sittlichkeit, ſein äußerſt gefälliges und einnehmendes Betragen im Umgange, hatten ihm bald die höchſte geiſtliche Würde im Lande verſchafft. Als ſein mächtiger Gönner, der Erzbiſchof Forgács ſtarb, bezeichnete die allgemeine Stimme ihn als den würdigſten Nachfolger desſelben. König Mathias II. erwirkte vom Papſte ſeine

Entbindung vom Ordensgelübde, ernannte ihn zum Thuróczer Probſte, und nach wenig Monden (28. September 1616) zum Erzbiſchof von Gran und Primas von Ungarn. Am 19. December desſelben Jahres wurde ihm die Beſtätigung des heiligen Vaters und das Pallium feierlich überreicht.

Von nun an trat Pázmány in Verfolgung ſeiner Zwecke mit noch größerer Entſchiedenheit und Offenheit in die Schranken. Er wies die Anſprüche der königl. Kammer auf einen Theil ſeiner Revenuen mit Beharrlichkeit zurück, und ſprach es unverhohlen aus, daß er nichts Geringeres, als die gänzliche Ausrottung des Proteſtantismus beabſichtige. Er wußte durch ſeine glänzende Beredſamkeit die Stände des Reichs dahin zu bringen, daß dieſelben den rüſtigen Ferdinand II., den eifrigſten Freund und Beſchützer der Jeſuiten, noch bei Mathias Lebzeiten zu deſſen Nachfolger erwählten. Er ſelbſt vollzog an ihm die Krönung zu Preßburg am 1. Juli 1618, und war fortan in der Schreckenszeit des hereinbrechenden Reformationskrieges deſſen vertrauteſter Rathgeber und Geſchäftsführer.

Ferdinand's energiſche Maßregeln, von Pázmány nachdrücklich unterſtützt, hatten auch in Ungarn unter Gabriel Bethlen's Anführung das Feuer des Aufruhrs bald wieder entzündet. Der Erzbiſchof rettete ſich mit der übrigen Geiſtlichkeit nach Wien, worauf in einer Verſammlung der Mißvergnügten zu Neuſohl die Verbannung über ihn ausgeſprochen wurde. Der von ihm eingeleitete Nikolsburger Friede öffnete ihm indeſſen ſeine Heimat wieder, wo er an der Befeſtigung und Verbreitung des Katholicismus, und namentlich an der Sicherung der geiſtlichen Herrſchaft, die er über alle und jede weltliche Macht erhoben wiſſen wollte, mit erneuerter Thätigkeit arbeitete. Mit dem würdigen Palatin, Niklas Eſzterházy, deſſen höhere Stellung im Staate er durchaus nicht anerkennen wollte, lebte er deßhalb in jahrelangem Streite. Durch des Kaiſers Vermittlung erlangte er endlich für ſeine vielfachen Bemühungen auch den Purpur, und ward am 9. November 1629 mit dem Titel Sti. Hieronymi Illiricorum zum Cardinal ernannt. Einige Jahre darnach (1632) ging er in Aufträgen des Kaiſers nach Rom, um den heiligen Vater zu einer kräftigeren Unterſtützung gegen die Fortſchritte des Proteſtantismus unter Guſtav Adolf's Siegespanieren zu bewegen. Pázmány hielt einen überaus prachtvollen Einzug in Rom, wurde aber vom Papſte zur Rede geſtellt, wie er als Botſchafter eines Fürſten erſcheinen könne, da er doch als Cardinal mit jedem Könige in gleichem Range ſtehe. Nach ſeiner Rückkehr nahm er den Streit wegen der Palatinswürde von Neuem auf, und endete nach wenig Jahren (19. März 1637), bald nach dem Hintritte

Ferdinand's, ſein thatenreiches Leben. In der Domkirche zu Preßburg bezeichnet die von ihm ſelbſt verfaßte einfache Grabſchrift: »Petrus Pázmány Cardinalis,« die Stelle, wo die Reſte des einflußreichſten ungariſchen Kirchenfürſten ruhen.

Seine zahlreichen, aus eigenen Mitteln reich dotirten Stiftungen, wie die Univerſität zu Tyrnau, die Jeſuiten-Collegien zu Leutſchau, Preßburg, Tyrnau und Raab, das Adalbertiſche Convict, das Pazmaneum zu Wien, beſagen zur Genüge, was er für die Ausbildung des Clerus und namentlich ſeiner ehemaligen Ordensbrüder Großes und Fruchtbringendes geleiſtet; ſelbſt auf die Laien ſuchte er durch Verbreitung geiſtvoller Abhandlungen, die er ſebſt verfaßte, zu wirken. Er ſchrieb unübertrefflich, häufig beißend und ſcharf, in beiden Sprachen, in der lateiniſchen, wie in der ungariſchen. Finſter, einſylbig — ſo ſchildert ihn der öſterreichiſche Plutarch — ſtrenge gegen ſich ſelbſt, trat er gleichwohl immer mit heiterer, ſtrahlender Miene, mit anziehender Wärme in die Welt und in die Geſchäfte. Man kann nicht läugnen, daß er mitunter ſehr gewaltthätig geweſen iſt, aber keineswegs aus blinder Aufwallung, ſondern aus Plan. Er war leidenſchaftlich, aber nicht der eignen Liebe oder dem Privathaſſe ſchlachtete er Opfer. Er zertrat mit ehernem Fuße, was ſeinem Glauben im Wege ſtand, kalt, unerbittlich, ſtets des Einen gedenkend, der auch geſtorben iſt für Alle. Die Summe des Menſchenglückes hat Pázmány dadurch wohl nicht vergrößert, aber er war conſequent bis an's Ende.

Jean Victor Moreau.

Geboren 1763. Geſtorben 1813.

Frankreich's Coriolan, Moreau, wurde den 11. Auguſt 1763 zu Morlair in der Bretagne geboren. Sein Vater, ein Advocat, beſtimmte ihn für das Studium der Rechte; doch ſchon 1780 ließ der Jüngling, der unwiderſtehlichen Neigung für den Kriegerſtand folgend, ſich als Soldat anwerben, und mit Mühe machte der Vater ihn frei. Die Rechtsſtudien wurden zu Rennes ungern, doch erfolgreich fortgeſetzt; des Jünglings Talente verſchafften

ihm großes Anſehen bei ſeinen Comilitonen, er ward Vorſteher eines politiſchen Studentenclubs und ſogar in dieſer Eigenſchaft beſtätigt, als 1789 die Studentenvereine zur Volksbewaffnung gezogen wurden. So fand ihn die Revolution bereits auf einem gewiſſen Standpunkte, von welchem aus er der kämpfenden Zeit den Arm zu reichen vermochte. Bei dem erſten Aufgebote der Nationalfreiwilligen ward er Commandant eines Bataillons, das zur Nordarmee ſtieß, und verlegte ſich ſeitdem eifrig auf taktiſche Studien. Die Pariſer Ereigniſſe am 10. Auguſt 1792 gaben ihm Gelegenheit, ſich offen für die Republik auszuſprechen, doch der Untergang der Gironde, unter welcher er viele Freunde zählte, ergriff ihn ſchmerzlich, und nahm ihn gegen die Conſtitution von 1793 ein. Die kriegeriſchen Ereigniſſe in den Niederlanden beſchäftigten ſeinen Geiſt lebhaft; ſein Bataillon wohnte den meiſten Schlachten und Gefechten bei, kämpfte mit Auszeichnung, und verhalf dem Anführer zu Ruf. Pichegru, zum Obergeneral der Nordarmee ernannt, ließ Moreau ſchnell bis zum Brigadegeneral, und ſchon am 14. April 1794 zum Diviſionsgeneral ſteigen. Bei Pichegru's Einfall in Flandern wurde Moreau zur Einnahme der Feſtungen Menin, Ypern, Brügge, Oſtende und Nieuport befehligt, welche er ſchnell in ſeine Gewalt brachte. Während er für Frankreich kämpfte, blutete (21. Juli 1794) ſein Vater, von Robespierre verurtheilt, zu Breſt unter dem Beile. Der Schmerz darüber drohte Moreau's Thätigkeit zu lähmen; doch Pichegru trieb den Gebeugten zu neuen Thaten, übergab ihm den rechten Flügel der Nordarmee, und ließ ihn im December 1794 über die Maas und Weſel in Holland eindringen. Als nach der Eroberung Hollands Pichegru die oberſte Leitung aller im Norden und Oſten ſtehenden Armeen übernommen hatte, erhielt Moreau, bereits zum zweiten Male, interimiſtiſch den Oberbefehl über die Nordarmee, und als Erſterer bald darauf in Ungunſt fiel, trat Moreau 1796 als Obergeneral an die Spitze der Rhein- und Moſelarmee. Mit großer Geſchicklichkeit bewirkte er den Uebergang über den Rhein bei Straßburg; doch mit der Beſchaffenheit des Schwarzwaldgebirges zu wenig vertraut, wagte er nicht, den erhaltenen Befehlen gemäß, an den obern Neckar zu rücken, und ließ dem F. Z. M. Latour Zeit, ſeine Truppen zu vereinigen. Doch ſiegte er am 9. Juli in der Schlacht bei Malſch und Rothenſohl, und nöthigte die Oeſterreicher zum Rückzuge nach Pforzheim. Aber eine gewiſſe Unſchlüſſigkeit, die in ſeinen kriegeriſchen Operationen häufig bemerkbar wird, verhinderte ihn, ſeinen Sieg vollſtändig zu benutzen, woran allerdings die oft ſich widerſprechenden Befehle und Anordnungen der franzöſiſchen Regierung viele Schuld hatten.

Nach der Schlacht bei Neresheim (11. Auguſt 1796), welche in den ſtrategiſchen Verhältniſſen beider Parteien nichts änderte, ging Moreau auf das rechte Donauufer, marſchirte nach Augsburg, vereinigte ſich mit Ferino, überſchritt am 24. Auguſt den Lech, und brachte bei Friedberg den Oeſterreichern eine Niederlage bei. Doch auch hier brachte ſeine Unentſchloſſenheit ſich um einen Theil der Früchte des Sieges, und der unermüdliche Latour, durch die Ankunft des Generals Nauendorff mit 9000 Mann an der Donau verſtärkt, wagte ſogar muthvoll, die Offenſive wieder zu ergreifen, welche Moreau durch die Gefechte bei Geiſenfeld und Neuburg abwehren mußte. Der Waffenſtillſtand mit Baiern war der einzige errungene Vortheil. Nachdem ſo die günſtige Zeit zu entſcheidenderen Unternehmungen verſtrichen, Jourdan bei Würzburg geſchlagen und auch aus ſeiner Stellung hinter der Lahn vertrieben worden war, trat Moreau den Rückzug an den Oberrhein an. Dieſer Rückzug, obgleich in ſeiner Ausführung ein Meiſterſtück der Kriegskunſt und als ſolches berühmt geworden, mußte doch in ſo fern befremden, als es wenige Beiſpiele in der Geſchichte gibt, daß ein ſiegreicher und überlegener Feldherr in einem bereits unterworfenen Lande das Feld vor einem mehrmals geſchlagenen Gegner geräumt habe. Statt des kürzeren Weges wählte er den beſchwerlicheren durch das Höllenthal, durchzog es glücklich, ſiegte bei Biberach über die geringeren Streitkräfte Latour's, und hatte am 16. October ſeine ganze Armee bei Freiburg vereinigt, rückte jedoch weder gegen Kehl vor, was die Oeſterreicher nicht hätten verhindern können, noch unternahm er einen Rückzug auf das rechte Rheinufer, der noch weniger angefochten werden konnte. Die Folge war, daß er vom Erzherzog Karl angegriffen wurde, und die Franzoſen die Schlacht von Emmendingen und Waldkirch (19. und 20. October) verloren; erſt in der Schlacht bei Schliengen gelang es ihm, ſich ſeines unermüdlichen Verfolgers zu erwehren. In dem nur wenige Wochen dauernden Feldzuge 1797 betrat Moreau das rechte Rheinufer mit großer Ueberlegenheit; nachdem er am Schluſſe des vorigen Feldzuges durch die wichtige Vertheidigung der ſchlecht befeſtigten Plätze Kehl und Hüningen ſeinen Ruhm vermehrt hatte. Seine Freundſchaft für Pichegru, deſſen Anſchläge ihm wohl nicht ganz unbekannt waren, machte ihn verdächtig, und, obgleich von dem Heere vergöttert, begehrte und erhielt er den 4. September 1797 ſeine Entlaſſung. Aber der Mangel an tüchtigen Generalen führte 1798 zu ſeiner Wiederberufung. Er wurde Anfangs als Generalinſpecteur angeſtellt, dann mit zur Berathung des Feldzugsplanes gezogen, und 1799 der in Oberitalien unter Scheerer's Befehlen ſtehenden Armee zugetheilt.

Bei Caſſano ging der Oberbefehl an ihn über, zu ſpät, um dieſe unglückliche Schlacht (27. April 1799) abwenden zu können. Er führte die geſchlagene Armee gegen Piemont zurück, und nahm zwiſchen Aleſſandria und Valenza eine Stellung, um die Vereinigung mit der unter Macdonald aus Neapel kommenden Armee zu erwarten. Aber nach dem unglücklichen Gefechte bei San Giuliano in die Apenninen zurückzuweichen genöthigt, vertiefte er ſich zu ſehr in das Gebirge, ſo daß er nachher nicht im Stande war, zu Gunſten Macdonald's, der an der Trebbia einen hartnäckigen Kampf mit Suwarow zu beſtehen hatte, den Letzteren wirkſam im Rücken zu bedrohen. Zwar gelang es Moreau, die Citadelle von Tortona zu entſetzen, und bei Caſſino groſſo ein öſterreichiſches Corps zu ſchlagen, aber die an demſelben Tage erfolgte Uebergabe von Turin und Macdonald's Niederlage veranlaßte Moreau, in die Gebirge zurückzukehren. Bald darauf erhielt Joubert den Oberbefehl, und Moreau ſollte die Rheinarmee übernehmen; doch verzögerte dieſer auf des Erſteren Bitten die Abreiſe, wohnte der Schlacht von Novi bei, übernahm in derſelben noch einmal den Oberbefehl, da Joubert gleich Anfangs getödtet wurde, und ſicherte wenigſtens den Rückzug nach Genua. Er ſetzte ſich in dieſer Schlacht allen Gefahren eines Kriegers aus, wurde an der Schulter verwundet, und drei Pferde ihm unter dem Leibe erſchoſſen. Bald darauf übergab er die Armee dem neuen Obergeneral Championnet, und reiſ'te nach Paris ab, um ſeine Inſtructionen zu vernehmen. Bonaparte's Genie und Muth zog den für fremdes Verdienſt ſtets gerechten und neidloſen Moreau lebhaft an; freiwillig unterordnete er ſich demſelben, und half ihm das Conſulat erringen, obgleich ihm ſelbſt von einflußreichen Männern die erſte Stelle im Staate angetragen wurde. Zu Fortſetzung des Kampfes gegen Oeſterreich erhielt Moreau den Befehl über die Rhein- und Donauarmee, drang mit derſelben nach den Siegen bei Engen, Möskirch, Biberach (am 3., 5. und 9. Mai 1800) und Memmingen bis an den Lech vor, drängte den öſterreichiſchen Feldmarſchall Kray aus ſeiner Stellung bei Ulm bis nach Nördlingen zurück, ging über die Donau, ſiegte bei Hochſtädt, Nördlingen und Neuburg, drang bis Regensburg vor, und beſetzte München. Dadurch ſetzte er ſich in Verbindung mit der Armee von Italien, und nöthigte den Feind, durch die Verträge zu Parsdorf und Hohenlinden ihm Regensburg, den tiroler Paß Reutti, Philippsburg, Ulm und Ingolſtadt zu übergeben. Nach abgelaufenem Waffenſtillſtande ſiegte er am 3. December über die Oeſterreicher in der Schlacht bei Hohenlinden, welchen Sieg er jedoch ſelbſt weniger ſich, als dem entſchloſſenen Benehmen ſeiner Generale zuſchrieb, ging über

den Inn, die Salza und die Traun, drang bis zehn Meilen von Wien vor, erhielt in dem am 25. December zu Steier geſchloſſenen Waffenſtillſtande die Feſtungen Würzburg, Braunau, Kufſtein und Scharnitz, und bereitete ſo den Luneviller Frieden vor. Bonaparte fällte damals über ihn das ſchmeichelhafte Urtheil: »Mein Feldzug war der eines jungen Menſchen, der ſeinige aber der eines vollendeten Feldherrn.« Nach geſchloſſenem Frieden lebte er mit ſeiner Gattin, einer jungen, reichen und ſchönen, aber auch etwas ſtolzen Dame, ruhig auf ſeinem Landgute Grosbois bei Paris. Bonaparte's zunehmende Deſpotie ſtieß Moreau's ſtreng republikaniſchen Charakter ab; er vermied den erſten Conſul, ſprach ſeine Anſicht offen aus, und lehnte die Annahme des Kreuzes der Ehrenlegion ab. Bonaparte, dadurch argwöhniſch gemacht, umgab ihn mit Aufpaſſern, und nahm, auf den Grund fremder Briefe, die Gelegenheit wahr, ihn des Einverſtändniſſes mit Pichegru und Georges Cadoudal zu beſchuldigen. Moreau wurde verhaftet, des Hochverrathes angeklagt, doch theilweiſe dieſer Anklage wieder enthoben und endlich zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt. Gern ertheilte Napoleon dem durch ſeine Volksgunſt gefährlichen Manne die Erlaubniß, ſeine Strafzeit fern von Frankreich's Boden, in Amerika, zu beſtehen; Moreau ſchiffte ſich 1805 in Cadix nach Nordamerika ein, und ließ ſich zu Morisville am Delaware unweit Philadelphia nieder. Im December 1811 verzehrte eine Feuersbrunſt ſein Landhaus und ſeine Bibliothek, worauf ſein Waffenfreund, Bernadotte, damals bereits Kronprinz von Schweden, ihn zu ſich nach Stockholm lud. Doch erſt im Juni 1813 gab er, auf die Einladung des Kaiſers Alexander von Rußland, ſeinen friedlichen Zufluchtsort auf, um nach Europa zurückzukehren, wo die Würfel ſeines Schickſals ſo bald fallen ſollten. Den 26. Juli landete er in Gothenburg, den 7. Auguſt traf er in Stralſund ein, und verlebte drei angenehme Tage im freundſchaftlichen Umgange mit dem Kronprinzen von Schweden; dann ging er nach Prag, wo die Monarchen Oeſterreich's, Rußland's und Preußen's verſammelt waren. Im Gefolge des Kaiſers Alexander, jedoch ohne in ruſſiſchen Dienſten zu ſtehen, auch ohne Antheil an dem Angriffsplane, wohnte er der Schlacht bei Dresden bei. Auf den Anhöhen vor dieſer Stadt wurde er, an der Seite des Kaiſers von Rußland, von einer Kanonenkugel getroffen, welche wahrſcheinlich von der an Moczinki's Garten aufgeſtellten Batterie ausging, und ihm beide Beine zerſchmetterte. Man brachte ihn in das nahe Dorf Nöthnitz, wo er mit großer Standhaftigkeit die Amputation aushielt. Dann trugen ihn vier ruſſiſche Jäger über das Gebirge nach Laun in

Böhmen, wo er am 2. September 1813 ſeinen Heldengeiſt verhauchte. Seine Leiche kam nach Petersburg und wurde dort feierlich beerdigt. Die abgelöſeten Beine aber, welche man vorläufig in Nöthnitz begraben hatte, wurden am 4. November 1814 unter dem ruſſiſchen Gouvernement der Erde wieder enthoben, in einer Urne in Spiritus geſetzt, und bei dem Dorfe Räcknitz in der Gegend, wo die Kugel ihn ereilt hatte, begraben, die Stelle aber durch ein Denkmal bezeichnet, beſtehend in einem Syenitwürfel — der von dem ſogenannten Rieſenſteine bei Meiſſen, einem altgermaniſchen Opferfelſen, entnommen war — mit der einfachen Inſchrift: »Moreau der Held fiel hier an der Seite Alexanders den 17. Auguſt 1813.« Helm und Schwert, aus Eiſen gegoſſen, bedecken den alten Heidenſtein mit ſeinem Hünengrabe, unter welchem die Glieder des fränkiſchen Coriolan ruhen, die der Tod von ihrem Körper losgetrennt, gleichwie das Leben ihn ſelbſt von ſeinem Vaterlande unfreiwillig losgeriſſen. Seine Bildſäule ließ 1819 Ludwig XVIII. aufſtellen. — Moreau ſteht unter den ruhmreichſten Söhnen Frankreich's. Sein ſanfter Charakter ließ ihn nicht zu jener Energie ſich erheben, die, wenn die Gunſt der Umſtände ſich ihrer bemächtigt, zu ſtaunenerregenden Thaten führt, und als Feldherr kann er nicht, wie bisweilen geſchehen, an Napoleon's Seite geſtellt werden. Aber er ſchließt ſich durch Beſonnenheit, Muth und Ausdauer den großen kriegeriſchen Talenten ſeiner Zeit an. Doch der Menſch überſtrahlt in ihm noch den Krieger. Großherzig, uneigennützig und wohlwollend, beſcheiden nicht nur der Form nach, gerecht auch gegen den Widerſacher, immer bereit, fremdes Verdienſt über das ſeinige zu ſtellen, der Eiferſucht und dem Neide fremd, und jeder edlen Entſagung fähig, reiht er ſich an die herrlichſten und nachahmungswürdigſten Muſter der Menſchheit. Weder übermüthig, noch ſchmeichleriſch, voll warmer Begeiſterung, doch ohne Exaltation, feſt in den Grundzügen ſeines Charakters, doch ohne ſtarr zu ſein, haßte er in dem Gegner nur, was an demſelben wirklich haſſenswerth, ohne ſich zu verhehlen, was daneben wiederum als groß und ſchön erkannt werden mußte. Er war der menſchlichſte Krieger im franzöſiſchen Heere, jeder Gewaltthat abhold, unerſchrocken gegen den Kämpfenden, mild und ſchützend gegen den wehrloſen Feind. Seine Aſche ſollte ſein Vaterland nicht haben; doch mehr noch mochte Frankreich es beklagen, daß es im entſcheidenden Augenblicke auch Moreau's Geiſt nicht haben konnte.

Johann Baptiſt Kleber.

Geboren 1745. Geſtorben 1800.

Dieſer ruhmvolle Krieger, den der Tod mitten aus ſeiner Laufbahn hinwegriß, ſtammte aus Straßburg. Der Sohn wackerer, doch wenig bemittelter Bürgersleute, wünſchte er ſich der höheren Baukunſt zu widmen, ging 1761 zu ſeiner Ausbildung in dieſem Kunſtzweige nach Paris, ſah ſich aber wegen Mangel an Unterſtützung genöthigt, in ſeine Heimat zurückzukehren. Ein Zufall führte ihn nach München in die dortige Militärſchule, wo er ſich vortheilhaft hervorthat, 1772 eine Lieutenantsſtelle im Regimente des öſterreichiſchen Generals von Kaunitz erhielt, hier bis 1783 blieb, und in dem Feldzuge gegen die Türken ſich auszeichnete. Dann nahm er auf den Wunſch ſeiner Verwandten den Abſchied, bekam im Ober-Elſaß eine Stelle als Bauinſpector und verwaltete ſie bis zum Ausbruche der Revolution. Bei Bildung der Nationalgarden trat er als Adjutant in ein Bataillon, das er ſchnell einübte, und ward dann durch Cuſtine Chef des dritten oberrheiniſchen Bataillons. Da ſeine architektiſchen und militäriſchen Kenntniſſe bei der Befeſtigung von Mainz gute Dienſte leiſteten, ward er Generaladjutant, und bewies, während der Belagerung dieſer Stadt durch die Preußen, bei mehreren Ausfällen ſo viel Muth und Umſicht, daß die Conventscommiſſarien ihn zum Brigadegeneral ernannten. Nach der Uebergabe von Mainz wurde er mit der vorherigen Beſatzung dieſer Stadt in die Vendée geſchickt, führte am 19. September 1793 die Avantgarde über Bouſſay gegen Torfou, wurde aber hier, während ſeine Soldaten die Stadt plünderten und anzündeten, von dem Inſurgentenführer Charette zurückgeſchlagen. Hätte nicht die heldenmüthige Aufopferung des Bataillonschefs Chevardin und ſeiner dreihundert Grenadiere, die ſämmtlich den Heldentod ſtarben, das Defilé zwiſchen Rouſſay und Getigné gegen die Vendéer gehalten, ſo würde auf dieſem beſchwerlichen Rückzuge die Artillerie und mit ihr die Armee der Republikaner verloren geweſen ſein. Hierauf erhielt Kleber einſtweilen den

Oberbefehl über alle in der Vendée ſtehenden Truppen, ſchlug die Vendéer bei Chatillon, und übergab den 8. October die Armee an Lechelle, befehligte in der Schlacht bei Chollet (17. October) den rechten Flügel, nahm Theil an der Schlacht bei Antrain, eroberte (23. December) an der Spitze einer Diviſion das Städtchen Savenay, und zog einige Tage ſpäter triumphirend in Nantes ein. Zu Anfang des Jahres 1794 kehrte Kleber nach Paris zurück, befehligte Anfangs eine Diviſion der Nordarmee und wohnte mit derſelben den Gefechten an der Sambre bei, wurde dann unter Jourdan's Befehle geſtellt und focht mit Auszeichnung und Erfolg in den beiden Schlachten bei Fleurus. Sein Ruhm ſtieg bedeutend durch die ſchnelle Eroberung von Maſtricht, und er mußte daher im December auch die Belagerung von Mainz übernehmen, erhielt jedoch bald wieder die Führung von Jourdan's linkem Flügel, als dieſer 1795 bei Düſſeldorf und Neuwied den Rhein überſchritt und gegen den Main vordrang. Auch im folgenden Jahre befehligte Kleber fortwährend jenen Flügel, verließ aber kurz vor der Schlacht von Würzburg die Armee, und ging nach Paris, wo man ihm eine Stelle im geſetzgebenden Corps anbot, die er ablehnte, und daſelbſt Zeuge der Revolution des 18. Fructidor war, durch ſeine Freimüthigkeit ſich Feinde zuzog und Gefahr lief, deportirt zu werden. Bonaparte wählte ihn zu der Expedition nach Aegypten aus, welcher Kleber ſich mit Freuden anſchloß und am 30. Juni 1798 bei Alexandrien landete. Durch einem gewiſſen Tallien, der die Feldherren zu entzweien ſuchte, traten vorübergehende Spannungen zwiſchen Bonaparte und Kleber ein, die jedoch durch verſöhnende Schritte, welche der Erſtgenannte unternahm, wieder beigelegt wurden. Hierauf kämpfte Kleber vor Jaffa, bei Sed-Jarra, am Berge Tabor und bei Abukir mit aller ihm eigenen Unerſchrockenheit, und ſtieg dadurch in Bonaparte's Achtung ſo hoch, daß dieſer — als die Ereigniſſe in Europa und ſeine ſtolzen Plane ihn zur Rückkehr nach Europa veranlaßten — ihm den Oberbefehl in Aegypten übertrug. Nach Bonaparte's Abreiſe gelang es jenem Tallien abermals, den Oberbefehlshaber Kleber gegen Bonaparte einzunehmen, indem er ihn glauben machte, daß Bonaparte ihn abſichtlich preisgegeben habe. Kleber beabſichtigte daher, ſeine eigene Rückkehr nach Europa zu beſchleunigen, und richtete einen Brief an das Directorium, der mit Anklagen gegen Bonaparte erfüllt war, für Letzteren aber, der mittlerweile ſchon ſeine Stellung in Frankreich befeſtigt und ſich zum Conſul erhoben hatte, nicht mehr von nachtheiliger Wirkung ſein konnte. Auf Tallien's Betrieb ſetzte Kleber die von Bonaparte nur zum Scheine angeknüpften Unterhandlungen mit dem

Commodore Sidney Smith im Ernſte fort; doch blieben ſie, da der mit dem Commodore einverſtandene Tallien ſie insgeheim hintertrieb, ohne Erfolg, und bald hatte Kleber neue Kämpfe zu beſtehen. Nach dem Verluſte von El Ariſch wurden zwar neue Unterhandlungen angeknüpft, welche die ungeſtörte Räumung Aegyptens zur Folge haben ſollten. Als aber die Sache zur Ausführung kam, erklärte Sidney Smith, daß ſeine Regierung den Vertrag nicht ratificire und der Admiral Keith den Befehl habe, ſich der Abfahrt der Franzoſen zu widerſetzen. Kleber ließ des Letzteren Schreiben, in welchem die Franzoſen aufgefordert wurden, ſich gefangen zu geben, an die Straßenecken anſchlagen, mit den beigefügten Worten: „Auf eine ſo niederträchtige Zumuthung antwortet man nur durch einen Sieg.“ — Schon waren mehrere Orte den Türken übergeben worden, und der Großweſir Juſſuf Paſcha ſtand mit einem zahlreichen Heere bereit, den Worten Keith's Nachdruck zu geben. Aber Kleber war entſchloſſen, Aegypten nicht eher zu verlaſſen, bis alle Punkte des Vertrags von El Ariſch erfüllt ſein würden. Drohend ließ er den Großweſir auffordern, nicht die geringſte Bewegung über Belbeïs hinaus zu machen, und als dieſer gleichwohl in die Ebene von Kubbeh vorrückte, lieferte er ihm am 25. März 1800 die Schlacht bei Heliopolis, die mit einer gänzlichen Niederlage der Türken endete. Dieſer glänzende Sieg, welcher den Siegern nur 200 Todte koſtete, vernichtete die türkiſche Armee in Aegypten, und unterwarf dieſes Land zum dritten Male den Franzoſen. Nachdem Kleber mittlerweile Kunde von den Vorfällen in Europa erhalten hatte, ging er um ſo ernſtlicher damit um, ſich in dem wieder errungenen Beſitze zu behaupten. Aber die zu ſtrenge Adminiſtration des Landes machte ihn bei den Einwohnern verhaßt. Ein von einem islamitiſchen Prieſter aufgehetzter türkiſcher Jüngling, Soleiman von Alep, nahm den Augenblick wahr, da Kleber (14. Juni 1800) in Cairo auf der Terraſſe eines Hauſes ſpazieren ging; er ſtürzte ſich auf den General und durchbohrte ihn mit ſeinem Dolche. Die Hülfe kam zu ſpät; doch wurde des Oberfeldherrn Tod an dem Mörder ſchrecklich gerächt. Der Tod Kleber's ward die Urſache des Verluſtes von Aegypten, da ſein Nachfolger Menou weder das Vertrauen des Heeres beſaß, noch ſonſt auf irgend eine Weiſe jenem Poſten gewachſen war. — Kleber war von hohem Wuchs und ſtarkem Körperbau, bisweilen barſch und abſprechend, doch nachgiebig gegen Freunde und gegen Gründe der Vernunft. Im Glücke leichtfertig, war er ſtark und umſichtig unter drohenden Umſtänden; Deutſcher von Geburt, beſaß er den improviſirenden Witz des Franzoſen und die Gabe glücklicher Einfälle, die ihn beliebt machte

und mit ſeiner Heftigkeit aussöhnte. Seine einbalſamirten Ueberreſte wurden 1818 von Chateau d'If nach Straßburg gebracht und dort feierlich beigeſetzt.

Kaſpar Graf von Sternberg.

Geboren 1761. Geſtorben 1838.

Tragen Familien, in welchen ſich Talente, Kunſtübungen oder wiſſenſchaftliche Beſtrebungen forterben, zur Förderung ſolcher Pflanzungen weſentlich bei, wie italieniſche Künſtler-Familien und manche naturforſchende, z. B. Juſſieu, Meckel u. a. beweiſen, ſo iſt der ſegenreiche Einfluß auf's Große und Ganze noch bedeutender, wenn ſo edle Neigungen in hochgeſtellten Familien, deren Wirken auf ganze Länder ſich erſtreckt, heimiſch ſind. Eine ſolche Familie iſt die der Sternberge, welcher Böhmen ſeinen Kunſtverein, die Akademie der Künſte und manche ehrende Erinnerung verdankt. Beſonders glänzen drei Brüder aus ihr hervor, deren jüngſter, Kaſpar Maria, am 6. Jänner 1761 in Prag geboren, unter den deutſchen Naturforſchern ſtets in ruhmvollem Andenken bleiben wird.

Die frühe wiſſenſchaftliche Erziehung im elterlichen Hauſe durch den Geſchichtsforſcher Peltzl und, nach vollendeten Studien, ein Aufenthalt von mehreren Jahren in Rom, gründete im Gemüthe des jungen Grafen eine Baſis für das Wiſſen und weckte den Sinn für deſſen höhere Beziehungen. Zum geiſtlichen Stande beſtimmt, trat er ihn zu Regensburg im J. 1786 an, nährte aber ununterbrochen eine früh eingepflanzte und gehegte Liebe zu den Naturwiſſenſchaften. Er ſchloß ſich thätig und liberal an die botaniſche Geſellſchaft zu Regensburg, und mitten unter den Stürmen des Krieges und der politiſchen Aufregung, die damals unſer Vaterland erſchütterten, pflegte er die zarten Blüten der ſchuldloſeſten und reinſten aller Wiſſenſchaften. Aber auch auf andere Weiſe übte er die ſchönen Pflichten der Liebe und des Friedens. Seiner milden Beredſamkeit, ſeinem ſanften Charakter gelang es, den franzöſiſchen General Moreau zur Milderung der feindlichen Kriegs-Requiſitionen zu bewegen. Von dieſer Sendung zurückgekehrt, theilte

Sternberg Reſultate ſeiner Forſchungen in inſtructiven Abhandlungen mit. Vom Fürſt Primas von Dalberg mit der Leitung aller wiſſenſchaftlichen Anſtalten von Regensburg beauftragt, belebte er dieſe mit ſeinem Geiſte und Streben, und, wie von Schöpfungshauch durchdrungen, keimten in Kurzem dieſe Pflanzungen empor. Ein Garten wurde angelegt, mit Gewächshäuſern verſehen, und Vorleſungen im Sinne Humboldt's über Phyſiognomik der Pflanzenwelt gehalten. Aber die völlige Reife ſeiner Anſichten und ſeines Wiſſens entfaltete ſich für Sternberg im J. 1805, als er den Fürſt Primas nach Paris begleitete. Hier, umgeben und eingelebt in einen Kreis ausgezeichneter und raſtlos thätiger Naturforſcher, brachte Sternberg ſeine ſchönſten Stunden im Jardin des plantes zu; hier ſchrieb er ſeine treffliche Abhandlung: „Ueber die Analogien der Pflanzen der Vorwelt", die eigentlich ſeinen höheren Ruf begründete. Die Beſchreibung ſeiner naturhiſtoriſchen Wallfahrten durch den Böhmerwald, die Alpen Tirols und Italien befeſtigte denſelben noch mehr. Allein in Regensburg wieder angelangt, ward Sternberg einen Zuſtand der Dinge gewahr, der von ſeinen geliebten Pflanzungen, den Inſtituten daſelbſt, keine Früchte möglich machte. Sternberg, dem ein Leben ohne erfolgreiche Thätigkeit kein Leben war, wandte ſich trauernd von ſeinen bisherigen Pfleglingen ab, überſandte im Frühlinge 1807 ſeine Reſignation nach Aſchaffenburg, und beſchloß, in ſeinem Vaterlande ſich und ſeinen Naturwiſſenſchaften eine neue Heimat zu gründen. Und nun begann in Prag die dritte, vollendete Epoche ſeines Lebens und Wirkens. Er concentrirte dieſes ganz in die Naturforſchung, und ſetzte durch ſeine »Flora der Vorwelt" den Beſtrebungen die Krone auf, zu denen er in Paris die Keime gelegt hatte. Als Präſident des böhmiſchen Muſeums wirkte er leitend und vortragend zur Förderung des Ganzen ruhmvoll mit, und alle wiſſenſchaftlichen Vereine Böhmens hatten ihm Impulſe, Theilnahme, Reſultate oder Zeichen des Ruhmes zu verdanken. Dieſes gemeinſame Arbeiten in Vereinen und akademiſchen Geſellſchaften ſchien Sternberg's Hauptaugenmerk; und in der That, noch ehe die Geſchichte die Frage der Menſchheit: was haben Vereine zur Kultur des Wiſſens Reelles geleiſtet? beantworten kann, läßt ſich aus dem Weſen der Aufgaben im voraus ſagen: wenn ſie irgendwo etwas geleiſtet haben, ſo wird es in den Naturwiſſenſchaften ſein. Denn dieſe, die auf Verſuchen und Erfahrungen beruhen, verlangen beſonders auf ihrem heutigen Standpunkte — wo keine von ihnen, geſchweige alle, von einem Einzelnen auch nur überſehen werden kann — Mittel, welche nur Vereine zu bieten haben. Von dieſer Ueberzeugung war Sternberg durchdrungen, und

in dieſem Sinne war er es auch, der im J. 1832 veranſtaltete, daß Wien zum Verſammlungsorte der deutſchen Naturforſcher und Aerzte gewählt wurde. Im J. 1837 genoß er die Freude, denſelben Verein in ſeiner Vaterſtadt Prag wieder zu ſehen und ihn als Präſident zu leiten und zu ſchmücken. Unermüdlich ſah man den faſt achtzigjährigen Greis, der noch vor Kurzem eine gediegene »Geſchichte der Bergwerke Böhmens« an den Tag gefördert, in ſeinen Lieblingsregionen walten — bis der Genius dieſes ſtill nützenden Lebens die Fackel ſenkte. Ein Schlagfluß endete es am 20. December des folgenden Jahres. Es iſt hinreichend gerühmt, wenn man mit Recht ſagen konnte, daß es im Stillen nützlich war; aber es war auch mannigfach geſchmückt und verſchönt, durch ſtille Genüſſe einer ſchönen Natur auf ſeinen Gütern, durch die Achtung und Anerkennung, welche die Welt und ihre Großen ſeinen Verdienſten zollten, und durch die Freundſchaft einiger Wenigen, worunter ein Goethe war.

Karl Graf von Harrach.

Geboren 1761. Geſtorben 1829.

Iſt die ſchöne Kunſt, das Elend ſeiner Brüder zu mindern, die Kunſt, „die den Menſchen zum Gott des Menſchen macht,“ ſchon an ſich eine Gabe des Himmels, ſo erſcheint ſie doppelt als ſolche, wenn Männer ſich ihr weihen, deren höhere Stellung in der Geſellſchaft ſie jener Aufopferungen entheben konnte, denen ſich Andere oft nur aus Nothwendigkeit unterziehen. Ein ſolcher ehrwürdiger Charakter war Graf Karl Harrach.

Aus einem der vornehmſten Geſchlechter der öſterreichiſchen Monarchie am 11. Mai des Jahres 1761 entſproſſen, fiel ſeine Jugend in jene ſchöne und ſegenreiche Epoche, in welcher eine allgemeine philanthropiſche Geſinnung ſich über die Welt verbreitete, in welcher St. Piérre's, Rouſſeau's, Penn's und Beccaria's Lehren von allen Seiten wiedertönten, in welchem Menſchenliebe und Verbeſſerung menſchlicher Zuſtände die allgemeine Parole, — bei Vielen vielleicht ein bloßer Modeartikel, aber doch wahrlich noch die lobenswertheſte aller bisherigen Moden — geworden waren. Eine ſolche Geſinnung

konnte nicht verfehlen, die ganze Seele eines lebhaften und höchſt erregbaren Jünglings, wie Harrach's, früh zu entflammen. Mit Haſt und Feuereifer vergrub er ſich in die Bücher; ein friſches, kräftiges Gedächtniß half ihm beſonders zur Erwerbung fremder Sprachen und der Naturwiſſenſchaften, — und was dieſe einſamen Studien begonnen hatten, vollendete eine, mit ſolchen Behelfen unternommene Reiſe durch Europa, deren Mittelpunkt ihm England wurde, wo die Richtung ſeiner Seele nach dem praktiſch Heilſamen die meiſte Nahrung fand. Howard's rührend großes Beiſpiel, Jenner's wohlthätiges Wirken gruben ſich ſeinem Gemüthe ein, und als er in ſeine Vaterſtadt Wien zurückkehrte, wählte er, ſtatt der ihm beſtimmten, glänzenden Laufbahn des Staatsmannes — die ſchlichte, dornenvolle des Arztes. Mit dem ihm eigenen Enthuſiasmus ergriff er das Studium; der immerwährende Aufenthalt im Spitale zog ihm ein eben herrſchendes Spitalfieber zu; aber das ſchwere Leiden hatte ſeinen Eifer nicht abgekühlt. Er nahm im Jahre 1803 den Doctorgrad, und von nun an war nicht nur die raſtloſe Thätigkeit ſeiner Tage und Nächte, ſondern auch ſein bedeutendes Vermögen, dem Wohle — beſonders armer Kranken gewidmet. Nicht etwa nur mit Bequemlichkeit und zum Scheine übte Harrach dieſe Pflichten; man ſah ihn vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht in den entlegenſten Vorſtädten Wien's, in den ſchmutzigen Kammern der drückenden Armuth, mit Rath und That gegenwärtig ſein. Er benützte ſeine glückliche Stellung mit liebevoller Weisheit. Er hatte die Arzneien nicht nur verordnet, ſondern auch bezahlt, und die angemeſſene Nahrung für die Leidenden aus ſeinen Mitteln beſorgt. Ja, auch für den geneſenen Nothleidenden war er bedacht. Er ſchaffte ihm Arbeit, und gab ihm die Werkzeuge dazu. Er ließ z. B. dem Schuſter das Leder reichen und beſtellte eine Anzahl von Paaren Schuhe bei ihm, um ſie dann an Arme auszutheilen; ſo übte er eine Art Scharfſinn in Erfindung von Wohlthaten, und gab ſeinen Talenten, wie ſeinem Beſitze, in der edelſten Richtung die wahre Weihe. Einer der tiefſten Züge davon iſt vielleicht der, daß er dem Wiener Criminalſenate eine bedeutende Summe überreichte: um ſie, beim Austritte aus der Strafanſtalt, ſolchen Familien-Vätern mitzugeben, welche mehr aus Irrthum oder in der traurigen Verkettung geſelliger Zuſtände, gleichſam gezwungen worden waren, Verbrechen zu begehen, — um ihnen die Rückkehr in den ſittlichen und rechtlichen Zuſtand möglich zu machen. Es gibt ein höheres Wohlthun, als das Befriedigen gemeiner Bedürfniſſe, und in dieſes Wohlthun war Harrach eingeweiht. Bei der erſten Invaſion durch die Franzoſen übernahm er das Spital der

öſterreichiſchen Gefangenen, und behandelte ſeine Landsleute mit einer Liebe und Sorgfalt, die auch den Feinden Bewunderung einflößte. Als Napoleon, welchem Corviſart von dem ſeltenen Manne erzählte, ihn kennen lernen wollte, zog er ſich beſcheiden zurück, — denn das laute Lob gehörte nicht mehr zum Wohlthun. Im Jahre 1814 übernahm er das Spital der Eliſabethinerinnen, — und hier war es, wo ihn Schreiber dieſer Zeilen, anordnend, rathend, tröſtend walten ſah, eine keineswegs freundliche Außenſeite durch das hervorſchimmernde Licht des Geiſtes und des Wohlwollens verſchönernd. Sein von Natur heftiger und rauher Charakter erſchien durch ſeine menſchenfreundliche Richtung verklärt und gezähmt, und man erinnerte ſich bei ſeiner Erſcheinung an jene Charaktere, die in den Schauſpielen ſo viel Glück machen — die hinter einem kurzen, ja brüsken Weſen ein edles Herz, ein wohlwollendes Gemüth verbergen.

Die Mußeſtunden zwiſchen ſo ernſten Beſchäftigungen füllten Muſen, deren Umgang man vielleicht dieſem Manne am wenigſten zugemuthet hätte. Mit Goethe in freundſchaftlichem Verkehr, verſuchte er ſich, in der ſtillen Einſamkeit des Studierzimmers, in freundlichem Wetteifer mit dem Sänger der Schirin, dem thätigen v. Hammer, an den ewigen Liedern Hafiſens, deren „Perlen", — wie er ſich ausdrückt — »durch ihre Pflege geglättet, ſchöner glänzen ſollten.« Doch blieb immer die Literatur Englands ſein Lieblingskreis, in dem ſich ſein verwandter Geiſt am heimiſcheſten bewegte.

So brachte Harrach, zwiſchen Wohlthun und Studien, ein einfach ſtilles Leben hin; ein Leben, von dem vielleicht eben das gilt, was Schiller von dem der Frauen ſagte: es iſt deſto beſſer und würdiger, je weniger ſich davon erzählen läßt. Eine Ueberſetzung des Werkes von Maſon Good über die Krankheiten der Gefängniſſe und Armenhäuſer war, nebſt der Erinnerung an geübtes Gute, das Erbe, das er hinterließ. Gichtiſche Leiden, die ihn Jahre lang gequält, aber ſein Wirken nicht unterbrochen hatten, rafften ihn, am 19. October des Jahres 1829 aus der Mitte von Hunderten, für welche ſein Daſein eine Segnung war. Er vermachte ſein ganzes Vermögen den Armen. Manche Auszeichnungen haben es geſchmückt und erfreut, — aber darf man irdiſchen Glanzes erwähnen, wo ein ſolches Leben voll Wohlthuns ſpricht?

Friedrich I. Barbaroſſa,

Römiſch-Deutſcher Kaiſer.

Geboren 1121. Geſtorben 1190.

Der lange Streit der Welfen und Waiblinger ſchien ſein Ende erreichen zu wollen, als, nach dem Tode des hohenſtaufiſchen Kaiſers, Konrad III., der Herzog Friedrich von Schwaben, Sohn des Herzogs Friedrich des Einäugigen und ſeit 1147 deſſen Nachfolger, am 5. März 1152 zu Frankfurt a. M. zum deutſchen Kaiſer erwählt wurde; denn von ſeinem Vater und ſeiner Großmutter Agnes rollte waiblingiſches, von ſeiner Mutter, der Schweſter Heinrichs des Stolzen von Baiern, welfiſches Blut in ſeinen Adern, und ſomit beiden Stämmen verwandt, ſchien er beſtimmt, ihre ſtörriſchen Wipfel zu vereinigen und dauernd in einander zu ſchlingen. Schon als Jüngling hatte er den hohen und unternehmenden Sinn bewährt, der ihm niemals untreu ward; er hatte damals einen glücklichen Einfall in Baiern auf die Güter des Grafen von Wolfratshauſen unternommen, und von dort den Grafen von Dachau gleichſam im Angeſichte ſeiner Gegner gefangen hinweg geführt, auch den Herzog Konrad von Zähringen theils durch Verwüſtung ſeiner Güter, theils durch die Einnahme ſeiner Städte und Schlöſſer, deren eines für unüberwindlich galt, gezwungen, bei ſeinem Vater und ſeinem Oheim, dem Kaiſer, Gnade zu ſuchen. Kaum zur Kaiſerkrone gelangt, zeigte er ſchon auf ſeinem erſten Reichstage zu Merſeburg 1152, wie ernſt es ihm ſei, die Herrlichkeit und den früheren Einfluß des Thrones Karls des Großen wieder herzuſtellen. Er beſchied die beiden däniſchen Prinzen, Suen und Kanut, welche ſich um die Krone ſtritten und Beide ſeinen Schutz anriefen, nach Merſeburg vor ſeinen Richterſtuhl, ſprach jedem von ihnen ſeinen beſtimmten Antheil an Land und Würden zu, legte ihnen die Lehenspflicht gegen das Reich auf, und krönte, nachdem er ihren Eid hingenommen, Suen mit eigener Hand. Kühn durchgreifend, beendigte er den Streit des öſterreichiſchen Markgrafen Heinrich Jaſomirgott und Heinrichs des Löwen um den

Beſitz Baierns. Er ſtellte dieſes Land ſeinem Jugendfreunde, dem Löwen, zurück; doch blieb dem Jaſomirgott die obderennſiſche Mark. Auch belohnte er des Letzteren großmüthige Nachgiebigkeit, durch Erhebung des Markgrafthums Oeſterreich zu einem Herzogthume, wie durch Verleihung des hochwichtigen Fridericianiſchen Freiheitsbriefes. Das kaiſerliche Anſehen aus ſeiner Erniedrigung wieder zu erheben, der kirchlichen und weltlichen Gewalt, jeder ihre beſtimmten Gränzen vorzuzeichnen, war hinfort das Ziel ſeines ſtarken Willens; Italien ſollte der Größe Deutſchlands zur Unterlage dienen. Aber eifern wahrten die Städte Italiens ihre Freiheiten, vor allen das ſtolze und mächtige Mailand. Da zog der Kaiſer 1158 mit großer Macht gegen die Stadt, umſtellte ſie mit ſeinem Heere, und ſchnitt ihr die Zufuhr ab. Der Hunger beugte den Trotz der Belagerten. Mit erzwungener Demuth, Stricke um den Nacken, barfuß und büßend, flehten die Geſandten Mailands des Kaiſers Gnade an. Doch kaum war die Gefahr vorüber, ſo erhob die Stadt ſich zu neuen Feindſeligkeiten. Da zog 1161 der Kaiſer abermals gegen Mailand; erſt nach ſieben Monaten ergab ſich der Platz, diesmal auf Gnade und Ungnade. Die Stadt mußte ihr Carrocium (die auf einem Wagen geführte Hauptſtandarte), alle anderen Fahnen ſammt den Schlüſſeln ausliefern, ihre Bewohner nach Lodi kommen, um das klägliche Schauſpiel des Büßens und Flehens zu wiederholen, wie im Jahre 1158. Furcht und Verzweiflung in den Zügen erſchienen ſie. Alle Umſtehenden wurden gerührt; nur der erzürnte Kaiſer wechſelte keine Miene. Jetzt erſt ſetzte er ſich ſeine Krone wieder auf, die durch drei Jahre nicht auf ſein Haupt gekommen war, bis, zur Erfüllung ſeines Gelübdes, die Stunde der Rache geſchlagen hatte. Dann ließ er alle Thore der Stadt ſchleifen und die Mauern ſo weit abtragen, daß er mit ſeinem Heere durch die Oeffnung in die Stadt ziehen konnte. Mailands alte Feinde und Nebenbuhler, die Bürger von Lodi, Cremona, Pavia, Como, Vercelli, Novara, vollzogen den Zerſtörungsſpruch; viele Häuſer fraß die Flamme, doch blieben die Kirchen beinahe unverſehrt, und die Verwüſtung beſchränkte ſich wohl nur auf die äußere Stadtmauer, die freilich auch die Vorſtädte mit einſchloß. Die übrigen Städte, welche an den Unruhen Theil genommen, verloren ihre Rechte und Freiheiten. Dennoch waren die Anſtrengungen des Kaiſers, Italien dauernd zu unterwerfen, ohne Erfolg. Papſt Alexander III., gegen Friedrichs Willen gewählt und von ihm nicht anerkannt, ſprach den Bann gegen ihn aus. Die Städte der Lombardei ſchloſſen 1164 zu Verona ein

enges Bündniß, bauten dem Papſte zu Ehren die faſt unüberwindliche Feſtung Aleſſandria, und das zerſtörte Mailand ſtieg in unertödtbarer Kraft ſchnell und ſtolz wieder aus ſeinem Schutte empor. Wiederum, und zwar zum fünften Male, zog 1174 der Kaiſer über die Alpen. Aber Aleſſandria widerſtand ſeinen Stürmen, und mitten in ſeinen Unternehmungen zog Heinrich der Löwe mit ſeinen Völkern ab, den Kaiſer, der fruchtlos die Kniee des übermüthigen Vaſallen umklammerte, ſeinem Schickſale überlaſſend. Mit weit überlegener Macht rückten ihm die Mailänder mit ihren Bundesgenoſſen entgegen. Dennoch wagte Friedrich bei Legnano (29. Mai 1176) den Angriff, ſtürzte mit ungeſtümer Tapferkeit ſich ſelbſt mitten in die Feinde hinein, ſo daß ſein Schlachtroß unter ihm erſtochen ward, und warf ihr Vordertreffen über den Haufen. Doch das Mitteltreffen, der Mailänder neues Carrocium führend, widerſtand, drang dann vor, zerſtäubte die Deutſchen und drängte ſie in den Teſſino. Der blutige Sieg blieb den Lombarden; man hielt den Kaiſer ſelbſt für verloren, und erſt nach der Schlacht fanden ihn ſeine Getreuen wieder. Hart kämpften in dem Kaiſer der Stolz und die Kampfgier; doch die Umſtände zwangen zum Frieden, und er ſchloß ihn am 1. Auguſt 1177 zu Venedig mit dem Papſte. Mit den lombardiſchen Städten ward ein ſechsjähriger, mit dem Könige von Sicilien ein fünfzehnjähriger Stillſtand verabredet. Bald darauf kam der Kaiſer nach Venedig, beugte ſich hier vor dem Papſte, und empfing den Frieden der Kirche. Heinrichs des Löwen Untreue zu vergelten, der ihn vor Aleſſandria im Augenblicke der Entſcheidung verlaſſen und ſo des Kaiſers Unglück und Demüthigung verſchuldet hatte, war das nächſte Ziel, das Friedrichs beleidigter Stolz ſich ſetzte. Eine Fehde des Erzbiſchofs von Köln mit dem Herzoge Heinrich dem Löwen, der in den von ihm eroberten ſlaviſchen Provinzen Biſchöfe zu inveſtiren ſich angemaßt hatte, gab Anlaß, Letzteren vor Gericht zu ziehen. Aber Heinrich erſchien auf keiner der vier Tagſatzungen zu Worms, Magdeburg, Goslar und Würzburg, wohin man ihn geladen. Da verurtheilten auf der letzten Tagfahrt 1180 die Fürſten den Löwen in die Reichsacht und zum Verluſte aller ſeiner Lehen; davon verlieh der Kaiſer Sachſen an Bernhard von Ascanien, Baiern an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Alle Parteien traten gegen Heinrich auf, nur Sachſen blieb ihm treu. Dennoch erwehrte der unerſchrockene Löwe ſich der Gewalt über zwei Jahre; als aber Friedrich 1182 einen neuen großen Zug gegen ihn aufbrachte, ergab ſich Heinrich, und beugte, zu Erfurt, um Gnade flehend, das Knie vor ſeinem Kaiſer,

minder hart zurückgewieſen, als er ſelbſt vor Aleſſandria dem knieenden Kaiſer gethan. Friedrich gedachte der einſtigen Freundſchaft, der gemeinſam verlebten Jugendzeit; das rührte ſein ſtrenges Gemüth, er hob den gedemüthigten Löwen auf und ſchloß ihn in die Arme als einen Bruder; Thränen traten ihm in die Augen ob ſo vieler gebeugten Kraft, ob ſo vieler geſunkenen Größe. Doch den Spruch des Reiches und der Fürſten konnte der Kaiſer nicht widerrufen. Drei Jahre lang mußte Heinrich Deutſchland meiden; Nichts blieb ihm übrig von ſeinen großen Ländereien, als ſeine alten Stamm- und Erbgüter in Sachſen, nämlich Braunſchweig und Lüneburg. — Wie Friedrich in Deutſchland wider den mächtigen Gegner das kaiſerliche Anſehen ſiegreich behauptet hatte, ſo wußte er es auch in Italien zu wahren, trotz aller erlittenen Nachtheile. Nach Ablauf des ſechsjährigen Stillſtandes mit den Lombarden, ſchloß er 1183 den für ihn glorreichen Frieden von Koſtnitz, der den Städten ihre Freiheiten und herkömmlichen Rechte ließ, die Angelegenheiten der Regalien ordnete, die Verleihung des ſtädtiſchen Conſulates dem Kaiſer anheimſtellte, und auch die Appellationsſachen vor ſein Forum verwies. Wenn er in Italien dem ſtädtiſchen Einfluſſe ſorgſam ſeine Gränzen vorzeichnete, ſo unterſtützte und hob er denſelben um ſo freudiger in Deutſchland, wo ein geſunder und anhänglicher Sinn die Städte auszeichnete und ſie des kaiſerlichen Vertrauens werth machte. Mit ihrer ſteigenden Blüte verringerte er zugleich auf dem natürlichſten Wege die bedrohliche Macht einzelner Fürſten und Vaſallen. Lübeck, Regensburg, Speier, Nürnberg u. a. erhob er zu unmittelbaren Reichsſtädten. Den Frieden mit der Kirche befeſtigte neue Gefahr im Oſten. Sultan Salaheddin, der Ritter des Islams, hatte 1187 Jeruſalem mit dem größten Theile des umliegenden Landes den Chriſten wieder entriſſen. Klagend erhob die Kirche ihre Stimme. Nach Deutſchland kam, mit der Aufforderung zum heiligen Kriege, der Cardinal und Biſchof Heinrich von Albano, und Friedrich, der frommen Pflicht gehorſam, nahm auf dem Reichstage zu Mainz 1187 das Kreuz. Er hatte auf ſeinem früheren Kreuzzuge mit Kaiſer Konrad die Gefahren, eines ſolchen Unternehmens kennen gelernt, und hoffte, ihnen um ſo beſſer zu begegnen. Ehe er auszog, ſicherte er 1188 Deutſchlands Ruhe durch einen Landfrieden, der alle Fehden auf eine, drei Tage vorauszugehende Ankündigung verwies. Nach Oſtern 1189 geſchah zu Regensburg der Aufbruch. Den Kaiſer begleitete ſein Sohn, der Herzog Friedrich von Schwaben, und der Kern der deutſchen Ritterſchaft. Auf 150,000 Mann ſoll das Heer der

FRIEDRICH DER ROTHBART 1190

KONRADIN VON SCHWABEN 1258

BOERHAVE 1738

PARACELSUS 1541

LAFAYETTE 1834

CARNOT

Kreuzfahrer ſich belaufen haben. Glücklich gelangte der Zug durch Ungarn. Zwar wollten die angränzenden Bulgaren die Wege verſtellen; doch man warf ſie zurück. Aber bei den Griechen, als ſie ein ſo ſtattliches Heer anrücken ſahen, erwachte das alte Mißtrauen, beſonders da ein falſcher Prophet dem griechiſchen Kaiſer Iſaak zuraunte: der Zug ſei nicht gegen Paläſtina, ſondern gegen Konſtantinopel gerichtet. Fruchtlos blieben die Betheuerungen der Kreuzfahrer. Die Bewohner flüchteten vom Lande in die Städte; die ganze Gegend war verödet und ausgeſtorben; dem Kreuzheere drohte der Hungertod. Nur Gewalt konnte hier retten. Philippopel, Adrianopel wurden im Sturme von den Kreuzfahrern genommen; ja wenn es Friedrichs Abſicht geweſen wäre, er hätte den Verdacht der Griechen wahr machen, und ſeine Fahne auf die Mauern Konſtantinopels pflanzen können. Die Griechen mußten nachgeben; doch war Zeit dabei verloren worden; Friedrich mußte den Winter in Griechenland zubringen, und erſt nach Oſtern 1190 konnte er auf griechiſchen Fahrzeugen nach Aſien überſchiffen. Auf den Ebenen von Finiminum entbrannte eine heiße Türkenſchlacht, wo der Herzog Friedrich, vom Hauptheere getrennt, mit 2000 Rittern 10,000 Feinde ſchlug. Bei Ikonium wehrte den Zug abermals ein türkiſches Heer, das den Durchmarſch nur dann geſtatten wollte, wenn für jeden Mann im Kreuzheere ein Byzantiner entrichtet würde. Friedrich zahlte mit Eiſen ſtatt mit Gold; gleichzeitig griff er das Heer und die Stadt an, ſchlug jenes und eroberte dieſe. 10,000 Türken blieben auf dem Platze. Der erſchreckte Sultan von Ikonium, Kotbeddin, eilte Frieden zu ſchließen. Der Kaiſer nahm zwanzig Geiſeln mit ſich, und brach nach Armenien auf, den Zug über Tarſus nach Maßißa (Mopſtuechia) fortſetzend. Als das Heer den Fluß Selefke oder Kalykadnus überſetzte, ſcheute der ſiebzigjährige, doch noch immer rüſtige Kaiſer ſich nicht, neben der geſchlagenen Brücke hin mitten durch den Fluß zu reiten. Der angeſchwollene Strom riß ihn mit ſich fort; nur den erſtarten Leichnam des Kaiſers zogen die Seinigen aus dem naſſen Grabe (5. Juni 1190). Unermeßlich war die Trauer, die der Tod des hohen Barbaroſſa im chriſtlichen Heere verbreitete; der Körper wurde zu Tyrus, die Eingeweide in Antiochien beigeſetzt. — Friedrich war einer der herrlichſten Zweige des hohenſtaufiſchen Stammes. Kraft und Milde paarten ſich in ſeinem Charakter; gern verzieh er als Menſch, doch als Kaiſer ließ er kein Vergehen ungeahndet. Gemäßigt im Glücke, ungebeugt auch in den bedrängteſten Lagen, mitten unter treuloſen oder wankelmüthigen Lehensmännern, an der Spitze einer unzuverläſſigen Lehn-

miliz, ſiegte er doch über alle ſeine Gegner, ward der Wiederherſteller und Hort der kaiſerlichen Majeſtät, und brachte die Erinnerung an die Tage Karl's des Großen und der Ottonen wieder. Er war von mehr als mittlerer Größe, und von kraftvollem Bau; das Haar blond, nach deutſcher Art, der Bart in's Röthliche ſpielend; ſeine Züge paarten Majeſtät mit Anmuth und Freundlichkeit. Das deutſche Volk, deſſen Gewerbſamkeit er ſo großmüthig unterſtützt und ermuntert, deſſen Bürgerleben und Wohlſtand er durch Kräftigung des Städteweſens gehoben hatte, mochte nicht an den Tod des großen Kaiſers glauben; darum ſitzt, nach der Volksſage, Kaiſer Friedrich noch immer, träumend, doch lebend, im Kyffhäuſer Berge in Thüringen, vor alterthümlichem goldenen Tiſche, durch deſſen Fläche ſein Bart im Laufe der Jahrhunderte hindurchgewachſen iſt, angethan mit Krone und Scepter, um ſeine Herrſchaft wieder anzutreten, wenn ſeine Stunde ſchlagen wird.

Konradin von Schwaben.

Geboren 1252. Geſtorben 1268.

Gebrochen und welk lag die mächtige Eiche Hohenſtaufen am Boden. Ein einziger grüner Zweig ragte aus ihrem Stamme noch hervor, es war Konrad, von den Italienern Konradin genannt wegen ſeiner Jugend, geboren zu Landshut den 25. März 1252, Enkel des großen Kaiſers Friedrich II., des Hohenſtaufen, und Sohn des deutſchen Königs Konrad IV. und Eliſabeth's von Baiern. Als ſein Vater (21. Mai 1254) dem Grame und dem Gifte erlag, zählte Konradin wenig über zwei Jahre. Jener Todesfall machte ihn zum rechtmäßigen Erben von Sicilien und Neapel, ſo wie der deutſchen Herzogthümer Schwaben, Franken und Elſaß. Während aber der minderjährige Prinz ſich mit ſeiner Mutter in Deutſchland aufhielt, hatte Manfred, Friedrich's II. unebenbürtiger Sohn, ſich Neapels und Siciliens bemächtigt, mit welchen Landen Papſt Clemens IV., der unabläſſig auf Brechung der hohenſtaufiſch-ghibelliniſchen Macht hinſtre-

benden Politik ſeiner Vorgänger ſich anſchließend, den franzöſiſchen Prinzen Karl von Anjou 1265 belehnt hatte. Bei Benevent verlor Manfred 1266 an Karl von Anjou Krone und Leben. In nothgedrungener, ſchmerzlicher Unthätigkeit hatte der kaum den Kinderjahren entwachſene Konradin dem Streite Fremder um ſein eigenes Erbe zugeſehen; »im Dunkeln lag er verborgen als ein Verzweifelter und Verachteter, und das Leben war ihm (ſo lauten ſeine eigenen Worte) unter ſo vielen Bedrückungen unerträglich.« Jetzt litt es ihn nicht länger daheim in träger Ruhe; das hohenſtaufiſche Blut kochte in ſeinen jungen Adern, und dringend lagen ihm die Ghibellinen an, ſeine Rechte an den väterlichen Boden nicht fahren zu laſſen. Zu Beſtreitung der Kriegskoſten veräußerte er einen Theil von Schwaben an ſeinen Oheim, den Herzog Ludwig von Baiern, und zog, wenig über fünfzehn Jahre alt, im Herbſte 1267 an der Spitze von etwa 10,000 Mann durch das Etſchthal nach Italien, um ſich die Krone Neapel's zu erkämpfen. In Verona empfing ihn Maſtino della Scala an der Spitze der lombardiſchen Ghibellinen; aber der größere Theil ſeiner deutſchen Anhänger verließ ihn, nebſt ſeinen eigenen Verwandten, und nur etwa 3000 Mann konnten zur weiteren Begleitung bewogen werden. Faſt alle italieniſchen Städte, durch welche er zog, nahmen den Sprößling der deutſchen Kaiſer ehrerbietig auf; Verona rüſtete ein Heer, Piſa eine Flotte, und Luceria, ſo wie ein Theil von Apulien, ſtanden, noch ehe er ſich nahte, gegen Karl von Anjou auf. Die Römer, mit ihrem Papſte im Zwieſpalte, ſuchten dieſen durch Gefälligkeit für ſeinen Gegner zu verletzen; Heinrich von Caſtilien, der Senator Rom's, öffnete dem heranziehenden Konradin dieſe Stadt, und empfing ihn mit kaiſerlichen Ehren, während die piſaniſche Flotte die, Karl'n zu Hülfe eilende, franzöſiſche Flotte am 11. Auguſt 1268 bei Meſſina ſchlug. So ſchien, ungeachtet des kirchlichen Bannfluches, die Sache Konradin's günſtigen Erfolg zu verſprechen, und der finſtere Karl mußte von ſeinem Beſchützer, dem Papſte Clemens IV., ſchon bittere Vorwürfe ob angeblicher Saumſeligkeit vernehmen. Am 18. Auguſt brach Konradin von Rom mit 9000 Mann, darunter 5000 Reiter, gegen Tivoli auf, um durch das Thal des Teverone und die Abruzzen, auf welchem Wege Karl ihn am wenigſten vermuthen konnte, in Apulien einzudringen. Die Engpäſſe der Apenninen waren bereits von Konradin's Heere überſtiegen, und dasſelbe bis Tagliacozzo in der Palantiniſchen Ebene vorgerückt, als Karl von Anjou ſchnell die Belagerung von Luceria aufhob, und ſeine Truppen über Sulmona und Aquila bis nach Alba führte. Am 22. Auguſt ſtanden ſich

die beiden Heere in einer Entfernung von einer halben Meile gegenüber. Konradin's Heer lagerte vor Scurcola, ſeine Fronte durch den Saltofluß gedeckt, links an den Bach Raſia lehnend, und im Rücken durch die Höhen von Scurcola geſchützt. Karl's Truppen, 6000 Mann mit ungefähr 3000 Reitern, ſtanden am Abhange des Berges von Alba, die palantiniſche Ebene vor ſich, und deckten den Weg zum Fucinerſee und in's Innere des Königreichs. Das ihm ergebene Aquila lag rechts rückwärts, und ſendete Lebensmittel in's Lager. Am 23. Auguſt früh rückten die Anhänger Konradin's in zwei Abtheilungen aus ihrem Lager gegen die Höhen von Alba. Das erſte Corps beſtand aus Spaniern unter Heinrich von Caſtilien, aus Lombarden, geführt von Galvano Lancia, und Toscanern, befehligt vom Grafen Gherardo Donoratico. Die Deutſchen des zweiten Corps führte Konradin ſelbſt und mit ihm ſein Buſenfreund, der jugendliche Friedrich von Baden, von mütterlicher Seite dem 1246 in Friedrich dem Streitbaren erloſchenen Heldengeſchlechte der Babenberger entſtammend, und aus ſolchem Grunde ſich Erbe von Oeſterreich und Steier nennend. Karl übergab die Aufſtellung der Truppen dem franzöſiſchen Ritter Erard de Valery. Dieſer ſtellte die Provençalen und Lombarden unter Jaques Gaucelme und Guillaume l'Etendart in's erſte Treffen, und ſchob dieſes bis an den Salto vor; das zweite Treffen bildeten die Franzoſen unter Henri de Couſſance am Fuße der Höhen von Alba. Eine dritte Abtheilung, 800 auserleſene Ritter, wurde in einer, zwiſchen jenen Höhen und dem Monte Felice befindlichen Schlucht, verdeckt aufgeſtellt. Die Spanier vom Heere Konradin's gingen durch mehrere Furten über den Salto, und Heinrich von Caſtilien trieb die Provençalen auf der Straße nach Aquila unaufhaltſam zurück. Henri de Couſſance mit den Franzoſen rückte zur Unterſtützung vor; aber Konradin und Friedrich mit den Deutſchen empfingen ihn ſo mannhaft, daß auch dieſes zweite Treffen Karl's, nach dem Tode des Führers, in die Flucht getrieben wurde. Zu früh überließ ſich Konradin's Heer der Freude des Sieges; aller Ordnung und Mannszucht vergeſſend, fielen die Deutſchen über die gemachte Beute her, und eine große Anzahl begann ſich luſtig in dem Salto zu baden, um nach dem heißen Tagwerke ſich abzukühlen. Da plötzlich brachen Karl und Valery aus ihrem Hinterhalte hervor, warfen alle Abtheilungen, die noch auf dem Schlachtfelde Stand hielten, über den Salto zurück, und drangen ſo ſchnell bis in's Lager von Scurcola, daß an eine Vertheidigung desſelben nicht zu denken war. Heinrich von Caſtilien, von der Verfolgung der Provençalen zurückkehrend, mühte ſich, durch einen

lebhaften Angriff das Lager wieder zu erobern; aber Valery trennte durch eine verſtellte Flucht die Reihen der ſchwer bewaffneten ſpaniſchen Reiter, und ſo ſcheiterte auch dieſer Verſuch, den verlorenen Sieg für Konradin zurückzugewinnen. Er und Friedrich vertrauten ſich der Schnelligkeit ihrer Roſſe, ſie flohen über Rom nach Aſtura, und ſchifften ſich daſelbſt nach Sicilien ein. Aber der Herr von Aſtura, Giovanni Frangipani, ſendete ihnen ein größeres Schiff nach, ließ ſie gefangen nehmen, und lieferte ſie an Karl von Anjou aus, der blutdürſtig und unverſöhnlich den Tod der fürſtlichen Jünglinge beſchloß. Eine Gloſſe des Hugolinus über einen Kanon in dem Decrete Gratian's wurde ſchnöde verdreht, um das Todesurtheil zu begründen, und am 29. October 1268 beſtiegen Konradin und Friedrich das auf dem Marktplatze zu Neapel, der Reſidenz der Väter des Erſteren, aufgeſchlagene Blutgerüſt. Der ſechzehnjährige Konradin, voll männlichen Muthes, warf ſeinen Handſchuh vom Schafotte herab, damit ſolcher dem Könige Peter von Aragonien, als Zeichen der ihm auf Apulien und Sicilien übertragenen Rechte des Sterbenden, überbracht würde. Heinrich Truchſeß von Waldburg nahm den Handſchuh auf, und erfüllte den letzten Wunſch des hingemordeten Königsſohnes. Unter dem Meſſer der »welſchen Falle,« einem Vorbilde der ſpäteren, ebenfalls durch Königsblut gerötheten Guillotine, fiel das Haupt des letzten Hohenſtaufen. Ein Adler ſoll, ſo meldet die Sage, auf den Leichnam herabgeflogen und, ſeine Schwingen in dem edlen Blute netzend, wieder zur Höhe emporgeſtiegen ſein, das Wahrzeichen der ſchrecklichen Blutſchuld zum Himmel tragend. — Konradin war ſchön und anmuthig von Geſtalt und herzgewinnenden Weſens; ſein blondes, geringeltes Haar, ſein blaues, feuriges Auge verrieth die hohenſtaufiſche Abkunft. Die Gabe des Geſanges hatte er von ſeinem Ahnen Friedrich II. ererbt. Ein Lied, das er gedichtet, iſt uns aufbewahrt worden; darin beſingt er den Lenz und die Liebe, und freut ſich „der Blumen roth, die der Mai bringen will,“ und klagt, wie „die Liebe ihn ſehr entgelten laſſe, daß er der Jahre ſei ein Kind.“ Und von Lenz und Liebe ſcheuchte ihn blutig das böſe Verhängniß hinweg, dem ſein ganzes Geſchlecht anheimfiel, an das ſchöne Wort des Dichters mahnend: »Was unſterblich im Geſang ſoll leben, muß im Leben untergeh'n!«

Theophraſtus Paracelſus.

Geboren 1493. Geſtorben 1541.

Es muß dem unbefangenen Freunde der Menſchengeſchichte, der ſich gerne über berühmte und welthiſtoriſche Charaktere redlich aufklären möchte, eben ſo mißlich als befremdend erſcheinen, wenn er den Mann, der uns gewiſſermaßen die Heilkunſt des Mittelalters repräſentirt, von einſichtsvollen Schriftſtellern einen wahnſinnigen, unwiſſenden Träumer und Marktſchreier, von eben ſo einſichtsvollen dagegen den Erneuerer der Heilkunde, das Morgenroth ihrer Vollendung nennen hört. Vielleicht trägt ein Blick auf die Geſchichte ſeines Lebens, im Verhältniſſe zu ſeinem Zeitalter, mehr zur Entwirrung ſolcher Widerſprüche bei, als halbwiſſenſchaftliche Raiſonnements, die, wie es ſcheint, ſo bald noch nicht zum Abſchluſſe führen werden. Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus ab Hohenheim, auch Helvetius Eremita, Germanus, Suevus, Arpinas genannt, wurde im Jahre 1493 zu Maria Einſiedeln in der Schweiz, an der über das Ufer der wilden Sihl gebauten Teufelsbrücke geboren. Sein Vater zog im Jahre 1502 nach Villach in Kärnten, wo er im Jahre 1534 als angeſehener Arzt und Bürger ſtarb. Ob Paracelſus dort, oder in früherer Kindheit — wie es heißt, als dreijähriger Knabe — ob zufällig, beim Hüten der Gänſe, durch den Biß eines Schweins, oder abſichtlich, um ihn zum Studiren anzuhalten, oder überhaupt jemals, das traurige Schickſal Abälard's erfahren hatte, wie die Sage berichtet, dürfte jetzt wohl nicht mehr zu entſcheiden ſein. So viel iſt gewiß, daß er keinen Bart hatte, das weibliche Geſchlecht haßte, und daß ſein noch vorhandener Schädel die Formation eines weiblichen hat. Seine Erziehung beſorgten Kloſtergeiſtliche, namentlich in dem nahe gelegenen Kloſter zu St. Andrä im ſchönen Lavantthale. Regelmäßige Studien hat er nie gemacht. Wohl aber werden ihm abenteuerliche Reiſen durch ganz Europa, ja in den Orient, zugeſchrieben, wobei er nicht nur in den Schulen der Aerzte, ſondern auch bei Goldmachern, Badern, Zigeunern, Scharfrichtern, Hirten und alten Weibern ſeine mediciniſche Weisheit geholt haben ſoll. Gewiß iſt es, daß man die

Sprache und Denkweise dieser Menschenklassen in seinen Schriften wieder erkennt. Man sah ihn in Gesellschaft von Kärrnern und Fuhrleuten in den Wirthshäusern, wo er aus den Sternen und den Linien der Hand die Nativität stellte, Todte citirte u. dergl. Nach zehnjähriger Wanderung kehrte er nach Deutschland zurück, verrichtete Wunderkuren, etablirte sich in Basel, und — ausgebreitete Praxis und wachsender Ruhm waren die Früchte so augenscheinlicher Verdienste! Man stellte ihn mit großem Gehalte als Lehrer an, und hier bildete sich, aus abenteuerlich gemischten Elementen, aus Pöbelmeinungen, Aberglauben, halber Gelehrsamkeit, halb verstandener Mystik, unverdauter Empirie und eigenem Denken, jenes Gebräu, das seine Verehrer Reform der Heilkunst, seine Gegner Unsinn nennen. Ein Prozeß gegen einen Baseler Kanonikus veranlaßte, daß er aus Basel sich flüchten mußte. Von da an lebte er, wie früher, ein unstätes, aber mitunter einträgliches Vagabundenleben. Jünger und Gläubige sammelten sich um ihn: er lehrte, kurirte, schrieb Bücher, und ließ sich endlich (im Jahre 1541) in Salzburg nieder, wo er, nach einem kurzen Ruhegenuß, schon am 24. September des Jahres 1541, erst 48 Jahre alt, drei Tage nachdem er sein Testament gemacht, in einem kleinen Wirthshausstübchen — starb. Die neuesten Nachforschungen bestätigen, was schon damals behauptet ward, daß er, von der Dienerschaft mehrerer ihm feindlich gesinnten Aerzte bei einem Gastgebot meuchelmörderisch überfallen, und durch einen, nach wenigen Tagen tödtlich gewordenen Schlag und Sturz von einer Höhe, des Lebens beraubt worden sei, weßhalb man ihn, in aller Eile, in jene Herberge bringen mußte, wo er verschied. Der berühmte Anatom Sömmerring hat aus dem ausgegrabenen, verletzten Schädel Gründe für diese Erzählung nachgewiesen. Paracelsus ward auf dem Kirchhofe zu St. Sebastian begraben. Später ward ihm ein ehrendes Denkmal gesetzt. Sein Bildniß ist noch an seinem Hause in Salzburg (Nr. 365) zu sehen, wo es oberhalb des dritten Stockes in Lebensgröße auf die Mauer gemalt ist. Seinem Charakter wird Sittenlosigkeit, Trunksucht, Prahlerei, Hochmuth vorgeworfen, seinen Schriften Rohheit, Unwissenheit, Schwärmerei und Dünkel. Seine Vertheidiger finden die Rechtfertigung im Geiste seiner Zeit und in der heftigen Energie seines Charakters.

Es ist hier nicht der Ort, wissenschaftlich über seine wissenschaftliche Stellung zu urtheilen. So viel ergibt sich als Resultat: er hat der Heilkunst genützt: durch Befreiung von sklavischem Autoritätsglauben und durch Versuche mit chemischen Arzneimitteln; er hat ihr geschadet: durch den

cruden Myſticismus, der, für Jahrhunderte, die Keime vielfacher Irrthümer in ſich ſchloß. Es iſt begreiflich, daß man zu einer Zeit, wo Aufklärung und nüchternes Denken Alles galten, ihn ganz verwarf; es iſt eben ſo begreiflich, daß man, als die Romantik und das Mittelalter Loſung der Mode wurden, ihn hervorzog und vergötterte. Man verwechſelte das Poetiſche ſeiner Erſcheinung mit dem Werthe ſeiner Lehre. Seine Schriften ſind der Art, daß man Alles hineindeuten kann, was man wünſcht. Auffallend iſt es, daß die Urtheile über ihn deſto übler ausfallen, je näher ſie ſeiner Zeit ſind, — deſto günſtiger, je mehr ſich der Nimbus der Ferne, des Mythiſchen, über ihn zieht. Am ſicherſten werden wir wohl gehen, wenn wir das Urtheil des, ihm noch nahen, klaren und unbefangenen, großen Denkers Baco von Verulam anführen: »Paracelſus« — ſagt er — »iſt kühn, und wagt allerlei Meinungen, gleichſam auf's Gerathewohl. Sehr oft miſcht er Göttliches mit Natürlichem, Heiliges mit Gemeinem, Wiſſenſchaftliches mit Träumereien, ja mit völligem Unſinn. Das aber lobe ich an ihm, daß er Jedermann mit ſo dringenden Worten vor den Richterſtuhl der Erfahrung beruft.« — Und dieſe Richterin, die er ſelbſt heraufrief, wird ſein Urtheil am verläßlichſten ausſprechen.

Hermann Boerhave.

Geboren 1668. Geſtorben 1738.

Seit Hippokrates und Galenus iſt wohl kaum ein Arzt wieder zu der Allgemeinheit des Ruhmes gelangt, — und man darf hinzufügen: mit Recht gelangt, als Boerhave. Er iſt es, von dem erzählt wird, daß ein Brief aus China ihn unter der Adreſſe: »An Boerhave, Arzt in Europa,« erreicht habe. Die Motive eines ſolchen Ruhmes liegen in ſeiner Geſchichte, in dem Ganzen ſeines Charakters.

In Woorhout bei Leyden geboren, erhielt er, bei einem außerordentlichen Gedächtniſſe, eine höchſt gelehrte Erziehung. Zehn Jahre alt, verſtand er Griechiſch und Latein. Frühe körperliche Leiden weckten auch die

höheren Kräfte der Seele in ihm, und wendeten zugleich ſeine Neigung der Heilkunſt zu. Allein zur Theologie beſtimmt, vollendete er zu Leyden dieſe Studien mit ſolchem Glanze, daß die Stadt eine Rede, worin er die höhere Lebensanſicht gegen die epikuriſche vertheidigte, mit einer goldenen Medaille belohnte. Um ſo unbegreiflicher bleibt es, wie man bald darauf ihn des Materialismus verdächtigen konnte; genug, es geſchah, — und dieſer Beſchuldigung iſt die Heilkunſt ihren Heros ſchuldig. Boerhave wandte ſich von der Theologie zur Medicin, und fing an, mit äußerſt weniger Beihülfe, eigentlich ganz allein, in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren eine Wiſſenſchaft zu erlernen, von der er als Greis ſagte, daß ihre Schwierigkeit für ihn noch immer wachſe. Das Studium der Alten leitete ſeine Schritte; als Lehrer zu Leyden angeſtellt, wies er mit Enthuſiasmus auf dieſe ewigen Quellen alles Einfach-Großen und Wahren zurück; ſein Wiſſen, ſein Geiſt, ſeine Beredſamkeit feſſelten und riſſen hin, ſein Ruf erſcholl, und eine immer wachſende Menge von Hörern ſtrömte ihm zu. Seine »Aphorismen«, die er veröffentlichte, verewigten ſein mündliches Wort. Aber die Bewunderung der Zeitgenoſſen ſtieg, als man den Mann, den man als Lehrer der Botanik, der Chemie und der theoretiſchen Medicin angeſtaunt, nach Bidloo's Tode, die Heilkunſt praktiſch lehren und üben, und hierin ſich ſelber übertreffen ſah. Er ließ für ſeine Schüler ein Hoſpital eröffnen, und ward ſo der Gründer der mediciniſchen Klinik. Hier gab er ein Muſter treuer und tiefer Naturbeobachtung, und zeigte die ſchönſte Selbſtverläugnung, die ein Gelehrter zeigen kann, indem er ſeinen eigenen Theorien, die auf den damaligen Zuſtand der Naturwiſſenſchaften gebaut waren, keinen Einfluß auf die Praxis geſtattete. Hier war es, wo er ſeinen Schülern jene lebendigen Schilderungen von den menſchlichen Krankheiten entwarf, die auf Einen ſeiner Hörer die Wirkung hatten, daß er jedes der geſchilderten Leiden an ſich zu fühlen wähnte, und das Studium der Medicin aufgeben mußte; Schilderungen, von denen die noch vorhandenen der Krankheiten des Admirals Waſſenaer und des Marquis St. Auban ein Beiſpiel geben. Aber er lehrte nicht nur, er that auch. In hundert Fällen zeigte er nebſt den Kenntniſſen des Gelehrten den klugen Blick des handelnden Menſchen. Im Armenhauſe zu Harlem herrſchte unter den Mädchen eine Art von Fallſucht; die Angſt, und mit ihr das Uebel, ergriff immer mehrere. Alle Mittel waren von den Aerzten gebraucht, Boerhave kam. Er ließ eiſerne Werkzeuge auf Glutpfannen legen, und ſagte mit ſtrenger, feſter Stimme: dem erſten fallenden Mädchen müſſe der Arm

entblößt und an einer beſtimmten Stelle bis auf den Knochen durchgebrannt werden. Keine einzige Fallſucht zeigte ſich mehr. Solche Züge gab es in Menge. Dabei richtete er ſeinen Blick auf alle Seiten menſchlicher Bildung. »Je heftiger ihr« — ſagte er ſeinen Schülern — „euch den Studien opfert, deſto eher werdet ihr euch aufreiben, wenn — ihr nur Eines treibt. Dagegen werdet ihr ein langes Leben den Muſen weihen können, wenn ihr neben der Arzneikunſt auch andere Wiſſenſchaften liebt. Ihr werdet erſt wahre Aerzte ſein, wenn ihr gebildete Menſchen ſeid.“ Einem ſo vielſeitig außerordentlichen Geiſte mußte immer allgemeinere Anerkennung werden. Man kam aus allen Gegenden Europa's, ſeinen Rath einzuholen, man wallfahrtete, ſeine Lehre zu vernehmen. Mit ſeinem Ruhme ſtieg ſeine Geltung bei den Großen der Erde, ſo daß Graf de Thoms ſein Schwiegerſohn ward, und Peter der Große auf der Durchreiſe ſeine Bekanntſchaft ſuchte; es ſtieg ſein Einkommen, ſo daß er zwei Millionen Gulden hinterlaſſen konnte; nur ſeine Beſcheidenheit und Gewiſſenhaftigkeit blieben dieſelben. Er fuhr fort, ſein ärztliches Tagebuch, deſſen emſiger Ausarbeitung er nach ſeiner Verſicherung den Kern ſeiner Erfahrungen zu danken hatte, auf's Genaueſte zu führen, und geſtand, auf dem Gipfel ſeiner Einſicht, daß die Kunſt, welche ſo mancher ſeiner jüngſten Collegen im kleinen Finger zu haben ſich rühmte, für ſeine Kräfte viel zu ſchwierig ſei. Er hatte nicht ausgelernt; und mit welchem tiefen Ernſte er ſich in's Denken verſenkte, davon ſei ein Beiſpiel, daß er ſich einſt an einem Sommertage, von Sonnenaufgang bis zum Niedergange, in ein Problem vertieft hatte. Sechs Wochen beſuchte der Schlaf ſeine Augen nicht wieder; Alles ward ihm gleichgültig, bis körperliche Schmerzen ihn dem Leben zurückgaben. Der Körper forderte ſeinen Tribut. Oeftere Anfälle der Fußgicht nöthigten ihn, ſein Lehramt aufzugeben. In einem Alter von ſiebzig Jahren erlag Boerhave dieſen Leiden. Seine Mitbürger ehrten ihn durch ein Denkmal in ihrer St. Peterskirche, auf welchem man Boerhave's Lieblingsdeviſe als Inſchrift lieſt: „Einfachheit iſt das Siegel der Wahrheit.“

Was Boerhave der Wiſſenſchaft geleiſtet, iſt mit einigen Worten nicht auszuſprechen. Eines aber charakteriſirt ihn vor Andern, — was die Verſchiedenheit der Urtheile über ihn erklärt. Er war nämlich in der Theorie ein Anderer, als in der Praxis. Dort hing er der mechaniſch-chemiſchen Richtung ſeiner Zeitgenoſſen an, hier befolgte er die große Lehre der Griechen: die Lehre der Natur. Einheit war nur in der Vor-

trefflichkeit ſeiner Leiſtungen, denn mit Recht ſagt Zimmermann von ihm »er ſchrieb ſo ſchön, als er dachte, und heilte ſo gut, als er ſchrieb.« Weil er den Einfluß des Körpers auf die Seele ſo gut zu berechnen wußte, galt er für materialiſtiſch geſinnt; aber das war der Mann gewiß nicht, der noch inniger vom Einfluſſe der Seele auf den Körper überzeugt war; der die ſchönſten ſeiner Kuren darauf baute (wie jene oben erwähnte zu Harlem), und der ſagte: „Ich habe es an mir erfahren, wie weder Schlaf noch körperliche Gewohnheit das Angedenken eines Seelenſchmerzes auslöſchen, — bis eine neue, mächtigere Idee den Geiſt erfaßt.“ — So war Boerhave; ein umfaſſender Kopf, ein Kenner des Alten wie des Neuen, Freund der Wahrheit, wo er ſie fand, und raſtlos thätig, ſie zu finden; beſcheiden und behutſam zweifelnd, wo er ſeiner eigenen Anſicht folgte; ihr im Handeln nicht folgend, wo er im Denken geirrt haben konnte; als Gelehrter groß in der Chemie, Botanik, Phyſiologie, Pathologie und Therapie; als Schriftſteller und Lehrer beredt, aphoriſtiſch-gehaltvoll, einfach-geſchmackvoll, klaſſiſch; als Menſch gediegen, anſpruchlos, ſanft und groß.

Lafayette.

Geboren 1757. Geſtorben 1834.

Zweimal taucht die Geſtalt dieſes merkwürdigen Mannes in der Geſchichte Europa's auf. Ueber ein Menſchenalter liegt zwiſchen ſeinem Scheiden und Wiederkommen; aber immer ſind es dieſelben Züge, dasſelbe Ziel, dieſelben Meinungen und Ueberzeugungen, die ſeine Erſcheinung begleiten, und ſelbſt die Aehnlichkeit der Ereigniſſe begünſtigt jene ſtrenge Folgerichtigkeit ſeines Thuns und Wollens. Die Freiheit iſt das goldene Ziel, nach welchem dieſer kühne Argonaut in zwei Welttheilen raſtlos ſchifft und wandert; doch ſie verbindet ſich in ihm mit der Idee eines höheren, geheiligten Rechtes, und wie er, kaum den Jünglingsjahren entwachſen, 1792 das ſinkende Königthum vergeblich zu ſtützen trachtet, ſo bietet er dem in anderer Geſtalt wieder auferſtehenden Königthume 1830 noch als

Greis den Arm, und ſinkt endlich erſchöpft und müde an den Stufen des jungen Thrones hin, den er hat aufrichten helfen.

Marie Paul Joſeph Roch Ives Gilbert Motier, Marquis de Lafayette iſt der lange Name des Mannes, der aus einer alten in eine neue Welt, und aus einer gealterten in eine ſich verjüngende Zeit hinüberzureichen beſtimmt war.

Zu Chavagnac in der Auvergne den 6. September 1757 geboren, doch noch vor der Geburt ſeines Vaters beraubt, welcher in der Schlacht bei Minden als Oberſt der Grenadiere von Frankreich blieb, erhielt er ſeine erſte Bildung unter der Pflege ſeiner Mutter, kam dann in ein Collège zu Paris, trat hierauf in ein Regiment ein, und war bereits im ſechzehnten Jahre durch den Tod ſeines Großvaters mütterlicher Seite, des Marquis de Larivière, Herr eines beträchtlichen Vermögens, ſo wie durch ſeine Verheiratung Mitglied der begüterten und einflußreichen Familie Noailles, welche ihn gern an den Hof zu Verſailles zu feſſeln wünſchte. Aber ſeine Liebe zur Unabhängigkeit widerſtrebte den glänzendſten Lockungen; ſein Verhältniß zum Hofe ward ein geſpanntes, und artete in einen völligen Bruch aus, als er ſich für die Sache der amerikaniſchen Freiheit erklärte, und, ungeachtet der ſtrengſten Verbote der Regierung, auf eigene Gefahr und mit Aufopferung eines beträchtlichen Theiles ſeines Vermögens, über das Weltmeer eilte. Unbemerkt von den engliſchen Kreuzern, im Beſitze aller anvertrauten Depeſchen, landete er mit ſeinem, auf eigene Koſten ausgerüſteten Schiffe 1777 glücklich in Charlestown. Der Congreß ernannte ihn ſogleich zum Generalmajor. In der erſten Schlacht bei Brandywine verwundet, gelang es ihm dennoch, die zerſtreuten Truppen bei der Cheſterbrücke wieder zu ordnen; dann ging er zu dem General Greene in den Jerſey's, ſchlug mit geringer Streitmacht ein ſtarkes Corps von Engländern und Heſſen, und erhielt hierauf den Oberbefehl einer Diviſion. Die ihm kurz nachher mit unbeſchränkter Vollmacht übergebene Oberbefehlshaberſtelle im Norden nahm er nur unter der Bedingung an, Waſhington untergeordnet zu ſein. Den Angriff gegen Canada mußte er aus Mangel an Hülfsmitteln unterlaſſen; deſto verdienter aber machte er ſich um den Congreß durch die geſchickte Vertheidigung einer weiten Gränze mit geringen Streitmitteln, ſo wie durch die erfolgreiche Bekämpfung des engliſchen Einfluſſes in einer großen Verſammlung wilder Völkerſchaften. In der Schlacht bei Montmouth und bei dem Angriffe auf Rhode-Island bewies er nicht nur ein ausgezeichnetes Feldherrntalent, ſondern auch große perſön-

liche Tapferkeit. Um kräftiger die Sache Amerika's zu betreiben, ging er 1779 nach Paris zurück, wo er durch ſeine Bemühungen eine Anleihe von mehreren Millionen zu Stande brachte, und das franzöſiſche Miniſterium bewog, ein Geſchwader nach Rhode-Island zu ſchicken, und ein von Rochambeau geführtes Corps unter Waſhington's Oberbefehl zu ſtellen. Er ſelbſt landete bald darauf zu Boſton, und befehligte während des Feldzuges von 1780 die leichte Infanterie. Im folgenden Jahre rettete er durch geſchickte Bewegungen Virginien, und zwang den engliſchen General Cornwallis, das Land zu räumen. Hierauf ſchiffte er ſich von Neuem nach Frankreich ein, wo er als Chef des Generalſtabes der vereinigten franzöſiſchen und ſpaniſchen Hülfsheere eine neue Expedition auszuführen im Begriffe war, als der Verſailler Friedensſchluß von 1783 ſein Vorhaben vereitelte. Kurz darauf machte Lafayette einen Beſuch in den vereinigten Staaten, wo ſeine Reiſe durch Stadt und Land eine ununterbrochene Feſtlichkeit war. Eben ſo wurde er 1785 auf einer Reiſe durch Deutſchland überall, beſonders aber von den beiden großen Monarchen Joſeph II. und Friedrich II., mit Auszeichnung empfangen. Je mehr ſein beſcheidenes, anſpruchloſes Benehmen an den deutſchen Höfen, ungeachtet mancher gegen ihn waltenden Vorurtheile, ihm Aller Herzen gewann, deſto mehr erſtaunte man über die entſchiedene Sprache, welche er als Mitglied der Verſammlung der Notabeln (1787) führte, wo er viele Mißbräuche aufdeckte, und auf die Zuſammenberufung einer Nationalverſammlung drang; während er als Deputirter der Generalſtaaten offen ſeine Erklärung der Menſchenrechte gab. Zum Vicepräſidenten der Verſammlung ernannt, leitete er die Verhandlungen während der denkwürdigen Nächte vom 13. und 14. Juli, und ließ durch einen allgemeinen Beſchluß die Verantwortlichkeit der Miniſter erklären. Am Tage darauf zum Generalcommandanten der Bürgergarde ausgerufen, befahl er die Zerſtörung der Baſtille, und entriß durch ſeinen Einfluß der Volkswuth viele Opfer. Einen großen Schritt gegen die Regierung that er durch die Errichtung der Nationalgarde, welcher er die dreifarbige Cocarde gab. Lafayette's Bemühungen, die Ruhe zu erhalten und das Volk in ſeinen Ausſchweifungen zu zügeln, ſcheiterten zwar nicht ſelten an übel gewählten Maßregeln der Regierungspartei, welche die entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachten; doch gelang es ihm, bei den Angriffen des Pöbels auf den Palaſt zu Verſailles den Hof zu retten. Obgleich auf eine conſtitutionelle Monarchie, und in der Nationalverſammlung auf eine engliſche Jury, auf völlige Freiheit und Gleichheit des Cultus, Abſchaffung des Adels, dem er

ſelbſt angehörte, und Emancipation der Farbigen dringend, ſchützte er doch die königliche Familie oft mit Gefahr ſeines Lebens. Den Marſchallsſtab, den Connetabledegen und ſogar die Generalſtatthalterſchaft des Königreiches lehnte er eben ſo entſchieden ab, als die Dictatur und den Oberbefehl der bewaffneten Bürger, und legte dadurch, daß er, nach der Feſtſtellung der Conſtitution, ſich auf ſein Landgut zurückzog, ſeine Uneigennützigkeit an den Tag. Nach dem Ausbruche des Krieges mit den Alliirten erhielt er 1792 eine Befehlshaberſtelle bei der Nordarmee; aber der Zwieſpalt und die Unentſchloſſenheit der commandirenden Generale machte ſeine Bemühungen zur Wiederherſtellung der Kriegszucht und zur Belebung des Muthes der Mannſchaft erfolglos. Dazu kamen die ſtets ärger werdenden Verleumdungen der, über ſeine Mäßigung empörten Jakobiner, die ihn nach Paris zurückzugehen zwangen. Er erſchien vor den Schranken der Nationalverſammlung, forderte ſtreng die Aufrechthaltung der beſchworenen Conſtitution und die Beſtrafung der Unruheſtifter, welche am 20. Juni 1792 ein Attentat gegen den König verſucht hatten. Seine Vorſtellungen blieben ohne Erfolg, und er ſuchte nun, die unausbleiblichen Gewaltſcenen vorausſehend, den König zu bewegen, ſich unter ſeinem Schutze nach Compiegne zu flüchten; aber die Unentſchloſſenheit Ludwig's XVI., die Abneigung der Königin und die täuſchende Zuverſicht der Hofpartei auf die nahe geglaubte Ankunft der Deutſchen in Paris, vereitelte dieſen Plan, der wahrſcheinlich die königliche Familie gerettet hätte. Lafayette wurde nun des Verrathes beſchuldigt, und in Anklagezuſtand geſetzt, aber am 8. Auguſt von der Nationalverſammlung freigeſprochen. Im Begriffe, den Feind zu bekämpfen, erhielt er die Kunde von der Revolution des 10. Auguſt, und entſchloß ſich, alle ſeine Kräfte zu ihrer Unterdrückung anzuwenden. Wirklich ließ er die Commiſſäre der Nationalverſammlung zu Sedan verhaften; aber es war zu ſpät; ſelbſt auf die Ergebenheit und Unterſtützung ſeiner Truppen glaubte er nicht mehr zählen zu dürfen, und hielt, um ſein von den Republikanern bedrohtes Leben zu retten, die Flucht in ein neutrales Land für das Räthlichſte in dieſem Augenblicke. Zu Luxemburg wurde er feſtgenommen, an Preußen ausgeliefert, erſt nach Weſel, dann nach Magdeburg gebracht, nach dem Friedensſchluſſe zwiſchen Frankreich und Preußen aber 1795 an Oeſterreich abgegeben, und auf die Feſtung Olmütz geſetzt, wo jedoch, auf die Bitten ſeiner Gattin und ſeiner Töchter, ſeine Haft von dem Kaiſer ſehr gemildert wurde. Nach dem Feldzuge Bonaparte's gegen Oeſterreich 1797 wurde Lafayette freigegeben. Die Revolution am 18. Fructidor, welche, als gegen

die Conſtitution gerichtet, ſeine Mißbilligung hatte, hielt ihn ab, in ſein Vaterland zurückzukehren; er begab ſich nach Holſtein, wo er mit mehreren ausgezeichneten Deutſchen in Berührung kam, und beſonders durch Klopſtock gefeſſelt wurde, von da aus aber, auf eine beſondere Einladung dieſer Republik, nach Holland. Nach dem 18. Brumaire, der ihm eine neue Bürgſchaft der Freiheit ſchien, eilte er nach Paris zurück, wo er wieder in ſeine bürgerlichen Rechte eingeſetzt wurde. Der erſte Conſul, welcher anfänglich Lafayette's Einfluß fürchten mochte, ſuchte ihn durch eine ehrenvolle Stellung in Frankreich für die von ihm vorbereitete Ordnung der Dinge zu gewinnen; doch ſcheiterten dieſe Verſuche an Lafayette's Feſtigkeit, der, wie er ſagte, erſt abwarten wollte, ob Bonaparte wirklich die Abſicht habe, die öffentliche Freiheit zu ſichern. Dies entfernte ihn von Bonaparte; er zog ſich nach Lagrange zurück, wo er ſich mit dem Landbau beſchäftigte, bis ihn das Departement der Seine und Marne als Deputirten wieder auf den politiſchen Schauplatz rief. Die von Napoleon ihm angetragene Pairswürde lehnte er, als mit ſeinen Grundſätzen unverträglich, ab. Nach der Schlacht von Waterloo ſtimmte er weder für Napoleon, noch für deſſen Sohn, ſondern verlangte dringend die Sicherſtellung der Unabhängigkeit der Nation. Als die Kammer mit Gewalt aufgehoben wurde, proteſtirte er gegen dieſes Verfahren, und wählte dann wieder ſein Landgut zu ſeinem Aufenthalte. 1818 zum Deputirten der Sarthe erwählt, nahm er ſeinen Sitz auf der linken Seite, welchen er bis 1824, wo ſeine Wahl hintertrieben wurde, behauptete. Alle freiſinnigen Inſtitutionen fanden ſtets an ihm einen aufrichtigen und feurigen Vertheidiger. Im Februar 1824 überſendete ihm der Präſident der vereinigten Staaten eine eben ſo ſchmeichelhafte, als liebevolle Einladung im Namen der Nation; er folgte derſelben, und ſeine Reiſe durch jene Staaten glich einem Triumphzuge. Nach ſeiner Rückkehr zum Deputirten gewählt, war er Zeuge der Julirevolution, die ihm nicht unerwartet kam. Zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt, nahm er ſeinen Sitz auf dem Stadthauſe, wo die proviſoriſche Regierung gebildet wurde. In ſeiner Hand lag jetzt das Schickſal Frankreichs, und er war es, der den Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, zum Könige vorſchlug, ihn die beſte Republik nennend. Als aber auch hier die Umſtände nicht mit ſeinen Erwartungen und Ueberzeugungen zuſammenſtimmten, gab er ſchon am 27. December 1830 ſeine Entlaſſung als Oberbefehlshaber der Nationalgarde, und trat wieder als Deputirter zur Oppoſition. Die Revolution Polens fand in ihm einen warmen Vertheidiger, und die Flüchtlinge einen theilnehmenden Freund.

Lafayette ſtarb, nachdem er ſich bei dem Leichenbegängniß des jungen Deputirten Dulong, welcher in Folge eines Zweikampfes mit dem General Bugeaud ſtarb, eine Erkältung zugezogen hatte, die auf ſeine ſehr erſchütterte Geſundheit höchſt nachtheilig wirkte, am 20. Mai 1834. Seine Todtenfeier war in Frankreich und Nordamerika national. — Lafayette war kein thatkräftiger, aber ein in ſich ſtarker, und unſtreitig der reinſte Charakter, den die franzöſiſche Revolution hervorgebracht hat. Seine ehrenvollſte Eigenthümlichkeit war die, daß bei ihm Gedanken, Worte und Thaten beſtändig im Einklange ſtanden, daß er nie daran dachte, ſich für ſein Gewiſſen im Hinterhalte eine Zuflucht offen zu halten; dieſe Eigenheit mag, wie Politiker behaupten, in Einzelfällen bisweilen ſeine Schwäche geweſen ſein, aber im Ganzen war ſie ſeine Größe, ſeine Schönheit.

L. N. M. Carnot.

Geboren 1753. Geſtorben 1823.

Ernſt und würdevoll ſchreitet dieſes Römerbild durch die Gräuel und Wirrungen der Revolution, ganz ihr Sohn, aber nur der Erbe ihrer Kraft und ihrer Großthaten, nicht ihrer Wildheit und Blutgier. Lazare Nicolas Marguerite Carnot war der Sohn eines Advocaten zu Nolay in Burgund. Die Kloſterſchule zu Autun gab ihm ſeine erſte Bildung; dort blitzte aus dem Knaben der Geiſt der Kriegsluſt, doch auch jener der Wißbegier und des Talents. In der Mathematik machte er glänzende Fortſchritte. Dieſer Richtung folgend, brachte ihn ſein Vater 1769 in die Ingenieurbildungsanſtalt zu Paris. Zwei Jahre ſpäter Lieutenant, rückte Carnot 1783 zum Hauptmanne im Geniecorps auf. Aus der Hand des Prinzen Condé erhielt er den von der Akademie zu Dijon für die beſte Lobrede auf Vauban ausgeſetzten Preis; vergebens ſuchte Prinz Heinrich den gekrönten Schriftſteller für den preußiſchen Dienſt zu gewinnen. Montalembert, Anfangs von Carnot nicht hinlänglich erkannt, ward ihm ſpäter zur vorzüglichſten Autorität, und deſſen Ideen leiteten ihn, trotz des Geſchrei's der Vielwiſſer, bei ſeinen

GOUVION ST CYR

CLAUZEL

MOUTON

LAURISTON

ST CYR

MASSÉNA

Vorſchlägen zu einem verbeſſerten Syſteme der Belagerungskunſt. Berauſcht von dem Feuergeiſte der Revolution, ward er 1791 zu St. Omer, ſeiner damaligen Garniſon, wo er ſich auch verheirathet hatte, für das Departement Pas de Calais als Deputirter bei der geſetzgebenden Nationalverſammlnng erwählt, von wo er im folgenden Jahre 1792 in den Nationalconvent übertrat. Aber von hier aus ſollte ſich der dunkle Faden durch ſein ganzes Leben ſpinnen, deſſen ſchwarze Todesfarbe kein Glanz der Siege mehr daraus hinwegtilgen konnte. Carnot, der im ganzen Laufe der Revolution ſeine Hände rein von Blut erhielt, der mit eigener Gefahr manches von der Schreckensregierung verfehmte Opfer rettete, ſtimmte für des Königs Tod. Kein Haß, keine Leidenſchaft gab ihm den grauſen Spruch ein, der ihm, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, unendlich ſchwer fiel. Er meinte nur dem Winke einer unvermeidlichen Nothwendigkeit damit zu folgen, und mit dieſer äußerſten That jede Brücke abzubrechen, die zu den, durch die Revolution geſtürzten Verhältniſſen jemals zurückführen könne. Durch Siege eilte er den Blutflecken wegzuwiſchen. Zur Rheinarme, in die Pyrenäen und zum linken Flügel der Nordarmee geſendet, nahm er Furnes im Sturme, an der Spitze der Seinigen fechtend, wie ein gemeiner Krieger. Beauftragt, den verrätheriſchen General Dumouriez zu verhaften, rettete er nur durch Zufall ſeine eigene Freiheit vor der Argliſt dieſes Mannes, ſtellte die Ordnung in der Armee wieder her, und kehrte in den Convent zurück. Der Augenblick war gekommen, wo er ſeine wichtigſte Beſtimmung erfüllen ſollte. 1793 in den Wohlfahrtsausſchuß tretend, bekam er die höchſte Leitung der Kriegsführung ganz in ſeine Hand, und: „Carnot organiſirte den Sieg," war der bekannte und paſſende Ausſpruch, den ſein Wirken veranlaßte. Er war es, der den trefflichen Plan zu dem Feldzuge von 1794 entwarf, und durch ſeine beſonnene Erfahrung die ſchon erſchütterte Schlacht von Vatigny (16. October 1793) zum Siege wendete. Wie als Krieger, ſo ſiegte er auch als Menſch. Knirſchend wich Robespierre's und Danton's Blutdurſt vor dem ſtrafenden Ernſte des unentbehrlichen Mannes; im Nationalconvente, dem er zweimal als Präſident vorſtand, ſchleuderte er alle gegen ihn verſuchten Anklagen glorreich auf die Häupter der Anſtifter zurück, bewirkte, daß die aufrühreriſchen Vendéer als Verirrte behandelt wurden, denen Vergebung und Vergeſſen des Vergangenen offen ſtehen ſollte, und bewog dadurch 1795 Charette zu Abſchließung eines, wiewohl kurzen Friedens mit dem Convente. Vorzüglich ſein Werk war auch die damalige Gründung der polytechniſchen Schule zu Paris. Zu einem der fünf Direc-

toren gewählt, ſtand er eine Zeitlang mit Reubell den auswärtigen Angelegenheiten vor, wurde aber dann wieder auf die militäriſche Bahn verwieſen, ward wiederum die Seele aller kriegeriſchen Unternehmungen Frankreichs, zog den General Bonaparte zum Oberbefehlshaber der italieniſchen Armee hervor, und war ſein Rathgeber. Carnot, Frankreich's Mars, ſtand dennoch an der Spitze derer, die den Frieden begehrten. Dies ſetzte ihn den Verfolgungen der Kriegspartei, namentlich der Triumvirn, Barras, Reubell und Lareveillère, aus. Leicht hätte er durch Verhaftung derſelben dem Schlage zuvorkommen können; aber er widerſtrebte dieſem ungeſetzlichen Mittel. Als der 18. Fructidor 1797 den Gegnern des Triumvirats die Freiheit raubte, entging Carnot gleichem Schickſale nur durch die Flucht. Sein Geſtirn ſchützte ihn vor dem Meuchlerdolche, der nach ſeiner Bruſt zielte, und glücklich gelangte er durch die Schweiz nach Augsburg, wo er unter dem Namen Jacquier verblieb, und von hier aus in einer Schrift die gegen ihn erhobenen Verläumdungen Lügen ſtrafte. Nach dem verhängnißreichen 18. Brumaire (9. November 1799) mit den übrigen Verbannten durch den erſten Conſul zurückberufen, erhielt Carnot ſofort die Direction des Kriegsmaterials, und im Mai 1800 das Kriegsminiſterium an Berthier's Stelle. Doch kaum offenbarte ſich ihm Bonaparte's antirepublikaniſches Streben, als er um ſeine Entlaſſung einkam, und nach wenigen Monaten mit ſeiner Familie ſich nach St. Omer begab. Wiederum bedurfte Frankreich des ſtarren Mannes. Am 9. März 1802 wurde Carnot vom Senate zum Mitgliede des Tribunats gewählt, bekämpfte mit unbeugſamem Muthe alle der republikaniſchen Verfaſſung bedrohlichen Neuerungen, und wagte es, ganz allein, gegen Bonaparte's Erhebung auf den erblichen Kaiſerthron zu ſtimmen, unterwarf ſich aber gleichwohl mit hingebender Treue dieſer Maßregel, als ſie zum Geſetze erklärt war. Als aber auch das Tribunat, der letzte Pfeiler der Freiheit gegen Napoleon's Willkür, 1807 ſank, kehrte Carnot in ſeine Heimat zurück, wo er durch ruhig-würdiges Verhalten den Argwohn der Späher beſchämte, und der Kaiſer ihm einen Jahrgehalt von 10,000 Franken bewilligte. Auf des Kaiſers Befehl wurde auch Carnot's berühmtes Werk: über die Vertheidigung feſter Plätze, herausgegeben. Aber vergebens forderte Napoleon ihn zum Wiedereintritte in den Staatsdienſt auf. Hatte Carnot den ſiegreichen Kaiſer geflohen, ſo kehrte er freiwillig zu demſelben zurück, als deſſen Glück ſich wendete. 1814 bot er Napoleon ſeine Dienſte an, ward Gouverneuer des als Gränzfeſtung und Marinedepot ſo wichtigen Antwerpens, und vertheidigte dieſen Platz mit größter

Umſicht und Feſtigkeit, bis die neue Regierung ihm die Uebergabe befahl. Am königlichen Hofe wurde er kalt aufgenommen, ſein Gehalt in eine geringe Penſion verwandelt, und durch ſein »Mémoire adressé au roi,« das gegen ſeinen Willen im Drucke erſchien, ſeine Stellung noch erſchwert. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, traute Carnot deſſen liberalen Aeußerungen, ward zum Großofficier der Ehrenlegion, zum Pair und zum Grafen erhoben, von welcher letzteren Würde der eifrige Republikaner jedoch nie Gebrauch machte. Nach der Niederlage von Waterloo wollte er, daß Napoleon zur Rettung Frankreich's die Dictatur übernehmen ſolle, und wie er einſt, ganz allein, gegen die Thronerhebung des Glücklichen geſtimmt hatte, ſo ſprach jetzt im Miniſterrathe er allein gegen die Abdankung des Unglücklichen. Napoleon drückte ihm zerknirſcht die Hand, und ſeufzte: »Carnot, ich erkannte Sie zu ſpät.« Die Reſtauration verfolgte ihn, doch das Ausland bot dem Manne ſeine Theilnahme, deſſen Kriegskunſt es ſo oft blutig erfahren hatte; Kaiſer Alexander ließ ihm unerbeten einen Paß zuſtellen. Gehorſam der Weiſung, die ſeine Verbannung ausſprach, ging er nach Magdeburg, lehnte, obgleich die Einziehung ſeiner Penſion ihn auf ein ſpärliches Einkommen beſchränkte, jedes Anerbieten des Auslandes ab, bis ihn, mitten unter treu geübten Familienpflichten und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, am 2. Auguſt 1823 der Tod umarmte und dem Verbannten die Heimat der Unſterblichkeit öffnete.

Bertrand Graf von Clauzel,

Marſchall von Frankreich.

Geboren 1772. Geſtorben 1842.

Einen Zweig nach dem andern pflückt die Zeit von dem morſchen Stamme der Napoleoniden, und immer mehr bevölkert ſich die Schattenwelt mit den Heroen, die einſt das Schlachtenhorn des lange Unüberwundenen um ſich verſammelte. Auch Clauzel, den der kriegeriſche Kaiſer zu ſeinen Paladinen zählte, iſt nicht mehr. Den 12. December 1772 zu Mirevoix

im Ariége-Departement geboren, widmete Clauzel ſchon ſeit 1791 ſich dem Kriegsdienſte, ward noch im nämlichen Jahre Unterlieutenant, und im folgenden Hauptmann, 1794 Bataillons- und 1795 Brigade-Chef in der Pyrenäen-Armee, und erhielt am 25. December letzteren Jahres den Auftrag, den General Perignon bei ſeiner Miſſion nach Spanien zu begleiten, welcher ihn ſpäter mit 24 eroberten Fahnen nach Paris ſendete. 1798 diente er in der Armee von England, dann in jener von Italien, in welcher er den 5. Februar 1799 zum Brigadegeneral ernannt wurde; im November 1801 folgte er dem General Leclerc nach St. Domingo, wo er den Farbigen das Fort Dauphin abnahm, ſie, ſelbſt nach dem Tode des Oberbefehlshabers und der Niederlage der franzöſiſchen Armee, im Zaume hielt, und die Reſte der Letzteren unter Rochambeau zurückführte. 1804 ward er Ritter, bald darauf Commandeur der Ehrenlegion und Diviſionsgeneral, begab ſich im folgenden Jahre zur Nordarmee, war 1806 in Holland thätig, und ging dann zur Armee nach Italien, 1808 aber zur Armee nach Dalmatien. Im Juli 1809 trat er zum 11. Corps der Armee von Deutſchland, nahm an der Spitze dieſes Armeecorps die illyriſchen Provinzen in Beſitz, und ward für ſein rühmliches Verhalten Großofficier der Ehrenlegion. Im Februar 1810 ging er mit ſeiner Diviſion, die einen Theil des 8. Armeecorps (Junot) ausmachte, nach Spanien, focht unter Maſſena in Portugal, dann unter Marmont in Spanien, und übernahm nach deſſen Verwundung in der Schlacht der Arapilen (21. Juli 1812) den Oberbefehl über die ſo genannte Armee von Portugal. Doch vermochte er den Verluſt der Schlacht nicht abzuwenden, und ging gegen Valladolid zurück, wo er ſich verſtärkte, den Feind in Entfernung erhielt, und mit vielem Glücke gegen einzelne Abtheilungen operirte, bis er den Oberbefehl an den älteren General Souham abtrat. Nachdem er in dem ganzen Feldzuge ſeinen Ruhm als Feldherr begründet hatte, und wegen ſeiner Verdienſte 1813 in den Grafenſtand erhoben worden war, wurde er nach dem Frieden auch von Ludwig XVIII. ausgezeichnet, und erhielt den 14. Februar 1815 das Großkreuz der Ehrenlegion. Dennoch trat er, nach Napoleon's Rückkehr von Elba, ſogleich zu dieſem über, erhielt von ihm den Oberbefehl über die Pyrenäen-Armee, wurde aber nach der zweiten Abdankung Napoleon's in dem erſten Artikel der Ordonnanz vom 24. Juli 1815 mitbegriffen, ſollte vor ein Kriegsgericht geſtellt werden, und entfloh nach den vereinigten Staaten. Vermöge der Amneſtie kehrte er 1820 nach Frankreich zurück, wo die Juli-Revolution ihm eine neue Laufbahn eröffnete.

Im Auguſt 1830 erſetzte er den Marſchall Bourmont in Algier, und obgleich er einen ſiegreichen Zug über den Atlas nach Titeri ausführte, ſo blieb die Colonie doch auf die Mauern Algier's und die umliegenden Blockhäuſer beſchränkt. 1831 abberufen und durch den General Berthezene erſetzt, ward er nach ſeiner Rückkehr Marſchall von Frankreich, eine Würde, die ihm Napoleon ſchon nach der Schlacht von Waterloo zugedacht haben ſoll. Er widmete ſich nun mit Eifer den Geſchäften, die ihm als Mitglied der Deputirtenkammer zuſtanden, neigte ſich zur Oppoſition hin, wurde im Juli 1835 an Drouet d'Erlon's Stelle, als Generalgouverneur der franzöſiſchen Beſitzungen in Nordafrika, wieder nach Algier geſendet, im Februar 1837 aber zurück berufen; gehörte, abermals in die Deputirtenkammer gewählt, ſeit 1838 der entſchiedenſten Oppoſition an, und ſtarb am 21. April 1842 in Toulouſe. Ueber ſein Commando in Algier, das manche Anfechtung erfuhr, hat er ſelbſt in zwei Schriften ſich ausgeſprochen.

Laurent Gouvion-Saint-Cyr,

Marſchall und Pair von Frankreich.

Geboren 1764. Geſtorben 1830.

Zu Toul den 13. April 1764 geboren, trieb Laurent Gouvion-Saint-Cyr Anfangs die Malerkunſt, und ging, um ſich darin zu vervollkommnen, in ſeinem achtzehnten Jahre nach Rom. Aber die Zeit rief ihn von einem Wirkungskreiſe zurück, wo es nur Thaten nachzubilden, nicht Thaten zu vollführen gegolten hätte. Nach dem Ausbruche der Revolution trat er als Volontair 1792 in das erſte Pariſer Jägerbataillon, ſtieg ſchon nach zwei Monaten zum Capitain, und verdankte es ſeiner Bravour, daß er 1793 durch die Volksrepräſentanten bei der Rheinarmee zum Generaladjutanten erwählt wurde, worauf 1794 ſeine Ernennung zum

Brigade-, dann zum Diviſionsgeneral folgte. Nach dem Frieden bekam er 1798 das Commando der franzöſiſchen Truppen in Rom und dem Kirchenſtaate, welche den Gehorſam förmlich aufgekündigt und eine Verſchwörung gegen ihren Obergeneral Maſſena angezettelt hatten, die denſelben zur Niederlegung ſeiner Stelle zwang. Saint-Cyr's zweckdienliche Maßregeln brachten die Ordnung zurück; beſonders wehrte er den, von den franzöſiſchen Civilbehörden ausgehenden Bedrückungen, wodurch er ſich aber Feinde zuzog und des Commando's entſetzt wurde. Doch ſchon nach einem Monate, im Auguſt 1798, wurde er bei der Armee von Mainz wieder in Thätigkeit geſetzt; im folgenden Jahre kam er zur Armee von Italien, und bald darauf zu jener vom Rheine unter Moreau; 1800 ward er Staatsrath in der Kriegsſection, nachdem er am 14. December 1799 zu dem Siege über den öſterreichiſchen linken Flügel beigetragen hatte. Der Verdruß über die Lauheit, womit die Operationen bei der Rheinarmee betrieben wurden, zog ihm eine Kränklichkeit zu; er trat vom Schauplatze ab, erhielt 1801 den Befehl über die franzöſiſchen und ſpaniſchen Armeen im Kriege gegen Portugal, ward dann Geſandter am ſpaniſchen Hofe, und 1803 vom erſten Conſul mit dem Obercommando des Beobachtungscorps im Neapolitaniſchen betheilt. 1804 ward er Großofficier des Reiches und der Ehrenlegion, und Generaloberſt der Küraſſiere; 1805 Großkreuz der Ehrenlegion. Im Feldzuge dieſes Jahres befehligte er unter Maſſena in Oberitalien, leitete die Einſchließung von Venedig, ſiegte über Jellachich und nöthigte am 24. November, nach dem Gefecht von Caſtel Franco, den Fürſten Rohan, die Waffen zu ſtrecken. 1806 war er ebenfalls in Neapel, und erhielt das Commando über das erſte Reſervecorps; 1807 war er Gouverneur von Warſchau, bekam 1808 die Grafenwürde und das Commando über das 7. Corps in der Armee von Catalonien, ſchlug hier am 20. December die Spanier unter Vives am Llobregat, und den 25. Februar 1809 Reding bei Cabra und Lilla. Die von ihm geleitete Belagerung von Gerona wurde, nach Napoleon's Meinung, nicht mit gehörigem Nachdrucke geführt; dies zog ihm die kaiſerliche Ungnade zu, er mußte ſein Commando an den Herzog von Treviſo abtreten, und lebte eingezogen auf ſeinem Gute, bis der Krieg gegen Rußland 1812 ſeine Unthätigkeit endigte. Er erhielt das Commando über das, aus baieriſchen Truppen beſtehende, ſechſte Corps der großen Armee, focht bei Polocz̈k, und übernahm, obgleich ſelbſt verwundet, nach der Verwundung des Herzogs von Reggio, auch noch den Befehl über das zweite Armeecorps. Er erneuerte die Schlacht, und wiewohl die

Entſcheidung ungewiß erſchien, ſo wurde er doch zum Reichsmarſchall erhoben. 1813 bildete er während des Waffenſtillſtandes das vierzehnte Corps, welches unter ſeinem Commando zur Deckung von Dresden beſtimmt war. Am 22. Auguſt geſchahen die erſten Angriffe der alliirten Armee auf Saint-Cyr, der von den Gränzen Böhmens bis an die Werke Dresdens langſam zurückweichen mußte; in der Schlacht von Dresden ſelbſt ſtand der Marſchall im Centrum der Armee. Als Napoleon die Elbe aufgab, blieb Saint-Cyr mit ſeinem und dem ſehr geſchwächten vierzehnten Corps in Dresden zurück, welches von öſterreichiſchen und ruſſiſchen Truppen unter Chaſteler und Tolſtoy eingeſchloſſen wurde. Mangel an Lebensmitteln veranlaßte den Marſchall am 13. October zu einem großen Ausfalle; er drängte die Ruſſen zurück, und erreichte nothdürftig ſeinen Zweck. Indeſſen benahm ihm der Ausgang der Schlacht von Leipzig jede Ausſicht auf Erſatz; er faßte daher den Plan, Dresden ganz zu verlaſſen, an der Elbe hin zu gehen, die Garniſonen von Torgau und Wittenberg, wo möglich auch die von Magdeburg, an ſich zu ziehen, und mit dieſer ſehr anſehnlichen Truppenmaſſe zu Davouſt zu ſtoßen. Am 6. November brach er aus der Dresdener Neuſtadt auf, und ſchlug die Straße nach Großenhain ein; doch ſcheiterte der Verſuch an dem tapferen Verhalten der öſterreichiſchen Diviſion des Fürſten von Wied-Runkel. Endlich nöthigte der Mangel an Mundvorräthen den Marſchall, gegen freien Abzug nach Frankreich, die Stadt Dresden zu übergeben. Er verließ den Platz mit ungefähr 34,000 Mann, mit Einſchluß der Kranken, ſtreckte das Gewehr, und war ſchon bis Altenburg, als man ihm bekannt machte, daß der Fürſt Schwarzenberg die Capitulation nicht anerkenne, und Saint-Cyr wieder in Dresden einziehen ſolle, welches man ihm in demſelben Stande zurückgeben werde, wie er es verlaſſen habe. Der Nothwendigkeit weichend, erklärte er ſich mit der Garniſon kriegsgefangen, und wurde nach Ungarn abgeführt. Nach dem Pariſer Friedensſchluſſe (1814) kehrte er nach Frankreich zurück, wurde von dem Könige zum Pair erhoben, 1816 mit dem Großkreuze des Ordens des heiligen Ludwig geſchmückt, ward Gouverneur der fünften Militärdiviſion, im Juni 1817 Miniſter der Marine und der Colonien, und im September Kriegsminiſter. Die franzöſiſche Armee verdankte ihm viel. 1819, wo er auch noch zum Marquis erhoben wurde, nöthigte ihn Kränklichkeit, das Portefeuille abzugeben. Er ging nach Hières im Var-Departement, wo er ſich von dem günſtigen Klima Geneſung verſprach, ſchied aber hier den 17. März 1830 aus dem Leben, mit dem Ruhme eines ausgezeich-

neten Feldherrn und menſchenfreundlichen Befehlshabers. Auch als Schriftſteller im Fache der Kriegsgeſchichte muß ſein Name mit Achtung genannt werden.

Georges Mouton,

Graf von Lobau,

Marſchall von Frankreich.

Geboren 1770. Geſtorben 1838.

Zu den Männern, welchen erſt die Revolution ihren Platz anwies, gehört auch Georges Mouton. Er wurde den 21. Februar 1770 zu Pfalzburg im Meurthe-Departement geboren und urſpünglich für den Kaufmannsſtand beſtimmt. Als aber die Schreckensregierung von 1792 die Schlachtfelder ſicherer machte, als die Städte, trat auch er als gemeiner Soldat in das neunte Bataillon der Meurthe ein, wo er ſchon nach zwei Wochen zum Lieutenant, und nach einem Vierteljahre zum Hauptmann ſtieg. 1793 ward er Adjutant des Generals Meynier, 1797 dem Joubert'ſchen Generalſtabe beigeſellt, und im nämlichen Jahre durch Bonaparte zum Bataillonschef ernannt. Während der Feldzüge von 1798 und 1799 befand er ſich bei dem General Championnet in Italien, befehligte einige Zeit das Caſtell St. Angelo, und focht in der Schlacht von Novi als Adjutant des Generals Joubert. Durch Moreau zum Brigadechef der dritten Linien-Halbbrigade ernannt, gelangte er, in Folge der verſchiedenen Unglücksfälle des Feldzuges von 1799, bis in die Gegend von Genua, wo die Soldaten, allen Entbehrungen preisgegeben, ſich häufig zu Unordnungen hinreißen ließen, was jedoch die Feſtigkeit Mouton's, der noch immer einige Hülfsquellen aufzufinden wußte, bei ſeinem Regimente verhinderte. 1800 gehörte das dritte Regiment mit zu den Vertheidigern Genua's unter Maſſena, und war bei allen Gefechten, die der Blokade vorausgingen; es nahm am 11. April allein fünf Fahnen. Beim Angriffe des Forts Quezzi erhielt Mouton einen Schuß in den rechten Arm und einen durch den Leib; er wurde für todt gehalten, und nur einem Freunde, der noch Lebensſpuren

in ihm entdeckte, verdankte er ſeine Rettung. 1803 wurde er zum Ritter, 1804 zum Officier der Ehrenlegion ernannt. Im Lager von Boulogne 1805 ward er Brigadegeneral und Napoleon's Adjutant, den er nun in den Feldzügen von 1805, 1806 und 1807 begleitete. Am 30. Mai des letzteren Jahres ward er Commandeur der Ehrenlegion, und am 5. October Diviſionsgeneral. In der Schlacht von Friedland wurde er wiederum, obſchon leicht, verwundet. 1808 befehligte er eine Infanteriediviſion vom Corps des Marſchalls Beſſières, und hatte viel Antheil an dem Siege von Medina del Rioſeco, eben ſo an jenem vom 10. November, welcher den Franzoſen die Thore von Burgos öffnete. Im Feldzuge von 1809 gegen Oeſterreich eroberte er am 21. April Landshut, und verhinderte dadurch die Vereinigung des Generals Hiller mit dem Erzherzoge Karl. Am 21. Mai leiſtete er die wichtigſten Dienſte; an der Spitze der Fuſeliere der Garde nahm er das von den Oeſterreichern beſetzte Eßlingen mehrere Male zurück. Auch war er der franzöſiſchen Armee, während ihres Aufenthaltes auf der Inſel Lobau, durch ſeine Anordnungen von größtem Nutzen. Napoleon erkannte dies an, indem er ihn 1809 in den Grafenſtand erhob, ihm 1810 den beſonderen Namen eines Grafen von Lobau gab, und ihn 1811 zum Großofficier der Ehrenlegion machte. Dem Feldzuge gegen Rußland wohnte er als Generaladjutant im Gefolge des Kaiſers bei. Im September 1813 erhielt er das Commando über das, nach Vandamme's Niederlage bei Culm, neu gebildete erſte Corps der großen Armee, blieb mit dem Grafen Saint-Cyr in Dresden zurück, und fiel mit dieſem am 11. November in Gefangenſchaft. Nach dem erſten Pariſer Frieden 1814 zurückgekehrt, erhielt er vom Könige das Ritterkreuz des heiligen Ludwigsordens, aber Anfangs keine Anſtellung; erſt zu Ende des Jahres wurde er zum Generalinſpector der Infanterie für die erſte Militärdiviſion ernannt. Während der hundert Tage übernahm er wieder ſeine Function als Napoleon's Adjutant, ſo wie das Commando der erſten Militärdiviſion, und kurz darauf jenes des ſechſten Obſervationscorps, welches er im Feldzuge von 1815 anführte. Auf dem Rückwege von Waterloo wurde er gefangen genommen und nach England abgeführt. Er war unter Denjenigen begriffen, welchen der zweite Artikel der Ordonnanz vom 24. Juli die Rückkehr nach Frankreich verſagte, und wendete ſich nach Belgien. Erſt gegen Ende des Jahres 1818 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr in ſein Vaterland, wo, nach zwölfjähriger Zurückgezogenheit, die nur ſeine Erwählung zum Deputirten 1828 unterbrach, die Julitage 1830 ihn wieder auf den Schauplatz der Begebenheiten riefen. Ludwig Philipp übergab ihm am

26. December 1830 das Generalcommando der Nationalgarde von Paris, verlieh ihm das Großkreuz der Ehrenlegion, und ernannte ihn im Juli des folgenden Jahres zum Marſchall von Frankreich. Mouton blieb ſeitdem ein eifriger Anhänger des Julithrones, bis er am 27. November 1838 zu Paris ſeine Tage beſchloß.

J. A. B. Law,

Marquis von Lauriſton,

Marſchall und Pair von Frankreich.

Geboren 1768. Geſtorben 1828.

Jakob Alexander Bernhard Law war der Enkel des berühmten Finanziers Law, und wurde den 1. Februar 1768 zu Pondichery geboren, wo ſich damals ſein Vater, der Generallieutenant Law, als Gouverneur der franzöſiſchen Beſitzungen aufhielt. Um ihn zu einem tüchtigen Soldaten zu bilden, ſendete ihn ſein Vater in die Artillerieſchule nach Paris, und die Fortſchritte, die er hier in den Kriegswiſſenſchaften machte, waren ſo bedeutend, daß er ſchon mit ſiebzehn Jahren zum Artillerielieutenant, 1792 zum Adjutanten des Generals Beauvoir, und 1795 zum Brigadechef des vierten Regiments reitender Artillerie befördert wurde. Als ſolcher wohnte er den erſten Feldzügen des franzöſiſchen Revolutionskrieges bei, zog ſich dann 1796 auf einige Zeit vom activen Dienſte zurück, wurde aber 1800 vom erſten Conſul wieder in der Artillerie angeſtellt und zu deſſen Adjutanten gemacht. Im September 1802 ward er Brigadegeneral, 1803 Ritter und 1804 Commandeur der Ehrenlegion, 1805 Diviſionsgeneral. Der erſte Conſul hatte ihm während dieſer Zeit durch wichtige Aufträge ſein Vertrauen bewieſen, unter welche beſonders Law's Mitwirkung bei der Vertheidigung von Kopenhagen und ſeine Sendung nach England gehört, wohin er im October 1801 die Ratification des Friedenstractates brachte. Ihm war es zuzuſchreiben, daß 1805 die Einigkeit zwiſchen den beiden mächtigen Staaten im Norden und Süden Europa's ſo lange erhalten wurde. Im November 1804

ward er Befehlshaber der Expeditionsarmee, die ſich auf dem Geſchwader zu Toulon unter dem Admiral Villeneuve einſchiffte, die franzöſiſchen Colonien verproviantirte, und, nach einem Siege über den engliſchen Gegenadmiral Sir Robert Calder, bis Cadix vordrang. 1805 ward er Gouverneur des Innviertels, und, erhielt den Auftrag, im Namen des Kaiſers Venedig, Dalmatien und die Küſten von Cattaro in Beſitz zu nehmen, und ſich jedenfalls in Raguſa zu halten. Mit 1200 Mann behauptete er gegen 1500 Ruſſen und 8000 Montenegriner 25 Tage lang das freie Feld, und zog ſich erſt dann in die Stadt zurück, als eine Uebermacht von 12000 Türken, Montenegrinern und Ruſſen ihn dazu nöthigte. Auf der Inſel Croma, welche Raguſa beherrſcht, ließ er Retranchements aufwerfen, und vertheidigte mit 1800 Mann die Stadt gegen die wiederholten Stürme der Belagerer, wie auch gleichzeitig gegen den Angriff von ſechs ruſſiſchen Linienſchiffen, drei Fregatten und achtzehn Kanonierſchaluppen. Schon war, nach dreiwöchentlichem Bombardement, die Stadt ein Schutthaufen, als General Molitor dem löwenkühnen Vertheidiger Entſatz brachte. Law behauptete ſich in Raguſa, nahm das Land in Beſitz, und nach dem Friedensſchluſſe von Tilſit ward er im December 1807 Gouverneur von Venedig. 1808 wurde er vom Kaiſer in den Grafenſtand erhoben, begleitete denſelben als Adjutant nach Erfurt, begab ſich dann zur Armee nach Spanien, wohnte aber bereits im folgenden Jahre wieder der Schlacht bei Landshut bei, zerſtreute bei Zeimeringberg ein feindliches Corps, und bewirkte daſelbſt nach der Schlacht von Eßlingen die Vereinigung der großen Armee mit jener von Italien. Darauf ging er nach Ungarn, vereinigte ſich mit Eugen, nahm Theil an der Schlacht von Raab, welchen Ort er, von Laſalle unterſtützt, nach zehntägiger Belagerung eroberte, und hatte, als Commandant der Gardeartillerie, entſcheidenden Einfluß auf die Schlacht von Wagram. Nach dem Feldzuge erhielt er eine Sendung an den Kaiſer von Oeſterreich, begleitete nach ſechs Monaten die Herzogin Marie Louiſe nach Frankreich, und ward 1811 außerordentlicher Geſandter in St. Petersburg, wo er bis zum Ausbruche des Krieges blieb, und in Smolensk ſich mit der franzöſiſchen Armee vereinigte. Im Januar 1813 ward er Befehlshaber des Obſervationscorps an der Elbe, an deſſen Spitze er den nun folgenden Feldzug machte. Ueberall, beſonders auf dem Schlachtfelde, gab er Proben des entſchiedenſten Muthes und einer unerſchütterlichen Feſtigkeit des Willens. An dem Schlachttage von Lützen bemächtigte er ſich Leipzigs, ſchlug ſpäter die Ruſſen und Preußen bei Weiſſig, commandirte den Tag darauf bei Bautzen den linken

Flügel, und drang mit der Avantgarde bis Breslau vor, das nach einem hitzigen Gefechte in seine Hände fiel. Am 18. August 1813 schlug er mit dem fünften und eilften Armeecorps den General Blücher bei Goldberg, siegte in den Gefechten bei Jauer und Wachau, fiel aber nach der Leipziger Schlacht am 19. October in die Hände der siegreichen Verbündeten, wurde als Gefangener nach Berlin abgeführt, und blieb dort bis zur Restauration. Mit ungeheuchelter Treue schloß er sich hierauf an Ludwig XVIII. an, und wurde von demselben mit dem Großkreuze der Ehrenlegion und dem Ritterorden des heiligen Ludwig ausgezeichnet. Treu seinem Schwure, zog er sich während der hundert Tage auf seine Güter zurück, ward. nach der zweiten Rückkehr des Königs, Pair von Frankreich, Präsident eines Wahlcollegiums, Commandant der ersten Division der Gardeinfanterie, Mitglied der Commission zu Prüfung des Benehmens der Officiere während des 20. März bis 8. Juli, und Vorsitzer mehrerer wichtigen Kriegsgerichte. 1816 verlieh ihm der König das Commandeurkreuz des Ludwigsordens, 1817 die Würde eines Marquis, und 1820 das Ministerium des königlichen Hauses. Sowohl im Commando der Garden, als in der Pairskammer, in dem Kriege in Spanien 1823, wo er das zweite Reservecorps der Pyrenäenarmee befehligte, wie im Ministerium, fand Lauriston fortwährend Gelegenheit, dem Staate die wichtigsten Dienste zu leisten, wofür ihn 1823 der Marschallsstab belohnte. Zu seinen früheren Würden und Auszeichnungen kamen 1824 noch die eines Oberstjägermeisters und Staatsministers, nebst dem Ritterorden des heiligen Geistes. Zu Paris schlug am 10. Juni 1828 die letzte Stunde dieses tapfern und ritterlichen Mannes.

Louis Gabriel Suchet,

Herzog von Albufera,

Marschall und Pair von Frankreich.

Geboren 1770. Gestorben 1826.

In dem Lorbeerhaine des kriegerischen Frankreichs wandelt auch Suchet's schöne und glänzende Heldengestalt. In Lyon den 2. März 1770 geboren, der Sohn eines Seidenfabrikanten, erhielt er eine gute Erziehung, trat, dem

mächtigen Impulſe der Revolution folgend, 1792 als Freiwilliger in die Lyoner Nationalreiterei, war ſchon im folgenden Jahre Bataillonschef, und befehligte vor Toulon das vierte Bataillon der Ardeche, das den engliſchen Obergeneral O'Hara gefangen nahm. 1794 und 1795 focht er in Italien unter Laharpe, wurde 1796 mit ſeinem Bataillon der achtzehnten Halbbrigade zugetheilt, und nahm mit derſelben Theil an allen Affairen dieſes denkwürdigen Feldzuges. Bei Ceva durch eine Kugel hart getroffen, nahm er ſogleich nach ſeiner Geneſung rühmlichen Antheil an dem Feldzuge 1797, wurde bei Tarvis und Neumarkt abermals verwundet, und auf dem letztgenannten Schlachtfelde, wegen ſeines tapferen Verhaltens, von Bonaparte zum Brigadechef ernannt. 1798 kämpfte er unter Brune in der Schweiz, unterhandelte im Auftrage des Generals Menard mit den Abgeordneten von Bern und Freiburg, und überbrachte an das Directorium dreiundzwanzig eroberte Fahnen. Zum Brigadegeneral ernannt, wurde er auf das Verlangen Brune's, der zum Oberbefehlshaber über die italieniſche Armee berufen worden war, zum Chef in deſſen Generalſtabe gewählt, und behielt dieſen Poſten auch unter Joubert; wurde aber dann nach Paris berufen, um ſich wider die Verleumdungen der bei der Armee anweſenden Commiſſäre des Directoriums zu vertheidigen, deren Unterſchleifen er Gränzen geſetzt hatte. Gerechtfertigt, wurde er im December 1798 zur Donauarmee geſendet, welche jetzt die helvetiſche hieß, erhielt von Maſſena ein in Graubündten detachirtes Corps, vertheidigte ſtandhaft vom 15. bis 19. Mai 1799 die Stellungen von Davos, Bergun und Splügen, ſah ſich aber, nachdem das Fort Luzienſteig in öſterreichiſche Hände gefallen war, im Diſſentisthale abgeſchnitten, und entging der Gefahr der Gefangenſchaft nur durch ſeinen kühnen Marſch über einen gefrorenen See bei Oberalp. Nach ſolchen wichtigen Dienſten erlangte der wieder an die Spitze der italieniſchen Armee geſtellte Joubert, im Juli 1799, Suchet's Ernennung zum Chef ſeines Generalſtabes und zum Diviſionsgeneral. Nachdem Maſſena das Commando der italieniſchen Armee erhalten hatte, wählte er Suchet und Soult zu ſeinen Lieutenants, welchen Titel damals in den republikaniſchen Heeren die im Range dem Oberfeldherrn zunächſt ſtehenden, beſondere Corps oder Flügel befehligenden Generale führten. Mit 6 — 7000 Mann ſchlecht verſehener Truppen, von ſeinem, mit dem Reſte des Heeres in Genua eingeſchloſſenen Oberfeldherrn getrennt, vertheidigte er mit beiſpielloſer Ausdauer, unter Schnee und Eis, gegen die ihm mehrfach überlegenen Feinde, achtunddreißig Tage lang jeden Fußbreit der Küſtenſtrecke bis zum Var, trat, endlich der

Uebermacht weichend, unter unaufhörlichem Gefechte den Rückweg an, ging den 12. Mai über den Var, beſchäftigte ſich mitten unter ſteten Kämpfen mit der Wiederherſtellung ſeines gänzlich zu Grunde gerichteten Corps, und fügte, zur Offenſive zurückkehrend, mehrmals, namentlich am 5. Juni bei la Pieva, den Feinden empfindliche Verluſte zu. Am nämlichen Tage hatte Maſſena, durch den Hunger gedrängt, Genua, das Suchet noch immer zu entſetzen gehofft hatte, räumen müſſen; Suchet vereinigte ſich bei Savona mit demſelben, und beſetzte nach der Schlacht von Marengo das wieder geräumte Genua. Nach dem Wiederausbruche der Feindſeligkeiten, befehligte Suchet das Corps der Mitte, unterſtützte am 25. December bei Pozzolo zu rechter Zeit, wiewohl im Widerſpruche mit den erhaltenen Weiſungen, den auf das linke Ufer des Mincio übergegangenen, hart bedrängten General Dupont, ſo daß der ſchon errungene Vortheil des Feindes ſich für denſelben in eine völlige Niederlage verwandelte, wurde nach dem Frieden von Luneville 1801 zum Generalinſpecteur der Infanterie, 1803 zum Befehlshaber der vierten Diviſion von St. Omer erwählt, und commandirte 1804 eine Diviſion im Lager von Boulogne, wo er die Ernennungen zum Großofficier der Ehrenlegion und Gouverneur des Schloſſes Laeken bei Brüſſel erhielt. In den Feldzügen 1805, 1806 und 1807 zeichnete ſich ſeine Diviſion, die erſte des fünften Corps, bei Ulm, Hollabrunn, beſonders aber bei Auſterlitz aus, nach welcher Schlacht er das Großkreuz der Ehrenlegion mit einer Rente von 20,000 Francs erhielt. Glänzend war Suchet's Benehmen in der Schlacht bei Pultusk, im Kampfe gegen den größten Theil der ruſſiſchen Armee. Nach dem Frieden von Tilſit befehligte er proviſoriſch das fünfte Corps in Schleſien, wurde 1808 in den Grafenſtand erhoben, erhielt das Commandeurkreuz des ſächſiſchen Heinrichsordens, und führte gegen das Ende des Jahres das fünfte Corps nach Spanien, wo er durch mehr als fünf Jahre von Sieg zu Sieg eilte. Hier übernahm er, nach Saragoſſa's Falle, im April 1809 von Junot das Commando des dritten Armeecorps, die Armee von Aragonien genannt, mit der Beſtimmung, die Unterwerfung dieſer Provinz zu vollenden. Die Schwierigkeiten waren um ſo größer, je geringere Kräfte Napoleon, durch den Kampf gegen Oeſterreich gedrängt, auf den Krieg in Spanien verwenden konnte; Suchet's Lage war kritiſch, da er gleichzeitig ſeine Armee herſtellen, ihren Unterhalt ſichern und den Feind bekämpfen ſollte. Dennoch feſſelte er den Sieg an ſeine Schritte; ſo am 15. und 18. Juni 1809 bei Maria und Belchita. Im Frühjahre 1810 begann er ſeine ruhmwürdigen Feldzüge in Aragonien, Catalonien und

Valencia, wo er in dem Zeitraume von vier Jahren fortwährend als Sieger erſcheint, nur durch die Niederlagen der Franzoſen auf anderen Punkten gezwungen, ſeine Eroberungen aufzugeben. Der Eroberung von Lerida, Mequinenza, Tortoſa, Tarragona und des Forts von Oropeſa, folgte am 25. October 1811, nach heißen Kämpfen, jene von Sagunt, und endlich die von Valencia, in welchen Platz der feindliche General Blake ſich mit ſeiner ganzen Armee geworfen hatte, deren Reſte, über 16,000 Mann, am 10. Januar 1812 das Gewehr ſtreckten. Alle Provinzen, von den Pyrenäen bis unter die Mauern Alicante's, hatte ſich die Armee von Aragonien unter Suchet unterworfen; der letzte, noch in Feindeshand gebliebene Platz, das Fort von Peniscola, capitulirte den 4. Februar. Napoleon belohnte ſo außerordentliche Thaten, indem er Suchet 1811 zum Reichsmarſchall, und 1813 zum Herzoge von Albufera, mit dem Beſitze dieſes Herzogthumes, ernannte. Noch mehr aber zierte es den Helden, daß er durch ſtrenge Mannszucht, Gerechtigkeit und Milde die Liebe und Verehrung desſelben Landes erwarb, welches er als Feind betreten und mit den Waffen unterworfen hatte, daß der Sieger zugleich der Helfer und Schützer der Ueberwundenen ward. Als das Glück den franzöſiſchen Waffen ſich entwand, hielt Suchet es noch immer mit gewaltiger Hand feſt; er nahm den fliehenden König Joſeph und die zurückweichenden franzöſiſchen Heerhaufen auf, zwang das, Tarragona belagernde engliſche Corps im Juni 1813, die Belagerung aufzuheben und ſich mit Zurücklaſſung ſeines Geſchützes einzuſchiffen. Als, nach der Niederlage des franzöſiſchen Heeres bei Vittoria, Suchet Valencia zu räumen genöthigt war, bewerkſtelligte er den langen Rückzug bis Barcellona in größter Ordnung, erhielt, wie in den Tagen des Glückes, überall Beweiſe der Ergebenheit der Spanier, ſchlug am 15. Auguſt 1813 bei Villafranca das engliſch-ſpaniſche Belagerungsheer unter Bentink abermals von Tarragona hinweg, ſiegte am 14. September bei Ordal wiederum über Bentink, behauptete ſich, ſelbſt nachdem er zu Anfange 1814 faſt alle ſeine Truppen nach Frankreich hatte ſenden müſſen, mit kaum 9000 Mann in Catalonien bis Ende März, ſchlug am 15. Januar einen Angriff auf die Brücke Molins del Rey zurück, und übergab, am 24. März, den König Ferdinand VII. an das ſpaniſche Heer. Obſchon er aus ſeinem Hauptquartiere Narbonne am 14. April die Anerkennung Ludwig's XVIII. erklärt, von dieſem das Commando über die Heere der Pyrenäen und von Catalonien, die Pairswürde, das Commandeurkreuz des Ludwigsordens und andere Auszeichnungen erhalten hatte, trat er doch 1815 zu dem von Elba wieder-

kehrenden Napoleon über, bekam das Commando der Alpenarmee, drang in Savoyen ein, wurde jedoch durch ein öſterreichiſches Heer zum Rückzuge genöthigt. In die Ordonnanz vom 24. Juli begriffen, verlor er die Pairswürde, erhielt ſie jedoch 1819 vom Könige, der ihm neue Beweiſe ſeiner Achtung gab, zurück, wurde 1820 auch noch mit dem Ritterkreuze des heiligen Geiſtordens geſchmückt, und verſchied, noch nicht ſechsundfünfzig Jahre alt, den 3. Januar 1826 auf dem Schloſſe St. Joſeph bei Marſeille.

Andrea Maſſena,

Herzog von Rivoli, Fürſt von Eßlingen,

Marſchall von Frankreich.

Geboren 1756. Geſtorben 1817.

Aus der dunkelſten Tiefe der bürgerlichen Verhältniſſe ſtieg jener Mann herauf, deſſen Name aus allen großen Erinnerungen der franzöſiſchen Revolutionskriege vernehmbar hervorklingt. Zu Nizza den 6. Mai 1756 geboren, erhielt er, frühzeitig verwaiſ't, eine nachläſſige Erziehung, ſollte, nach dem Willen eines ſeiner Verwandten, ſich dem Seedienſte widmen, entſchied ſich aber für den Landdienſt, trat daher den 18. Auguſt 1775 als gemeiner Soldat in das erſte leichte Infanterie-Regiment ein, und ward nach einem Jahre Korporal. Noch als Marſchall bekannte er, daß jenes erſte Avancement ihn inniger gefreut habe, als alle ſpäteren. Wieder ein Jahr verſtrich, und er ward Sergeant; 1783 brachte er durch ſein gutes Verhalten es zum Fourier, und 1784 gar zum Unteradjutanten. Hiermit ſchien er ſein höchſtes Ziel erſtiegen zu haben, indem damals die Offiziersſtellen nur Adeligen offen ſtanden. So nahm er denn 1789, nach achtzehnjähriger Dienſtzeit, ſeine Entlaſſung, kehrte in ſeine Heimat zurück, und ſchloß eine vortheilhafte Heirat. Die Revolution mit ihren Hoffnungen und Träumen ſcheuchte ihn vom heimiſchen Herde hinweg. Da in jener Zeit die Soldaten häufig ſelbſt ihre Offiziere wählten, ſo ward er 1791 Ober-Adjutant des zweiten Bataillons vom Var-Departement, 1792 Chef

HUGO GROTIUS

1583. 1645.

R. BACCH

1214. 1294.

TREITSCHKE.

1776. 1842.

OTHSENHEIMER

1767. 1822.

LAFONTAINE

1621. 1695.

LESAGE

1668. 1747.

Verlag von A. Bartlechner in Berlin.

Steindruck v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

desſelben. Jetzt ging es mit raſchen Schritten aufwärts. Im Auguſt 1793 wurde er zum Brigade-General, im December ſchon zum Diviſions-General ernannt. Stets mit einem bedeutenden Commando bei der Armee von Italien beauftragt, nahm er Theil an den vorzüglichſten Ereigniſſen der Feldzüge, eröffnete ſeine höhere kriegeriſche Bahn mit den Gefechten bei Saorgio, durch welche die Piemonteſer über die Alpen getrieben wurden, nöthigte im September 1794 das bei der Armee des Königs von Sardinien befindliche öſterreichiſche Hülfscorps bei Cairo und Dego zum Rückzuge bis Acqui, behauptete ſich 1795 wider alle Angriffe in ſeiner Stellung bei Borghetto, ſchlug, als er den Auftrag erhalten hatte, die Feinde aus der Riviera von Genua zu vertreiben, dieſelben in den Thälern des Tanaro und der Bormida, und wurde nur durch Regengüſſe und austretende Gewäſſer in weiterer Verfolgung ſeines Sieges aufgehalten. Doch wurde der Hauptzweck erreicht, und ſomit das Vorſpiel des Feldzuges von 1796 begonnen. Die Ehre des Tages von Loano gebührt Maſſena allein. Bei der Eroberung Italiens durch Bonaparte iſt der Name Maſſena's ſtets mit dem des Oberfeldherrn genannt; die Tage von Montenotte, Milleſimo, Dego, Cherasco, Lodi, Rivoli, ſind Zeugen ſeines Ruhmes. Er nahm Pizzighetone, und war der Erſte, der in Mailand einzog. Er focht bei Lonato, Caſtiglione, Roveredo, Baſſano, Caldiero, bei Arcole ꝛc., ſpäter im Friaul, bis endlich Waffenſtillſtand und Frieden folgte, deſſen Ratification Maſſena nach Paris überbrachte, wo er mit großen Ehren empfangen wurde. Seit dem Tage von Roveredo nannte ihn Napoleon das Schooßkind des Sieges. Nach der Revolution vom 18. Fructidor wurde er nach Rom geſendet, um dort Berthier abzulöſen und Genugthuung wegen der Ermordung des franzöſiſchen Geſandten, Generals Duphot, zu fordern; ein Auftrag, der ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog, bei welchen er jedoch ſeine Beſonnenheit und Mäßigung bewährte. 1798 befehligte er in der Schweiz, wo er am 25. und 26. September über das ruſſiſch-öſterreichiſche Heer bei Zürich ſiegte und die Stadt beſetzte. Durch dieſe Schlacht wurde der Einfluß der Franzoſen auf die politiſchen Angelegenheiten der Schweiz wieder hergeſtellt, und von dieſer Seite die Republik gerettet. Hierauf commandirte er das italieniſche Heer, wurde aber aus Ober-Italien von den Oeſterreichern und Ruſſen zurückgedrängt, und endlich genöthigt, ſich ſelbſt nach Genua zu werfen und daſelbſt einſchließen zu laſſen. Durch ſeine tapfere und geſchickte Vertheidigung dieſes wichtigen Platzes verſchaffte er indeß dem erſten Conſul Zeit, den Uebergang über die Alpen zu bewerkſtelligen. Nach einem

muthigen und ſiegreichen Ausfalle übergab er am 4. Juni das ausgehungerte Genua. Nach der Schlacht von Marengo übergab ihm Bonaparte den Befehl über die Armee in Italien; ſpäter ward Maſſena Mitglied des geſetzgebenden Corps, und 1803 Ritter der Ehrenlegion. Bei der Errichtung des Kaiſerthums (1804) erhielt er die Würde eines Reichsmarſchalls, und 1805 das Großkreuz der Ehrenlegion. Während des Feldzuges 1805 hatte er den Oberbefehl über die Armee in Italien, eröffnete am 18. October den Feldzug, ging bei Caſtelvecchio mit einer Heeresabtheilung über die Etſch, und verdrängte die Feinde aus Veronetta, kämpfte vom 30. October bis 1. November bei Caldiero, nahm Vicenza, Padua, Treviſo und Baſſano, ging nach einem blutigen Gefechte am 12. November über den Tagliamento, und beſetzte Udine, Palma nuova, Görz und Trieſt. Nach dem Frieden von Preßburg beſetzte er das Königreich Neapel, das die dort gelandeten Engländer und Ruſſen eiligſt verließen, und beſchleunigte dann die Belagerung von Gaeta. Im Feldzuge 1807 commandirte er den rechten Flügel der franzöſiſchen Armee, hinderte die Ruſſen, die Operationslinien zu durchbrechen, beobachtete gleichzeitig die Oeſterreicher, und kämpfte mit den Ruſſen bei Wirbiza, Pultusk und Oſtrolenka. Nach dem Friedensſchluſſe wurde er 1808 zum Herzog von Rivoli erhoben, und erhielt bedeutende Dotationen. Damals verlor er auf einer Jagdpartie bei St. Cloud durch einen unvorſichtigen Schuß Berthier's das linke Auge. Obgleich nun beſtimmt, ein Armeecorps in Spanien zu commandiren, wurde er doch bei dem abermaligen Ausbruche der Feindſeligkeiten mit Oeſterreich, 1809, nach dem rechten Donauufer geſendet, focht bei Landshut, Eckmühl und Ebersberg, ſo wie bei Aſpern und Wagram. In der Schlacht bei Aſpern war es hauptſächlich ſeine Kaltblütigkeit, die dem völligen Untergange der Armee vorbeugte; dann vertheidigte er die Lobauinſel. Die Schlacht von Wagram machte er zum Theil fahrend mit, da ein heftiger Sturz mit dem Pferde ihn am Reiten hinderte. Bei Znaim ließ er ſich jedoch auf das Pferd heben, und kaum hatte er den Wagen verlaſſen, als eine Kanonenkugel durch denſelben ſchlug, die den Marſchall unfehlbar getödtet haben würde. Nach dem Wiener Frieden erhob ihn Napoleon (1810) auch noch zum Fürſten von Eßlingen. 1810 erhielt Maſſena den Oberbefehl über die Armee von Portugal, nahm Ciudad Rodrigo und Almeida, drang in das Innere von Portugal ein, wurde aber vor den Linien von Torres Vedras von Wellington aufgehalten. Nicht Waffengewalt, wohl aber der Mangel an Lebensmitteln und allen andern Bedürfniſſen, nöthigte ihn, dieſes Land zu ver-

laſſen. Er zog die Garniſon von Almeida an ſich, und ging nach Frankreich, wohin man ihn wegen des ſcheinbar geringen Erfolges ſeiner Sendung zurückberufen hatte. Der Zenith ſeines Glückes lag hinter ihm. Geſchwächt an ſeiner Geſundheit und niedergedrückt durch Napoleon's Kälte, die er unverdient erfuhr, nahm er 1812 keinen Theil an dem Feldzuge nach Rußland, ſondern wurde nach der Provence geſendet, um dort das nicht unwichtige, jedoch zu ſeinem Ruhme und ſeinen Fähigkeiten in keinem Verhältniß ſtehende Commando in der achten Militär-Diviſion zu übernehmen, das er auch nach der Reſtauration behielt. Während der hundert Tage blieb er den Ereigniſſen fremd. Nach Napoleon's zweiter Abdankung vertraute die proviſoriſche Regierung dem Marſchall das Commando über die Pariſer Nationalgarde an, das er jedoch nur vom 3. bis 8. Juli 1815 behielt, und, nach der Beſetzung der Hauptſtadt durch die Verbündeten, in das Privatleben zurücktrat. Während des Prozeſſes des Marſchalls Ney erklärte er die Incompetenz des Kriegsgerichtes. Der Theilnahme an Verſchwörungen vor den Kammern von 1815 angeklagt, vertheidigte er ſich in einer kraftvollen Schrift. Doch mehrte dieſe Erfahrung den tiefen, ſchmerzlichen Unmuth, welchen Frankreich's Unglück und Niederlage ihm erweckte. Die Geſundheit des kraftvollen Mannes ſchwand dahin. Seine Freunde drangen in ihn, in einem andern Klima Geneſung zu ſuchen; doch er wies ſie zurück mit der Antwort, daß er ſich das Recht erworben habe, in ſeinem theuren Vaterlande zu ſterben, und ſo erwartete er, gefaßt, ja, ſehnſüchtig den Tod, der ihn am 4. April 1817 zu Paris fand. Die Gefährten ſeiner Siege, die narbenvollen Trümmer der alten Armee, folgten dem Begräbniſſe des Helden. Napoleon, der ihn in ſpäterer Zeit nicht nach Verdienſt gewürdigt hatte, ſchildert gleichwohl in ſeinen Briefen den Marſchall Maſſena als unermüdlich, verwegen, mit richtigem Ueberblicke begabt und ſchnell entſchloſſen.

Hugo Grotius.

Geboren 1583. Geſtorben 1645.

Hugo van Groot — ſo war der eigentliche Name dieſes gefeierten Gelehrten — war der Sohn eines Bürgermeiſters zu Delft in den Niederlanden, wo er den 10. April 1583 zur Welt kam. Schon in der früheſten Jugend entwickelte er ein ſo glänzendes Gedächtniß und ſo ausgezeichnete Anlagen, daß er, kaum acht Jahre alt, ſchon lateiniſche Verſe dichtete, und 1594 in ſeinem eilften Jahre die Univerſität Leyden bezog, wo er mit unerhörter Schnelligkeit Theologie, Jurisprudenz, Philologie, Philoſophie und Mathematik erlernte, daher bereits 1598 als Begleiter des Großpenſionairs Oldenbarneveldt, als Geſandten nach Frankreich, von dem Könige Heinrich IV. mit größter Auszeichnung aufgenommen wurde. Solche Frühreife pflegt bisweilen entweder nur äußerlich zu bleiben, oder die zu raſch entfaltete Knoſpe auch frühzeitig zu entblättern. Bei Grotius drang ſie tief in den Kern ſeines Weſens, ohne gleichwohl dieſe kräftige Natur zu erſchüttern. In Orleans erwarb er die Würde eines Doctors der Rechte, kehrte dann 1599 nach Holland zurück, und ließ ſich im Haag als Advocat nieder, ward 1601 als achtzehnjähriger Jüngling Hiſtoriograph der Republik, 1607 Generalfiscal von Holland und Seeland, 1613 Rathspenſionair von Rotterdam. Ja, in letzterem Jahre wurde er bereits nach England geſendet, um die mit dieſem Lande wegen des Wallfiſchfanges entſtandenen Streitigkeiten beizulegen. Doch ernſter waren die nun beginnenden Streitigkeiten zwiſchen den Gomariſten und Arminianern, in welche man politiſche Beziehungen miſchte, indem man den durch Oldenbarneveldt, der den Arminianern anhing, mit Spanien geſchloſſenen Vertrag, von Seiten des Statthalters, Moritz von Oranien, und ſeiner Anhänger (Gomariſten) als ſtaatsverrätheriſch betrachtete. Grotius war als Verbündeter Oldenbarneveldt's eng in die Sache verflochten, und blies, als Hauptredacteur der Pacificationsſchrift, die Flamme an, ſtatt ſie zu dämpfen. Sein Verſuch, das gomariſtiſche Amſterdam auf ſeine Seite zu bringen, ſchlug

fehl; zuletzt wurde er mit Oldenbarneveldt und Hogerbeets im Haag festgenommen, und den 2. Mai 1619 von der Synode zu Dortrecht zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt, während Oldenbarneveldt den Parteienkampf mit seinem Leben büßte. Das Schloß Löwenstein war bestimmt, den Denker lebendig zu begraben. Doch gewährte man ihm dort endlich den Gebrauch aller gewünschten Bücher; auch durfte seine treue Gattin, Maria von Reigersberg, ihn wöchentlich zweimal besuchen. Diese doppelte Gunst ward Anlaß seiner Befreiung. Der List und Entschlossenheit seiner Frau gelang es, ihn den 21. März 1621, in der zurückgehenden Bücherkiste verschlossen, nach Gorkum zu retten, von wo er über Antwerpen glücklich nach Frankreich entkam, und den 13. April in Paris anlangte Mit einer huldreichen Pension vom Könige begnadigt, lebte er nun ganz den Wissenschaften, und schrieb zu Balagny bei Senlis 1623 sein classisches Werk: „De jure belli et pacis." Aber die unregelmäßige Auszahlung seiner Pension und unzeitige Versuche, ihn seinem Glauben zu entfremden, verleideten ihm den Aufenthalt in Frankreich, wiewohl er allen Anträgen Holstein's, Dänemark's und Schweden's, in ihre Dienste zu treten, auswich. Die Sehnsucht nach seinem Vaterlande zeigte ihm ein anderes Ziel, und wirklich wagte er nach dem Tode des Statthalters Moritz sich nach Holland zurück. Uneingedenk des alten Haders, kam er im September 1631 nach Rotterdam. Doch seine Feinde hatten den früheren Groll nicht so schnell vergessen, als er; sie bewirkten seine abermalige Aechtung. Neuen Gefahren zu entgehen, entfloh er 1632 nach Hamburg. Jetzt blieb ihm keine Wahl mehr. Er trat, was er früher verweigert, 1634 in schwedische Dienste, ward schwedischer Staatsrath und Gesandter in Frankreich, nahm aber 1644 wieder seine Entlassung, und ging nach Stockholm zurück, wo er mit Jubel aufgenommen wurde. Immer und immer zehrte die Sehnsucht nach der Heimat, die ihn geächtet und verstoßen, an diesem edlen Geiste. Jetzt endlich glaubte er sie befriedigen zu dürfen. Aber ein Sturm — an Stürmen war ja sein Leben so reich gewesen — warf ihn an Pommern's Küste. Krank und erschöpft betrat er die Küste, welche seine Wünsche nicht gesucht hatten. So kam er nach Rostock, wo er schon nach zwei Tagen, den 28. August 1645, aus dem Leben schied. Erst im Tode sollte sich dem Verbannten die Heimat öffnen. Sein Leichnam wurde nach Delft gebracht, und daselbst in der neuen Kirche beigesetzt; nach länger als hundert Jahren (1781) kam auch das schon früher für ihn beabsichtigte Denkmahl zu Stande. — Hugo Grotius war ein schöner, lebhafter

Mann, mit edlem, feſten Charakter, und alle Fächer des Wiſſens hat er mit Meiſterwerken ſeines Geiſtes geſchmückt. In ſeinem Kriegs- und Friedensrechte hat er zuerſt das Naturrecht ſcharfſinnig und ausführlich bearbeitet, ſeine Apologie des Chriſtenthums wurde ſogar in's Arabiſche, Perſiſche, Malayiſche und Chineſiſche überſetzt, und nicht nur dieſe Werke, ſondern auch ſeine Ausgaben verſchiedener Klaſſiker, ſeine Geſchichtswerke und juriſtiſchen Schriften nennen ſeinen Namen mit unvergänglichem Ruhme.

Roger Bacon.

Geboren 1214. Geſtorben 1292.

Leuchtend, rieſengroß, ſteht das Bild Roger Bacon's in einer dunklen, gedrückten Zeit da, welcher ſein Prophetenblick weit voraus eilte. Bei Ilcheſtre, in Sommerſetſhire, kam er zur Welt, ſtudirte zu Oxford, und ſchloß dann ſich dem großen Zuge wißbegieriger Schüler an, die damals nach Paris ſtrömten. Er umfaßte alle Studien mit Begeiſterung und hohem Berufe, erwarb die theologiſche Doctorwürde, und kehrte im Jahre 1240 nach England zurück, wo er ſich in den Franciscanerorden aufnehmen ließ, und in Oxford als Lehrer auftrat. Mit Eifer widmete er ſich der Phyſik, und brachte es in dieſer Wiſſenſchaft zu Erfolgen, welche für ſein Zeitalter ſtaunenerregend ſind. Großmüthige Freunde verſchafften ihm die nöthigen Mittel für ſeine Experimente, und ſeine bewundernden Jünger nannten ihn Doctor mirabilis. Aber die Finſterlinge erblickten in den großen Geheimniſſen, die er der Natur abrang, Zauberei und Höllenkünſte, und während die Wiſſenſchaft ihn auf ihren Thron erhob, arbeiteten Fanatismus und Aberglaube an ſeinem Untergange. Zu ſeinem Unglück ſtand er in freundſchaftlicher Verbindung mit Robert Greathead, Biſchof von Lincoln, einem Gegner der päpſtlichen Partei, eiferte gegen den Verfall der Kirchenzucht, und ſtellte dem Papſte in einem Briefe die Nothwendigkeit einer Reform der Geiſtlichkeit vor. Seine Feinde benutzten dies, um in Rom ſeine Grundſätze zu verdächtigen und ſeine natür-

lichen Wunder als Werke ſchwarzer Kunſt darzuſtellen. Man verbot ihm, auf der Univerſität zu lehren, und der Märtyrer der Wiſſenſchaft ward in ein Gefängniß geſtoßen. Erſt als Clemens IV., ſchon früher ein Bewunderer von Bacon's Genie, den päpſtlichen Stuhl beſtieg, öffnete ſich ſein Kerker, und der über die Vorurtheile ſeiner Zeit erhabene Papſt erklärte ſich zu ſeinem Beſchützer. Da derſelbe Bacon's Schriften geſammelt wünſchte, ſo überſendete ihm dieſer durch ſeinen Lieblingsſchüler, Johann von Paris, ſein unter dem Titel „Opus majus" gedrucktes Werk. Nicht lange währte Bacon's glückliche und friedliche Lage. Der General ſeines Ordens verbot nach Clemens Tode das Leſen der Schriften Bacon's, und erwirkte einen päpſtlichen Befehl, ihn einzukerkern Zehn Jahre ſchmachtete der große Seher im Gefängniſſe, den er vergebens durch eine Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten, als Beweis der Unverdächtigkeit und Nützlichkeit ſeiner Arbeiten, aufzuſchließen verſuchte. Endlich zerbrach die Verwendung einiger einflußreichen Männer ſeine Ketten. Alt und erſchöpft, trat er aus ſeinem langen Kerker hervor; nur kurze Zeit mehr ſollte er der Freiheit genießen. Nach Oxford zurückgekehrt, gab er noch ſeinen »Abriß der Theologie" heraus, bis im Jahre 1292 (nach Andern 1294) ſein hoher Geiſt ſich zum Lichte emporſchwang, das die Welt ihm grauſam hatte verhüllen wollen. — Obgleich mit manchen Meinungen und Irrlehren ſeiner Zeit verwachſen — er hing noch an dem Glauben vom Stein der Weiſen und von der Aſtrologie — überragt er ſie doch in Wiſſen und Entdeckungen bis zum Wunderbaren. In der Mathematik, Aſtronomie und Chemie leiſtete er Dinge, welche erſt von ſpäteren Jahrhunderten völlig begriffen und gewürdigt werden konnten. Er erfand Vergrößerungsgläſer und Brennſpiegel, und offenbarte in ſeinen Schriften neue und ſinnreiche Anſichten von der Optik, ſo z. B. über die Strahlenbrechung, über die ſcheinbare Größe der Gegenſtände, über den bedeutend vergrößerten Umfang der Sonne und des Mondes am Horizonte. Auch als eigentlicher Erfinder des, erſt lange nach ihm in Anwendung gekommenen Schießpulvers, iſt er anzuſehen, und vielleicht iſt der ſchwer erweisliche Mönch Schwarz, dem etwa die Farbe ſeiner Erfindung den Namen gab, nur eine ſymboliſche Variation des Mönches Roger Bacon. In ſeinen Schriften ſpricht er von einem unauslöſchlichen, vermuthlich phosphoriſchen Feuer, ferner von einem künſtlichen Feuer aus Salpeter und andern Beſtandtheilen, durch welches der Donner und der Blitz in der Luft nachgeahmt, und mit einem zollgroßen Theile eine ganze Stadt unter ſchrecklichem

Knall und Leuchten zertrümmert werden könnte; ja, er erwähnt endlich ausdrücklich, daß mit Salpeter, Schwefel und Kohle Donner und Blitz nachzumachen ſei. Das ganze Reich des Wiſſens durchflog dieſes Mannes kühner Geiſt. Als Quelle der Erkenntniß galt ihm die Mathematik; in Sprachen war er hocherfahren, und ſein Latein war klaſſiſch. Er entdeckte die Irrthümer im damaligen Kalender, berichtigte dieſelben, und kam der Wahrheit ſehr nahe. Unter den größten und herrlichſten Genien der Menſchheit ſteht Roger Bacon in der erſten Reihe.

Ferdinand Ochſenheimer.

Geboren 1767. Geſtorben 1822.

Obgleich im ſtilleren, geräuſchloſeren Kreiſe, ſpielte das Leben doch wunderbar mit dieſem verdienſtvollen Manne, und zog ihn abwechſelnd dem Ernſte der Wiſſenſchaft, der heiteren Sphäre der Kunſt zu. Aber Ein Tempel blieb ihm offen durch ſein ganzes Daſein: der Tempel der Natur, und neben demſelben lagerten ſich ihm, als freundliche Führer, Kunſt und Wiſſen, um die Bedeutung dieſes ſchönen Lebens zu erhöhen. — Ferdinand Ochſenheimer wurde den 17. März 1767 in Mainz geboren, ſtudirte auf der damaligen Univerſität ſeiner Vaterſtadt, erwarb 1788 die philoſophiſche Doctorswürde, und war dann in einigen angeſehenen Häuſern Erzieher. Die Mannheimer Bühne, damals in ihrem höchſten Glanze und in ganz Deutſchland als ein Muſter geachtet, weckte ſeine ſchlummernde Neigung zum Theater. Anfangs begnügte er ſich, einige kleine Luſtſpiele zu verfaſſen, von denen „der Brautſchatz" und »Er ſoll ſich ſchlagen" häufig gegeben worden ſind, und Glück gemacht haben. Doch befriedigte dies ſeine Sehnſucht nicht hinlänglich; ganz und gar wollte er der bunten Breterwelt angehören, und ſo begab er ſich nach Baireuth zur Quandt'ſchen Geſellſchaft, wo er am 12. November 1794 zum erſten Male als Flickwort in Gotter's »ſchwarzem Manne" auftrat. Somit war der große Wurf geſchehen. Suchend griff ſein Talent anfänglich in verſchiedenen

Fächern umher, das ihm angemeſſenſte und eigenthümlichſte aufzufinden. Da die Natur ihm eine angenehme Tenorſtimme verliehen, wirkte er ſogar in der Oper mit, bis er zuletzt in Rollen, wie Gebhard im „Portrait der Mutter," Fallbring in »Dienſtpflicht," ſeine richtige Sphäre angewieſen fand. 1796 kam ihm ein Ruf nach Stargard zur Döbbelin'ſchen Bühne. Unterweges gaſtirte er am kurfürſtlichen Hoftheater zu Leipzig, und erhielt ſogleich Engagement, das er jedoch, wegen früherer Verpflichtungen, erſt im folgenden Jahre antreten konnte, und nun ſeit 1797 jenem bedeutſamen Künſtlervereine, der abwechſelnd in Dresden und Leipzig wirkte, als eine der Hauptzierden angehörte. Schon als Knabe war er fleißig auf die Schmetterlingsjagd gegangen. Als nun 1798 ſein durch angeſtrengte Studien angegriffener Körper fleißige Bewegung im Freien erheiſchte, erwachte jene Neigung der Jugendjahre mit größerer Lebhaftigkeit wieder; er ging in den Umgebungen Leipzig's, im Roſenthale und im Univerſitätsholze rüſtig dem Fange der bunten Falter nach, ſammelte und ſchuf ſich unvermerkt ein neues Studium. In Berlin, wohin ihn 1802 Iffland, als Director des dortigen Hoftheaters, eingeladen hatte, machte er die Bekanntſchaft des kenntnißreichen Laspeyres, der ihn zuerſt aufforderte, ſein, mit vielen wiſſenswerthen Bemerkungen über manche Schmetterlingsarten angefülltes Tagebuch bekannt zu machen. Mit Feuer unterzog ſich Ochſenheimer dieſer Arbeit, und 1805 erſchien der erſte Band ſeiner „Naturgeſchichte der Schmetterlinge von Sachſen." Er hatte ſich darin freilich die Gränzen zu enge gezogen, und fühlte es. Dennoch begann er den zweiten Theil. Da kamen Irrungen mit dem Verleger ſeiner Entſchloſſenheit zu Hülfe. Er brach die Arbeit ab, um die größere: »die Schmetterlinge von Europa," dafür zu beginnen. Dabei verlor er ſeine künſtleriſche Beſtimmung nie aus dem Auge. Kunſtreiſen nach Frankfurt und Mannheim, nach ſeiner Vaterſtadt Mainz und nach Berlin, die er 1805 unternahm, befeſtigten und verbreiteten ſeinen Ruf. 1807 wurde er durch die neu eingetretene adelige Theaterunternehmung nach Wien eingeladen, und ſpielte dort im Mai zwölf Gaſtrollen. Der Erfolg war ſo ſchmeichelhaft, daß man ihn gern ſogleich dort behalten hätte. Doch ſein Engagement in Dresden feſſelte ihn noch, bis es ſeinem Freunde Treitſchke im Juli gelang, dieſe Hinderniſſe zu beſeitigen, und ihn für Wien zu gewinnen, wo er, Anfangs weniger auf der Bühne beſchäftigt, ſeinen entomologiſchen Forſchungen mit doppeltem Eifer nachgehen konnte. Es erſchienen von ihm „die Tagfalter" und »die Schwärmer." Mit dem gemüthlichen

Treitſchke, an welchen ihn ſowohl ſein Beruf, als auch gemeinſames wiſſenſchaftliches Streben band, unternahm er vereinigt ſeine Ausflüge zu entomologiſchen Zwecken. In dem, 1810 erſchienenen dritten Bande ſeines Werkes: „die Spinner," verſuchte er zuerſt, die Abtheilungen generiſch zu bezeichnen, und wählte die Titel ſo zweckmäßig, daß ſie bald in ganz Deutſchland, ja darüber hinaus, angenommen wurden. Doch ſeit 1815 nahmen Ochſenheimer's Kräfte ſichtbar ab; ſeine Arbeiten gingen langſamer, und Treitſchke ſtand ihm dabei helfend zur Seite. Noch ward ihm der ehrenvolle Auftrag, einen Theil der lepidopterologiſchen Schätze des k. k. Muſeums nach ſeinem Werke zu ordnen, und er brachte dieſes Geſchäft nach einem Jahre zu Stande. Es ſollte ſein Tagwerk beſchließen. Am 23. September 1822 ſpielte er in der »ſilbernen Hochzeit" den Steckrübe mit großem Erfolge, aber auch mit heftiger Anſtrengung. Nach der Vorſtellung befiel ihn eine Ohnmacht, und ſchon am Abende des 2. Novembers, während er viel von ſchöneren Schmetterlingen phantaſirte, die er erziehen wolle, durchbrach ſein Geiſt die irdiſche Hülle.

Friedrich Treitſchke.

Geboren 1776. Geſtorben 1842.

Wie der ihm befreundete und ſeelenverwandte Ochſenheimer, ſo bewegte ſich auch Friedrich Treitſchke, der noch vor Kurzem unter den Lebenden weilte, auf der angenehmen Gränze, wo Kunſt und Wiſſenſchaft ſich vermählen, und der ernſte Forſchergeiſt mit dem heiteren Sinne des Bildners gemeinſam die Natur innig umarmt. Zu Leipzig den 29. Auguſt 1776 in einer geachteten Kaufmannsfamilie geboren, erhielt er eine ſorgfältige, doch entſchieden auf die merkantiliſche Laufbahn hinſtrebende Erziehung, wurde ſchon 1793 von ſeinem Vater in Handelsangelegenheiten in die Schweiz geſendet, fand in Zürich freundſchaftliche Aufnahme im Geßner'ſchen Hauſe, und fühlte ſich hier plötzlich von einem wiſſenſchaftlichen Drange ergriffen, der ſich wohl noch vertagen, aber nicht mehr

vergeſſen ließ. Als daher 1799, zwei Jahre nach Treitſchke's Heimkehr, ſein Vater ſtarb, wurde der kaufmänniſche Weg ſofort verlaſſen. Die Bühne und die Belletriſtik, zwei für jugendliche Gemüther gleich anlockende Gegenſtände, wurden auch ihm zum nächſten Doppelziele; Ochſenheimer's Bekanntſchaft förderte dieſe Neigung. Auf einem Dilettantentheater zu Leipzig prüfte er ſelbſt die dramatiſche Schwinge, und 1800 ſchrieb er unter dem Namen Anton Wall ein kleines Luſtſpiel: »das Bauerngut,« welches häufig zur Darſtellung gekommen iſt. In Wien, wohin er 1802 eine Reiſe unternahm, wurde er in dem Hauſe des Freiherrn von Braun eingeführt, dem damals die Direction der beiden k. k. Hoftheater übertragen war, und dieſer ſtellte den talentvollen jungen Mann als Regiſſeur und Dichter des k. k. Hofoperntheaters an. Auf dieſem Poſten entwickelte Treitſchke großen Eifer und eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Mit guter Auswahl und noch größerer Schnelligkeit lieferte er Ueberſetzungen der damals gangbarſten franzöſiſchen Opern und Schauſpiele. »Das Waiſenhaus,« »die Uniform,« »Nachtigall und Rabe,« fanden an Weigl einen Compoſiteur, und auch der Text zu Beethoven's Oper: »Fidelio,« wie dieſelbe 1814 aufgeführt wurde, war Treitſchke's Werk. Als bei der feindlichen Invaſion 1809 die Cavaliere, welche ſeit 1807 die Leitung der beiden Hoftheater und des Theaters an der Wien führten, Wien zu verlaſſen genöthigt waren, wurde ihm die Vice-Direction des letztgenannten Theaters übergeben, und er ſtand ihr ſo zweckmäßig vor, daß ihm 1811 dieſes Amt zum zweiten Male anvertraut wurde. Uebrigens führte er dieſe Vice-Direction nur im Urlaub; ſeine eigentliche Anſtellung im Hoftheater blieb ihm reſervirt, und 1814 trat er wieder dort ein. Ausſchließend trat er 1822 in den Dienſt des k. k. Hofburgtheaters über, da das k. k. Hofoperntheater in Pacht gegeben wurde. Er bekam die Anſtellung als Hoftheater-Oekonom, mit der Aufſicht über das Kaſſen- und Rechnungsweſen. Mittlerweile hatte ſeiner literariſchen Thätigkeit ſich ein neues Feld geöffnet, und während er ſeither nur dem leichten Reize der Tagespoeſie gehuldigt hatte, ſo ſchloß fortan auch die Wiſſenſchaft ihm ihren ernſten Tempel auf. Eine Krankheit gebot ihm im Sommer 1808 den Genuß der Landluft. Hier erwachte ſeine Neigung zur Entomologie aus früherer Zeit, und nach ſeiner Rückkehr ward er der treue und willkommene Gefährte des, durch ſeine Bemühungen für Wien gewonnenen Ochſenheimer auf deſſen wiſſenſchaftlichen Wanderungen. Mit ihm vereinigt, legte er eine intereſſante Sammlung an, und nahm den thätigſten

Antheil an deſſen berühmtem Werke: »die Schmetterlinge von Europa.« Auf einer Reiſe im Sommer 1817 knüpfte er neue entomologiſche Bekanntſchaften an, und als 1822 Ochſenheimer ſtarb, übernahm Treitſchke die Vollendung des genannten Werkes, das er 1835 mit dem ſiebzehnten Theile beſchloß, und dadurch ſeinen Namen als Naturforſcher rühmlich begründete. Freundlich und ermunternd ging neben dieſen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen die Kunſt durch ſein fleißiges Leben. Ihm wurde, als nach dem Bruche der Gallenberg'ſchen Pachtung des k. k. Hofoperntheaters eine Aerarial-Regie zu einſtweiliger Verwaltung des Letzteren eintrat, die Leitung desſelben anvertraut, und er führte ſie vom Mai bis Auguſt 1830, wo die Adminiſtration dann in die Hände des Pachters Duport kam. 1834 gab Treitſchke ein ſehr brauchbares »Hülfsbuch für Schmetterlingsſammler« heraus. Für die Hartleben'ſche Buchhandlung in Peſth übernahm er dann die Herausgabe des ſehr beifällig aufgenommenen »Bilderſaales des Thierreiches;« beſorgte für dieſelbe Buchhandlung im Vereine mit Diezmann den Text des prachtvoll ausgeſtatteten »naturgeſchichtlichen Kabinet's des Thierreiches,« und beſchloß ſein wiſſenſchaftliches Wirken mit der trefflichen »Naturgeſchichte der europäiſchen Schmetterlinge.« Außerdem überſetzte er Manches für die Bühne, wovon beſonders das Schauſpiel »Marianna« ſich eines ungewöhnlichen Beifalls zu erfreuen hatte, und nahm mit einem Bande gemüthreicher Gedichte, welche er 1841 erſcheinen ließ, von der Muſe Abſchied. In demſelben Jahre wurde er auch zum k. k. Hofburgtheater-Secretär, mit Beibehaltung ſeiner Anſtellung als Oeconom, ernannt, und empfing vom Kaiſer von Rußland das Ritterkreuz des St. Stanislaus-Ordens, nachdem ſchon früher mehrere naturforſchende Geſellſchaften, ſo die von Moskau, Leipzig, Breslau, Görlitz u. a., ihn zu ihrem Mitgliede gemacht hatten. Das Jahr 1842 verſprach ihm die Feier ſeiner vierzigjährigen Dienſtleiſtung an den k. k. Hoftheatern und ſeine ſilberne Hochzeit; aber er ſollte dieſe Doppelfeier nicht erleben. Gebeugt durch den Tod eines hoffnungsvollen Sohnes, ſelbſt an der Herzbeutelwaſſerſucht erkrankt, und daher eigener Todesahnungen voll, ſchied er am 4. Juni 1842, allgemein betrauert, aus dem Leben.

Alain René Lesage.

Geboren 1668. Gestorben 1747.

Dieser gewandte und geistvolle Schriftsteller stammte aus Sarzeau, einem Städtchen auf der Halbinsel Ruys, unweit Vannes, im Departement Morbihan, und erblickte hier am 8. Mai 1668 das Licht. Seine Jugend ließ sich nicht glücklich an. Sein Vater, ein Notar, starb frühzeitig; sein Oheim brachte ihn um sein kleines Vermögen. So verwais't und mittellos, kam er in das Jesuitencollegium zu Vannes, wo er zwar vielen Fleiß an den Tag legte, aber für die Dauer sich dort nicht gefiel, daher 1692 nach Paris ging, theils um daselbst seine Studien fortzusetzen, theils um sich ein Unterkommen zu suchen. Hier gestalteten sich die Umstände günstig für ihn. Es öffneten sich ihm mehrere angesehene Häuser, und eine reiche Dame schenkte ihm nicht nur ihr Herz, sondern gewährte ihm auch freigebige Unterstützung. Doch zerschlug sich dieses Verhältniß wieder; Lesage gewann ein Pariser Bürgermädchen lieb, und heiratete sie 1694 mit erzbischöflicher Erlaubniß. Er hatte sich in Paris anfänglich als Parlamentsadvocat einregistriren lassen, ließ aber später diesen Stand ganz fallen, und wendete sich ausschließend der Literatur zu. Die ersten Erfahrungen auf diesem Felde waren wenig ermuthigend; denn die Uebersetzung der griechischen Briefe des Aristenät, mit welcher er sich 1695 im Publikum einführte, fand geringen Anklang. Indeß Lesage ließ sich dadurch nicht irre machen; ja seine Zuversicht auf Erfolg war so groß, daß er sogar eine von dem Marschall von Villars ihm angebotene vortheilhafte Anstellung entschieden ablehnte, und nur eine jährliche Rente von seinem Freunde, dem Abbé de Lyonne, annahm. Dieser flößte ihm zugleich Liebe für die spanische Sprache und Literatur ein, und dadurch erhielt seine Thätigkeit eine neue, eben so entscheidende als ersprießliche Richtung. Er bearbeitete sofort Komödien von Lope de Vega, Francesco de Roxas u. A., und übersetzte den Don Quixote des Cervantes. Aber hauptsächlich verdankte er seinen literarischen Ruf einem,

Calderon nachgebildeten Luſtſpiele: „Don César Ursin,“ und der Poſſe: „Crispin rival de son maître,“ welche beide 1707 mit großem Beifalle aufgeführt wurden. Zum Ruhme ſteigerte ſich ſein Ruf durch ſeinen, dem ſpaniſchen „El diablo cojuelo“ des Velez de Guevara nachgebildeten Roman: „Le diable boiteux,“ ein Meiſterſtück des Styls und der Charakterzeichnung. Dieſem folgte 1708 ſein Luſtſpiel: „Turcaret,“ in welchem er die Bedrückungen der damaligen Steuerbeamten in treuen Farben und muſterhafter Ausführung ſchilderte, das mit ſtürmiſchem Beifalle aufgeführt wurde und für deſſen Zurücknahme — ſo ſehr erkannte das böſe Gewiſſen in der Feder eine rächende Macht — von den Steuerbeamten ihm 100,000 Franken geboten worden waren. Den höchſten Glanz verſchaffte er ſeinem Namen endlich durch ſeinen ſatiriſchen Roman: „Gil-Blas de Santillane,“ welcher, allgemein für das größte Meiſterwerk dieſer Gattung in der franzöſiſchen Literatur ſowohl hinſichtlich der claſſiſchen Diction, als der trefflichen Charakterzeichnung, und der echt komiſchen Haltung anerkannt, von der Leſewelt faſt verſchlungen, immer neu aufgelegt, in alle lebenden europäiſchen Sprachen überſetzt worden iſt, und zahlloſe Nachahmungen hervorgerufen hat. Unter ſeinen übrigen Werken nennen wir den Roman: „Aventures de Guzman d'Alfarache,“ eine freie Ueberſetzung des ſpaniſchen Originals von Mateo Alaman, ſeine komiſchen Opern und Schwänke, deren vorzüglichſte er unter dem Titel: „Théâtre de la foire“ geſammelt hat, ſeine Sammlung von Anekdoten und geſchichtlichen Charakterzügen, ſeine Ueberſetzung von Bojardo's „Orlando inamorato“ u. a. m. Leſage fand ſeinen höchſten Genuß nur im Arbeiten, und umgeben von angenehmen häuslichen Verhältniſſen, erwartete er in Ruhe die Tage des Alters. Kummer verurſachte es ihm, daß zwei Söhne, ganz im Widerſpruche mit ſeinen Wünſchen, den damals verrufenen Stand des Schauſpielers erwählten, bis er, entzückt durch die Meiſterſchaft des älteſten, der als Schauſpieler den Namen Montmenil annahm, Beiden vergab. Erſatz gewährte ihm ſein zweiter Sohn, welcher, dem geiſtlichen Stande gewidmet, ein Kanonikat zu Boulogne-ſur-Mer erhielt. Als aber der junge Prieſter plötzlich ſtarb, waren Leſage's Lebensfreuden zu Ende. Er floh die Zerſtreuungen der Hauptſtadt, und wendete ſich 1743 nach Boulogne. Taubheit und Schwäche beugten den greiſen Dichter. Wunderbar war es, welchen mächtigen Einfluß die Sonne auf ſeinen Körper nahm, indem Vormittags ſeine Lebens- und Geiſteskräfte ſich jederzeit ſteigerten, Nachmittags aber eben ſo abnahmen, und er die Nacht hindurch in einer wahren

Lethargie verbrachte, bis die Morgenſonne auch in ſeinen Organismus ihre belebenden Strahlen warf. Nahe an 80 Jahre alt, ſtarb er den 17. November 1747 in den Armen der Seinigen. — Leſage gehört unſtreitbar zu den franzöſiſchen Klaſſikern des erſten Ranges, und wenn man ihm nicht ohne Grund den Vorwurf gemacht hat, daß er ſtets nur ſchlechte Charaktere ſchildert, ſo rechtfertigt ihn gewiſſermaßen die Meiſterſchaft, womit er dies thut, am allerwenigſten aber fällt deshalb auf ſeinen höchſt redlichen Lebenswandel ein Schatten zurück; ja man kann vielmehr behaupten, daß er eben dadurch erſt in den Stand geſetzt wurde, ſeine Charaktere ſo ſchön und treffend zu zeichnen.

Jean de Lafontaine.

Geboren 1621. Geſtorben 1695.

Je weniger ſeit längerer Zeit bei den Franzoſen das Feld der Fabel und der poetiſchen Erzählung angebaut wird, deſto unbedingter iſt Jean de Lafontaine als der größte Dichter dieſer Nation in der genannten Gattung anzuſehen. Zu Chateau-Thierry in Champagne den 8. Juli 1621 geboren, machte er auf der Schule ſeiner Vaterſtadt und ſpäter zu Rheims keine erheblichen Fortſchritte, und trat in ſeinem neunzehnten Jahre in die Congregation des Oratorium, welche er aber bald wieder verließ, ohne, nach ſeiner gewöhnten Sorgloſigkeit, weiter an die Wahl einer beſtimmten Laufbahn zu denken. Nichts hatte bis jetzt ſein eigenthümliches Talent verrathen, als an der ſchönen Ode Malherbe's auf die Ermordung Heinrich's IV. ſich plötzlich ſein eigener poetiſcher Genius wunderbar entzündete. In ſeiner genialen Trägheit immer nur das Nächſte ergreifend, hatte er nun nichts Eifrigeres zu thun, als die Werke Malherbe's auswendig zu lernen. Erſt nachdem er mit dieſer Arbeit zu Stande war, ward ihm klar, daß der Pomp dieſes Odendichters ſeinem Geſchmacke eigentlich nicht einmal zuſage, daß vielmehr die naive Manier eines Rabelais, Marot und Voiture ihn weit inniger anſpreche, und ſofort ſtudirte er dieſe Letztgenannten mit demſelben gedul-

digen Eifer, der den wunderlichen Mann in allen ſeinen Handlungen bezeichnete. Doch vergaß er dabei auch der Muſter des Alterthums nicht, welche einer ſeiner Anverwandten ihm zur Beherzigung empfohlen hatte. Der Leſewelt machte er ſich zuerſt durch eine Ueberſetzung des Terenziſchen „Eunuchen" 1654 bekannt. Aber den überwiegendſten Einfluß auf die Ausbildung und Richtung ſeines Talentes übte die italieniſche Literatur, welche er weit über die franzöſiſche ſtellte. Seitdem gehörte ſein ganzes Weſen und Denken ausſchließend der Poeſie an, und mit der Außenwelt hing er nur durch ſehr lockere Berührungen zuſammen, in denen er vollkommen paſſiv erſchien. Mit derſelben nachgebenden Gleichgültigkeit nahm er aus den Händen ſeines Vaters eine Frau, wie auch deſſen bisheriges Amt, das eines Maître des eaux et des forêts, und Frau und Amt vernachläſſigte er dergeſtalt, daß ſein Vermögen nach und nach in Rauch aufging, und ſeine Gattin ſich ihm völlig entfremdete. Eine Gönnerin fand er an der Herzogin von Bouillon, einer Nichte des Kardinals Mazarin, welche nach Chateau-Thierry verwieſen worden war, und deren Begleiter er ward, als ſie nach Paris zurückkehrte. Sorglos trat er in die große Welt, und ließ für ſeinen Unterhalt den Zufall und reiche Gönner ſorgen. Der Finanzintendant Fouquet gab ihm eine Penſion, welche der Dichter mit eben ſo großem Leichtſinne verſchleuderte, als er ſtets mit innigſter Liebe ſeinem Wohlthäter, auch nachdem dieſer in Ungnade gefallen war, anhing, und deſſen Unglück in einer rührenden Elegie beklagte; obſchon andere Gönner und Gönnerinnen, wie Henriette von England, der große Condé, der Prinz von Conti, der Herzog von Vendôme, der Herzog von Burgund u. A., durch reiche Geſchenke ihm dieſen Verluſt hinreichend erſetzten. Gleichwohl war Lafontaine nie bei Kaſſe; durch ſein ganzes Leben Kind, waren ihm alle Weltpraktiken und Rechnenexempel fremd oder widerwärtig. Zum Glück übernahm das Schickſal die beſte Vormundſchaft über dieſes Kind, und während er nichts vermied, was ihn hätte zu Grunde richten können, eröffnete, ohne ſein Zuthun, ſein Schutzgeiſt ihm immer neue Hülfsquellen. Aus ernſthaften Verlegenheiten befreite ihn eine geiſtreiche und großmüthige Dame, Frau von Sablières, die ihn zu ſich in's Haus nahm, und unter deren ſorgender Obhut ihm zwanzig behagliche Jahre ſchnell und in angenehmer Einförmigkeit verſtrichen. Oft ſcherzte die gütige Dame über des Dichters äußerliche Unbethulichkeit, und als ſie einſt ihr ganzes Geſinde weggegeben hatte, erzählte ſie, daß ſie nichts behalten habe, als ihre drei Thiere: den Hund, die Katze und Lafontaine. Als ſie ſtarb, ward ihm die Gattin des

XL

LUDWIG XI.
VON FRANKREICH
LUDWIG DER HEILIGE
TALLEYRAND
FOUCHÉ
BÜRGER
POPE

Herrn von Hervart eine eben ſo großmüthige und ſorgſame Wohlthäterin. Lafontaine blieb immer derſelbe. Weder der Umgang mit den ausgezeichnetſten Dichtern ſeiner Zeit, wie Racine, Molière, Boileau, noch Spott und Neckereien vermochten ihn aus ſeinem träumeriſchen Geleiſe zu bringen. Er ließ die Welt gehen, wie ſie ging; wußte er doch kaum, in wie weit er ſelbſt ihr angehörte; alle Leute waren ihm lieb und werth, weil er ſie nur mit dem Auge ſeiner gutmüthigen Fantaſie, nicht mit dem des Menſchenkenners anſah, und ſo beſaß und verdiente er den Namen: »le bon homme,« im beſſeren Sinne. Gewiſſensſkrupel konnten ſelbſt in einer zur Frömmelei geneigten Zeit den Mann, der ſo ſchlecht und recht hingelebt, und eigentlich gar nichts gethan hatte, nicht füglich anwandeln. Dennoch meinte er in ſeinen alten Tagen dergleichen zu verſpüren, und ſuchte ſich durch ſtrenge Bußübungen dagegen zu waffnen. Aber dergleichen Regungen, ſeiner ſonſtigen Natur fremd, konnten nur Wirkungen einer ſchweren organiſchen Verſtimmung ſein, uud wurden zu Vorboten ſeiner Auflöſung, welche am 13. April 1695 zu Paris erfolgte. — Wenn man auch den übertriebenen Lobeserhebungen, welche franzöſiſche Kunſtrichter ihm geſpendet, nicht immer beiſtimmen kann, ſo ſtellt er ſich doch durch ſeine naive Natürlichkeit, ſeine unnachahmliche Anmuth und Leichtigkeit, und durch die ſtete Wahrhaftigkeit ſeines Gefühls, hoch genug. Zwar ſind ſeine Erzählungen nichts weniger als Originale, ſondern geſchickte Nachahmungen altfranzöſiſcher Fabliaux und italieniſcher Novellen; aber kein Dichter traf ſo glücklich die alte Manier, und wußte ſie ſo geiſtreich mit der Eleganz des Zeitalters Ludwig's XIV. zu vermälen. Muthwille, Grazie und Unſchuld bieten ſich bei ihm in einer, jeden Leſer bezaubernden Miſchung. Der Vorwurf der Schlüpfrigkeit, den man ſeinen Erzählungen gemacht hat, trifft die Gattung, nicht ihn. Auch ſeine Fabeln ſind nicht ſowohl eigene Erfindungen, als gelungene Nachbildungen äſopiſcher Fabeln. Aber ſeinem kindlichen Gemüthe ſagte dieſe Dichtungsart ausnehmend zu; er wußte in ihren Vortrag einen unvergleichlichen Zauber zu legen, und es gelang ihm, dieſe ſeither faſt ganz vernachläſſigte Gattung wieder zu Ehren zu bringen.

Ludwig IX. der Heilige,

König von Frankreich.

Geboren 1215. Geſtorben 1270.

Dieſer berühmte König, den Frankreich noch jetzt mit Stolz und Liebe nennt, der Sohn Ludwig's VIII. und der Blanca von Caſtilien, wurde im Schloſſe Poiſſy den 25. April 1215 geboren. Er war nicht viel über eilf Jahre alt, als ſein Vater ſtarb, und wurde am 29. November 1226 in Rheims geſalbt; doch blieb die Regierung in den Händen ſeiner Mutter, die ſie mit Kraft und Umſicht führte. Blanca mußte harte Kämpfe beſtehen; denn eine Partei mächtiger Vaſallen ſtrebte, ſich des jungen Königs zu bemächtigen, um in ſeinem Namen zu regieren. Dieſe gingen, nachdem mehrere ihrer Pläne geſcheitert waren, ſo weit, in einer geheimen Zuſammenkunft den durch Klugheit und Gerechtigkeitsliebe bekannten Sire de Coucy zum Könige auszurufen; aber auch dieß zu vereiteln, wurde der Königin Regentin nicht ſchwer, da ſie den Grafen Thibaud von Champagne, ſpäter König von Navarra, von der Gegenpartei in ihr Intereſſe gezogen hatte, und durch ihn von allen Schritten der Verſchworenen unterrichtet ward. Blanca hielt die Rechte ihres Sohnes und die Ruhe im Lande aufrecht. Im Jahre 1236 wurde der König volljährig, übernahm ſelbſt die Regierung, und zeigte nun dem Grafen von Champagne, wie ſehr er deſſen Verdienſte um den Staat zu ſchätzen wußte. Der Graf Robert von Dreux und ſein Bruder, Pierre Mauclerc, Herzog von Bretagne, huldigten dem jungen Monarchen; allein ein drittes Haupt der Partei, Hugo von Lezignem, Graf de la Marche und von Angoulême, weigerte ſich, den Huldigungseid zu leiſten, den er dem Bruder des Königs, Alfons Grafen von Poitou und Auvergne, abgelegt hatte. Er hatte die Witwe des Königs Johann von England geheirathet, und war dadurch der Stiefvater Heinrich's III. geworden, durch deſſen Hilfe er ſich aus der jetzigen Lage zu ziehen hoffte. Aber er betrog ſich, denn Ludwig

ging auf ihn los, ſchlug ihn am 22. Juli 1240, ſo wie er auch den Grafen Raimund von Toulouſe, der die aufrühriſchen Marſeiller gegen ihren Grafen unterſtützte, um neue Unruhen zu erregen, bald zur Ruhe verwies. Eben ſo glücklich beendigte er den von ſeinem Vater begonnenen Krieg gegen die Albigenſer. Staatsklug entzog Ludwig, obgleich vom Papſte angelegentlich aufgefordert, ſich der Einmiſchung in die damaligen Streitigkeiten zwiſchen dem Kaiſer Friedrich II. und Gregor IX., und wies ſogar die für ſeinen Bruder vom Papſte beſtimmte Kaiſerkrone zurück. Auch lehnte er die wiederholten Einladungen, an Zügen in das heilige Land Theil zu nehmen, ab; denn ſowohl er, als ſeine Mutter Blanca, die fortwährend großen Einfluß auf ihn übte, mochten einſehen, daß in einer Zeit, wo die Großen Frankreichs, noch nicht zu völliger Unterwerfung gebracht, nur auf Gelegenheit zu neuen Unruhen lauerten, und der König von England, der es nicht verſchmerzen konnte, daß ihm in Frankreich ſo viel entriſſen war, als ein mächtiger und gefährlicher Nachbar da ſtand, wo es ferner galt, ſowohl in Languedoc als in der Provence die Ruhe zu befeſtigen und den Reſt von Ketzerei zu vertilgen — ſeine Gegenwart in der Heimat gerade höchſt nothwendig ſei. Eine ſchwere Krankheit warf ihn auf das Siechbett, und er gelobte, wenn er geneſen wäre, das Kreuz zu nehmen und in das heilige Land zu ziehen. Er ordnete die Angelegenheiten ſeines Reiches, übertrug ſeiner Mutter die Regentſchaft, empfing aus den Händen des päpſtlichen Legaten das Kreuz, ſpäter in Lyon noch einmal aus den Händen des Papſtes ſelbſt, und ſchiffte ſich den 25. Auguſt 1247 zu Aigues mortes in Languedoc ein, ſegelte zwei Tage ſpäter ab, und kam den 25. September auf der Inſel Cypern an, wo er den Winter zubrachte, um die Ankunft ſeiner Truppen und Kriegsbedürfniſſe abzuwarten. Am 13. Mai 1248 ſegelte er von da ab, ſtieg auf der Rhede von Damiette an das Land, und eroberte dieſen Ort am 2. Juni nach einer zweitägigen Einſchließung. Dann überſchritt er den Nil, verbreitete Schrecken auf allen Seiten, und bemächtigte ſich durch zwei ſiegreiche Schlachten des größten Theiles von Aegypten. Der erſte Schmerz, den der König im gelobten Lande empfinden ſollte, war der Tod ſeines Bruders Robert, Grafen von Artois, der am 8. Februar 1250 blieb, als er unvorſichtig die Feinde durch Maſſur verfolgte. Die Armee des Königs lagerte bei Pharamia, um ſich zu erholen, wurde aber hier durch Meleg Sala, der von den anderen Sultanen Hilfsvölker erhalten hatte, eingeſchloſſen. Die glänzende Tapferkeit des Königs von Frankreich vermochte nichts gegen den Mangel an

Lebensmitteln, und ſo beſchloß er, die Armee nach Damiette zurückzuführen. Doch es war zu ſpät; ſie löſete ſich großentheils auf, und Ludwig nebſt ſeinen Brüdern Alfons und Karl geriethen am 5. April 1250 in die Gefangenſchaft der Saracenen. Wohl ſelten hat ein Monarch oder Feldherr eine ehrenvollere Gefangenſchaft gehabt; denn die Anhänger des Propheten, welche ihren Sultan Meleg Sala getödtet hatten, richteten bei der Wahl eines neuen Oberhauptes ihre Blicke auf Ludwig, und nur der Gedanke, daß er ſie ihrer Religion untreu machen könne, hinderte die Erwählung. Die Uebergabe von Damiette und die Summe von 800,000 goldenen Byzantinern verſchafften dem Könige und den Seinigen die Freiheit wieder. Er ſchiffte ſich mit den Reſten des chriſtlichen Heeres auf genueſiſchen Schiffen ein, landete 1251 bei Acre, nahm Tyrus und Cäſarea ein, ließ andere Plätze befeſtigen, beſuchte die heiligen Orte, und kehrte im Jahre 1254 nach Frankreich zurück. Seine Mutter war ſchon 1252 geſtorben, und mit ihrem Tode waren neue Unruhen in Frankreich ausgebrochen, welche zu dämpfen, Ludwig's eifrigſte Sorge war. Er hob daher das Fauſtrecht auf, ſchloß 1258 einen ehrenvollen und vortheilhaften Frieden mit dem Könige von England, gab treffliche Geſetze, errichtete ein Ober-Appellationsgericht aus Prälaten und Baronen, in welchem er ſelbſt den Vorſitz führte, und dadurch unvermerkt die königliche Jurisdiction erweiterte, brachte das Juſtinianiſche Geſetzbuch, von welchem er eine Ueberſetzung hatte beſorgen laſſen, in Gebrauch, und verbeſſerte das ganze Gerichtsweſen. Außerdem ſorgte er für die Errichtung von Kirchen und Spitälern, nahm ſich der Witwen und Waiſen an, und ward ſo der Wohlthäter ſeiner Unterthanen. Aber mitten unter dieſen erhabenen Beſchäftigungen beunruhigte ihn die Vorſtellung von nicht erfülltem Gelübde, und bald war der feſte Entſchluß gefaßt, einen zweiten Kreuzzug zu unternehmen. Vorher aber gab er die erſte pragmatiſche Sanction, wornach beſtimmt wurde, daß die Geiſtlichen ihr Amt ungeſtört verwalten, die Domkirchen und Stifter ihre Biſchöfe und Prälaten frei wählen ſollten, ferner, daß der Papſt nicht das Recht habe, Geld für ſich, am allerwenigſten ohne Genehmigung des Königs, einzufordern u. ſ. w.; eine Einrichtung, wodurch Ludwig den Grund zur Freiheit der franzöſiſchen Kirche legte. Nachdem er ſein Teſtament niedergelegt und zwei einſichtsvolle Reichsverweſer ernannt hatte, ſchiffte er ſich am 1. Juli 1270 in Begleitung ſeiner drei Söhne ein. Die Flotte ruhte, nach beſtandenem heftigen Sturme, in Sardinien; dann ſegelte ſie nach Afrika, und hier eroberte der König

das berühmte Carthago. Hierauf ſchritt er zur Belagerung von Tunis. Aber eine anſteckende Krankheit, wahrſcheinlich die Peſt, raffte einen großen Theil des Heeres dahin; auch Ludwig erlag ihr am 25. Auguſt 1270, nachdem er faſt 44 Jahre über Frankreich geherrſcht und bei ſeinen Zeitgenoſſen ein Anſehen behauptet hatte, wie nur wenige Könige vor und nach ihm. Papſt Bonifacius VIII. verſetzte den königlichen Helden und Märtirer 1297 unter die Zahl der Heiligen, und deſſen Nachkomme, Ludwig Philipp, König der Franzoſen, ſchmückte die Stätte von Carthago, die ſein Ahnherr als Sieger betreten hatte, mit der Statue des heiligen Ludwig.

Ludwig XI.,

König von Frankreich.

Geboren 1423. Geſtorben 1483.

Ein noch immer nicht hinreichend aufgeklärtes Räthſelbild der Geſchichte, über welches ſowohl zu ſeiner Zeit, als in den ſpäteren Jahrhunderten die widerſprechendſten Urtheile geſchöpft worden ſind, iſt König Ludwig XI. von Frankreich, Sohn Karl's VII. und der Prinzeſſin Maria von Neapel. Den 3. Juli 1423 geboren, zeigte er ſchon als fünfzehnjähriger Jüngling ſo viele Entſchloſſenheit und Umſicht, daß ſein Vater ihm die Beruhigung der Provinzen Poitou und Languedoc auftrug, die er auch glücklich bewirkte. Leider ward ſein herrſchſüchtiges und verſchloſſenes Weſen damals ein Werkzeug in den Händen widerſpänſtiger Großen, die ihn 1440 an die Spitze eines Bundes, der Pragerie, ſtellten, welcher auf die Schwächung des königlichen Anſehens, alſo gegen ſeinen eigenen Vater, gerichtet war. Karl zerſprengte mit Waffengewalt dieſen Bund, verzieh ſeinem Sohne, und übergab, durch deſſen wahre oder verſtellte Reue gerührt, ihm ſogar die Dauphiné, welche dieſer mit Einſicht regierte. Später begleitete Ludwig ſeinen Vater in den Feldzügen gegen die Engländer, und zeichnete ſich dort, wie auch 1444 bei der Unterdrückung des Armagnac'ſchen Aufſtandes aus. An der Spitze

der in königliche Dienſte übergetretenen Armagnaken zog er dann dem Hauſe Oeſterreich gegen die Schweizer zu Hilfe, und ſiegte über dieſelben bei St. Johann vor Baſel. Mit den Miniſtern ſeines Vaters entzweit, zog er ſich vom Hofe zurück, in der weiſen Verwaltung ſeiner Provinz ſcheinbar Erſatz ſuchend, gleichzeitig aber geheime Einverſtändniſſe gegen die Günſtlinge ſeines Vaters anknüpfend. Immer ernſter geſtaltete ſich die Spannung zwiſchen Vater und Sohn, und endlich ſendete der König ein Heer gegen die Dauphiné. Ludwig entfloh und fand 1456 gaſtliche Aufnahme bei ſeinem Verwandten, dem mächtigen Herzoge Philipp von Burgund. Als endlich Karl VII. 1461 Hungers ſtarb, weil er, aus Furcht, vergiftet zu werden, keine Nahrung mehr zu nehmen ſich getraute, kehrte Ludwig nach Frankreich zurück, wurde vom Herzoge von Burgund mit großen Ehren nach Paris geführt, und ließ ſich zu Rheims krönen. Sein Hauptaugenmerk ging nun dahin, die gefahrdrohende Macht der großen Lehensträger und der Prinzen vom Geblüt, zu Gunſten des königlichen Anſehens zu verringern und den Flor der Städte zu heben; auch ſuchte er die Würde der Gerichte herzuſtellen und geſetzmäßige Ordnung im Reiche einzuführen. Die mit ſeinen Maßregeln unzufriedenen Großen ſchloſſen gegen ihn einen Bund: Ligue du bien public, an deſſen Spitze Ludwig's eigener Bruder, Karl, Herzog von Berry, der Herzog von Bretagne und namentlich der verwegene Karl, Graf von Charolois, Sohn Philipp's von Burgund, ſtanden. Aber durch ſchnelles und entſchiedenes Handeln und kluge Maßregeln trennte Ludwig dieſes Bündniß, und beendigte 1465 die Feindſeligkeiten durch den Vertrag von Conflans, in welchem er für den Augenblick ſeinen Gegnern Vortheile einräumte, die er dann zu gelegener Zeit mehr oder minder auffallend ihnen wieder entriß. Seiner Politik getreu, arbeitete er unabläſſig daran, die königliche Macht auf Koſten jener der großen Vaſallen zu heben, verwickelte durch Umtriebe den mittlerweile zur herzoglichen Würde gelangten Karl den Kühnen von Burgund in Kämpfe mit mehreren großen Städten ſeiner eigenen Länder, und zwang durch unvorhergeſehenen Angriff den Herzog von Bretagne zum Vertrage von Ancenis (10. September 1468). Karl der Kühne ſtrafte Ludwig's Treuloſigkeit durch eigene Verrätherei; er überredete ihn, angeblich zur Anknüpfung perſönlicher Verhandlungen, zu einer Reiſe nach Peronne, nahm ihn gefangen, und ließ ihn nur unter harten Bedingungen und gegen mehrere Abtretungen wieder frei. Ludwig zeigte in dieſer kritiſchen Lage eine ſeltene Würde und kluge Mäßigung, ſo

wie er auch bei dem Zuge gegen Lüttich, welchem beizuwohnen Karl ihn zwang, große Geistesgegenwart und Tapferkeit bewährte. Neue Mißhelligkeiten mit Karl von Burgund entspannen sich, als Ludwig die Partei König Heinrich's VI., Karl jene Eduard's IV. von England unterstützte; Letzterer behielt zuletzt die Oberhand, aber Ludwig's thätiger und erfinderischer Geist wußte auch diesen üblen Folgen zu begegnen. Seine Vorsicht erhielt ihn immer gleich sehr gerüstet zum Angriffe wie zur Abwehr; er durfte es daher sogar wagen, sich im Januar 1471 der Städte St. Quentin und Amiens zu bemächtigen, und nöthigte den Herzog von Burgund zu dem Waffenstillstande von Amiens. Bald darauf befreite ihn der Tod von seinem nächsten Feinde, seinem eigenen Bruder, dem Herzoge Karl von Guyenne. Der Herzog von Burgund beschuldigte ihn öffentlich des Brudermordes und erneuete die Feindseligkeiten, mußte aber, durch den Abfall seiner Bundesgenossen geschwächt, die Ludwig theils durch Gewalt, theils durch Ueberredung zum Frieden brachte, sich 1472 zu dem Waffenstillstande von Senlis bequemen, und Ludwig gewann dadurch Ruhe vor seinem drohendsten Feinde. Umsichtig benützte er diese Ruhe, um sich der lästigen großen Vasallen zu entledigen und das Land von diesen kleinen Tyrannen zu befreien. Unerschöpflich in schnellen und glücklichen Mitteln, besänftigte er im rechten Augenblicke auch den Zorn Eduard's IV. und wendete einen verheerenden Krieg mit England ab. Noch friedlicher gestaltete sich seine Zukunft, als am 5. Januar 1477 Karl der Kühne bei Nancy gegen die Schweizer Schlacht und Leben verlor, die reichen Länder seines Hauses einem weiblichen Erben, seiner Tochter Maria, überlassend. Ludwig's Feldherren bemächtigten sich nun eiligst des Herzogthums Burgund, das er als Mannlehen der Krone Frankreich anheimgefallen erklärte. Maria von Burgund reichte ihre Hand dem Erzherzoge Maximilian von Oesterreich. Die Feindseligkeiten beendigte den 27. August 1480 ein Waffenstillstand. Ungestört verfolgte der König seine Plane im Innern, und vereinigte, durch die Ereignisse unterstützt, die Provence und die übrigen Besitzungen des Hauses Anjou mit der Krone. Doch die lange gespannte Thätigkeit des Königs ward endlich schlaff; Mißtrauen und Menschenfurcht lähmten die Kraft seines Geistes. Argwöhnisch schloß er sich mit wenigen Vertrauten in dem festen Schlosse Plessis bei Tours ein. Im März 1481 traf ihn ein Schlagfluß. Schon triumphirten seine Feinde und bereiteten sich zum Kriege. Da erhob der kranke König sich in der alten Kraft, stieg herab von seiner düstern Zwingburg, musterte sein Heer und

feſſelte die Entſchlüſſe der Gegner. Noch über zwei Jahre ſiechte er, in ſchrecklicher Todesfurcht ſich verzehrend, nach Tyrannenweiſe, bald in frömmelnder Zerknirſchung Rettung vom Himmel erbettelnd, bald in finſterer Angſt gegen ſeine Umgebung wüthend. Der heilige Franz von Paula ſprach ihm Troſt zu; da ermannte ſich der furchtſame Sterbende und beſchloß, als ein Mann und als ein König zu enden. Er verſchied am 30. Auguſt 1483. — Verworren und widerſprechend klingen die Stimmen über ihn. Der Parteihaß hat ſein Andenken gefliſſentlich entſtellt; denn auf einer Seite hat man es ihm nie vergeben, daß er die Macht des Adels und der großen Vaſallen beugte, um die Gewalt des Scepters zu verallfachen. Unter den Deutſchen hat zuerſt Johannes von Müller ſeine Vertheidigung übernommen; dagegen beurtheilt ihn Ségur — freilich aus Rückſichten, die dem Stande des Verfaſſers anhingen — ſehr gehäſſig; doch kann er ihm große Eigenſchaften des Geiſtes nicht abſprechen, nicht hinweg läugnen, daß Ludwig das Volk geſetzlich frei machte, indem er ihm die Wahl ſeiner Vorſtände wieder gab, eine treffliche Rechtspflege einführte, die Stände verſammelte, den einſichtsvollen Bürgern Sitz und Stimme im Staatsrathe gab, den Handel, die Induſtrie, die Wiſſenſchaften und den Ackerbau begünſtigte, daß er gute Geſetze und Polizeieinrichtungen des Auslandes nach Frankreich verpflanzte, und neue Auflagen oder Kriege nur auf triftige Gründe hin verhing. Von dem Vorwurfe der Treuloſigkeit, Willkühr und des Deſpotismus iſt ſein Charakter nicht freizuſprechen; doch taſtete er damit nur ſpecielle Verhältniſſe an, ohne das Ganze zu verletzen. Stolz und hart gegen die Großen, war er herablaſſend und vertraulich gegen den gemeinen Mann, der erſte König, der ſeine Unterthanen an ſeiner Tafel ſitzen ließ, wenn auch ſein beißender Witz ſie dabei oft verwundete. Darum wurde er von den Großen gehaßt, während das Volk, deſſen Schützer und Wohlthäter er ward, ihn anbetete. Seine Perſon mit ihren Laſtern und Gebrechen mag man verdammen oder fallen laſſen; aber ſein Wirken war in ſeiner Geſammtheit weiſe, zeitgemäß und heilſam.

Joſeph Fouché,

Herzog von Otranto.

Geboren 1763. Geſtorben 1820.

Es gibt Geiſter, die, ohne hervorragende innere Kraft und Größe, ſich doch geſchickt in ihre Zeit einzudrängen, eine zufällige Lücke der Gegenwart auszufüllen verſtehen, und ſo zu paſſenden Werkzeugen in der Hand des, ſie Alle überherrſchenden und weiſe ſichtenden Weltgeiſtes werden. Unter ihre Zahl gehört auch Joſeph Fouché. Er war den 29. Mai 1763 zu Nantes geboren, wurde dort von ſeinem neunten Jahre an von den Pères de l'Oratoire erzogen, und von ſeinem Vater, dem Kapitän eines Kauffahrteiſchiffes, zum Seedienſte beſtimmt. Doch körperlich nicht ſtark genug dazu befunden, widmete er ſich dem Lehramte, hatte auch bereits als Profeſſor zu Arras, Niort, Vendome und Juilly gewirkt und leitete das Collège zu Nantes, als die Revolution ausbrach, und an ihm einen eifrigen Anhänger fand. Er wurde deshalb 1792 zum Deputirten der unteren Loire gewählt; allein ſeine Rednertalente reichten zu einer hervorſtechenderen Rolle im Nationalconvente nicht aus, und er übernahm daher eine Miſſion nach dem Departement de l'Aube, wo die Rekrutirung auf große Schwierigkeiten ſtieß. Er erfüllte ſeinen Auftrag, kehrte nach Paris zurück, und trat am 20. September 1792 — nachdem alſo der Thron ſchon geſtürzt und die Republik errichtet war — zuerſt im dortigen Jakobinerclub auf. Im Convent ſtimmte er für den Tod des Königs. Auf einer zweiten Sendung nach dem Departement la Nièvre riß ihn das herrſchende Schreckensſyſtem zu Schonungsloſigkeiten hin; doch mißbilligte er offen die Grauſamkeiten ſeines Collegen Collot d'Herbois, wurde dieſerhalb ſogar des geheimen Einverſtändniſſes mit den Feinden der Republik angeklagt, und entging dem Untergange nur durch ſeine Verbindung mit Tallien und Legendre und den Sturz Robespierre's. Seitdem ſchien er die Partei der Gemäßigten ergreifen zu wollen; aber die gefahrvolle Lage der Republik zwang ihm wieder die Donner des Terrorismus auf. Er drang nicht mehr damit durch; die Fraction des

9. Thermidor erhob ſich gegen ihn, ſtieß ihn aus dem Convente und bewirkte ſeine Verhaftung, als eines Terroriſten. Durch die ausgeſprochene allgemeine Amneſtie erhielt er am 26. October 1795 ſeine Freiheit wieder, und zog ſich in das Privatleben zurück, aus welchem er erſt 1798, als ſein Freund Barras an das Ruder kam, wieder hervortrat, um als Geſandter bei der cisalpiniſchen Republik nach Mailand zu gehen. Hier verband er ſich mit dem General Joubert, welcher die italieniſche Armee commandirte, gegen die von Merlin und Reubell im Directorium gebildete Partei, und veranlaßte dadurch ſeine ſchnelle Zurückberufung. Aber durch die mächtige Gegenpartei, welcher Barras und Sieyes angehörten, gehalten, wurde er kurz darauf zu einer Miſſion nach Holland beſtimmt, und nach ſeiner Rückkehr zum Polizeiminiſter ernannt. Von jetzt an ſtellte der einſtige Terroriſt ſich mit Scharfſinn und Ausdauer allen revolutionären Extremen entgegen, und war 1799 einer der eifrigſten Beförderer des 18. Brumaire; daher auch Bonaparte als erſter Conſul ihm das Portefeuille der Polizei ließ. In der Abſicht, alle Parteien gewiſſermaßen von ſich abhängig zu machen, ſchreckte er die Royaliſten mit Bonaparte's Zorn, dieſen mit dem Furchtbilde royaliſtiſcher und republikaniſcher Verſchwörungen. Bonaparte gewann jedoch nie ein Herz zu dem hinkenden Boten, der ihn durch ähnliche Angſtgebilde in unangenehmer Spannung erhielt, und kaum ſchien Fouché nach dem Frieden von Amiens 1802 entbehrlich geworden, als das Miniſterium der Polizei mit jenem der Juſtiz unter Regnier vereinigt wurde. Doch die Parteigährungen, welche beſonders zur Zeit des Moreau'ſchen Proceſſes verſpürt wurden, bewogen den Kaiſer, im Juli 1804 Fouché wieder an die Spitze des Polizeiminiſteriums zu ſtellen. Als 1809 Napoleon an der Donau gegen Oeſterreich kämpfte, und die Engländer auf Walcheren gelandet waren, rief Fouché, damals zugleich Miniſter des Innern, und kurz vorher zum Herzog von Otranto erhoben, eigenmächtig die Nationalgarde unter die Waffen, und ſtellte den mit dem Kaiſer zerfallenen General Bernadotte an ihre Spitze, unter dem Aufrufe: „Beweiſen wir, daß wir Bonaparte's Gegenwart nicht bedürfen, um unſere Feinde zurückzutreiben!“ Dies und ſein Anſehen in Frankreich, wie im Auslande, zog ihm Napoleon's Mißtrauen und Ungnade zu. Fouché, an deſſen Platz der Herzog von Rovigo trat, wurde zwar zum Gouverneur von Rom ernannt, nahm aber dieſe Stelle nicht an, und zog ſich nach Aix zurück. Mit Entſchiedenheit verweigerte er die geforderte Auslieferung ſeiner Papiere. An ſeiner Berufung nach Dresden nach dem unglücklichen ruſſiſchen Feldzuge, und ſeiner

Ernennung zum Gouverneur von Illyrien, ſcheint weniger des Kaiſers erneuertes Wohlwollen, als vielmehr deſſen Beſorgniß, daß Fouché's Einfluß in Frankreich ihm gefährlich werden könne, Antheil gehabt zu haben. Nach der Wiedereinſetzung der Bourbon's ſprach er offen ſeinen Zweifel an der Dauer der neuen Ordnung der Dinge aus. Dies hatte einen Verhaftbefehl gegen ihn zur Folge, dem er ſich durch ſchnelle Flucht entzog. Der mittlerweile wieder gelandete Napoleon lockte ihn durch die Vorſpiegelung, daß Oeſterreich und England ſein Unternehmen insgeheim begünſtigten, an ſich, und übergab ihm zum dritten Male das Portefeuille der Polizei. Als Fouché jedoch die vom Congreſſe gegen Napoleon ausgeſprochene Acht vernahm, rieth er demſelben zum Wege der Unterhandlung, und erkennend, daß deſſen urſprünglich auf Militärdeſpotismus gegründeter Thron fortan andere Grundlagen erhalten müſſe, ſtrebte er auf freiſinnige Maßregeln hin und nahm, ſelbſt dem Uſurpator gegenüber, eine entſchiedene Haltung an. Er war es, der, nach der Schlacht von Waterloo, Napoleon zur Abdankung bewog, und, von den Kammern an die Spitze der proviſoriſchen Regierung geſtellt, Napoleon's Erwählung zum Generaliſſimus hintertrieb, vielmehr deſſen Abreiſe beförderte. Von äußerſten Schritten abmahnend, leitete er die Capitulation von Paris, wurde von Ludwig XVIII. zum Polizeiminiſter ernannt, brachte aber, durch unzeitige Rückſichtloſigkeit in ſeinen Berichten an den König über Frankreichs Lage, alle Parteien gegen ſich auf, ſetzte die von ihm beantragte allgemeine Amneſtie nicht durch, und nahm ſeine Entlaſſung. Zwar ernannte ihn der König zum bevollmächtigten Geſandten am Dresdener Hofe; aber das Geſetz vom 12. Januar 1816, welches Alle, die für Ludwig's XVI. Tod geſtimmt hatten, aus Frankreich verbannte, machte ſeinem Wirken als Staatsdiener ein Ende. Er zog ſich nach Prag, dann nach Linz zurück, und nahm ſpäter ſeinen Aufenthalt in Trieſt, wo er ſein bewegtes, bald glänzendes, bald zweideutiges Leben, das jedoch im Kreiſe der Familie tadellos war, am 26. December 1820 beſchloß.

Ch. M. Fürſt Talleyrand.

Geboren 1754. Geſtorben 1838.

Der Kronos der Revolution, der ſie in allen Phaſen durchgelebt, ihr zum Theil ihren Gang vorgezeichnet hat, Charles Maurice Fürſt Talleyrand-Périgord, entſtammte einem alten gräflichen Geſchlechte, das früher die Herrſchaft Périgord mit völliger Souveränität beſaß, und auch ſpäter dem hohen Adel Frankreichs beigerechnet wurde, und kam den 2. Februar 1754 in Paris zur Welt. In ſeiner Jugend durch einen Fall gelähmt, wurde er, ganz gegen ſeine Neigung, zum geiſtlichen Stande erzogen; denn in ihm gohr die Welt mit allen ihren wechſelnden Erſcheinungen, und der Wirbel des Völkerlebens, von ſeinem ſicheren Blicke in bleibende Formen gebannt, forderte ſein ganzes Weſen zum Beobachten und Mitfühlen auf. Ein Kind des Augenblicks und des Diesſeits, konnte die geiſtliche Würde, deren Richtungen einer Ewigkeit und einem Jenſeits zugerichtet bleiben, ihn nur dem Namen nach bekleiden. Bei dem Ausbruche der Revolution Biſchof von Autun und Abt von Calles und St. Denys, und als ſolcher zum Abgeordneten der Geiſtlichkeit erwählt, bewirkte er, jedem Winke der Zeit immer zuerſt gehorchend, die Vereinigung von 160 Geiſtlichen mit dem dritten Stande, und beantragte, als Mitglied des conſtituirenden Ausſchuſſes, zuerſt den Verkauf der geiſtlichen Güter, die Aufhebung des Zehnten und die Beſoldung der Geiſtlichen aus Staatsmitteln. Zum Präſidenten der Nationalverſammlung ernannt, beſchwor er die Conſtitution, verlangte dieſen Eid auch von den Geiſtlichen ſeiner Diöceſe, und weihte die erſten conſtitutionellen Biſchöfe. Dafür mit dem päpſtlichen Banne beſtraft, legte er ſeine biſchöfliche Würde nieder, und nun ganz zum Weltkinde geworden, übernahm er eine Sendung nach England. Aber nur Eine Oberherrſchaft, die der Zeit, anerkennend, wurde er in England als Jakobiner, in Frankreich als Ariſtokrat verſchrieen. Sein Schickſal trieb ihn nach Amerika, dann in ſein Vaterland zurück, es erhob ihn dort zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und ſtürzte durch den Angriff der Parteien ihn wieder von ſeiner Höhe herab. Der Mann der Ueberlegung mußte ſich an den Mann der That lehnen, um einen feſten Stützpunkt zu finden; er fand ihn

in dem, aus Aegypten zurückkehrenden Bonaparte, wurde auf's Neue zum Miniſter des Auswärtigen erhoben, und entfaltete ſich von da an in ſeinem Einfluſſe und ſeiner diplomatiſchen Größe. Als Staatsmann machte er bei dem Papſte wieder gut, was er als Prieſter gefehlt; er leitete die Unterhandlungen mit demſelben wegen Wiederherſtellung des katholiſchen Cultus in Frankreich, und der Papſt entband ihn ſeines geiſtlichen Gelübdes, beſtätigte ſeine Ehe mit Madame Grant, die ſpäter von ſelbſt ſich wieder löſete. Auf allen großen Fragen der Zeit, auf den wichtigſten politiſchen Handlungen der Jahre 1805—1807, ſchwebte ſeine Wirkſamkeit, wurde ſein Name genannt. Das Jahr 1806 erhob ihn zum Fürſten von Benevent. In Bezug auf Spanien ſollen ſeine Anſichten von jenen Napoleon's abgewichen ſein; dieſer entzog ihm ſeine Gnade, und machte ihn zum Vicegroßwahlherrn des franzöſiſchen Kaiſerreiches, um ihm die Miniſterſtelle nehmen zu können. Damit hatte ſeine öffentliche Thätigkeit vorläufig ein Ende; doch von ſeinem politiſchen Obſervatorium aus muſterte er ſtill und ſcharfſichtig den Horizont ſeiner Zeit, und berechnete die Bahnen ihrer Geſtirne. Er ſah auch voraus, wie Napoleon's Stern ſeinem Untergange zueile, und insgeheim mag er wohl auch Manches zur Umgeſtaltung der Dinge gewirkt haben. Bei dem Einrücken der Verbündeten in Paris zum Präſidenten der proviſoriſchen Regierung ernannt, ſtimmte er entſchieden für Napoleon's Abdankung und für die Zurückrufung der Bourbon's, und übte weſentlichen Einfluß auf die Anſicht der Souveräne. Zum Danke dafür ernannte ihn Ludwig XVIII. 1814 zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und nachdem er freiwillig auf ſein Herzogthum Benevent verzichtet hatte, zum Fürſten von Talleyrand, erblichen Pair von Frankreich für ſeine Domaine Valençay, und ſchickte ihn auf den Congreß nach Wien, wo er die Sache Frankreich's und der Reſtauration mit großem Nachdrucke vertrat. Als Napoleon, von Elba zurückkehrend, den Thron Ludwig's XVIII. umſtieß, ſtellte Talleyrand das europäiſche Wort der Legitimität vor dem Congreſſe als Richtſchnur auf, und rettete dadurch die Dynaſtie der Bourbons in Frankreich, in beiden Sicilien, und ſpäter auch in Parma. Der Pariſer Vertrag war die einzige Angelegenheit, in welcher der geſchmeidige Talleyrand ſich dem dictatoriſchen Winke der Zeit nicht fügen wollte; er opferte ihm ſeine ämtlichen Titel, und trat ſeitdem in der Pairskammer an die Spitze der Oppoſition; denn ſein überaus feines politiſches Vorgefühl ſagte ihm, daß auch dieſe neue Lage der Dinge in Frankreich noch nicht die bleibende ſein werde. Nur dem Lebenden und Geltenden zugewandt, zog er von der, in

ſeiner Ahnung ſchon lange vor 1830 abſterbenden Regierung und dem Hofe ſich frühzeitig zurück. Als aber die Juli-Revolution ſeine Divinationen wahr machte, trat er wieder hervor, und ſeine, auf die zweifelnde Frage des Herzogs von Orleans gegebene lakoniſche Antwort: »il faut accepter,« gründete den Julithron. Als Geſandter in London verwirklichte er eine längſt genährte Idee: die Allianz zwiſchen Frankreich und England, und obgleich der kränkelnde und abgemüdete Greis 1835 ſeine Stelle niederlegte und ſich nach Valençay zurückzog, ſo blieb er doch fortwährend in zweifelhaften Fällen der Vertraute und Rathgeber Ludwig Philipp's, und ſeine kurzen, kauſtiſchen Bemerkungen, ſeine politiſchen Schlag- und Witzworte galten als Orakel. Wie die Zeit nicht zur Ruhe kommen wollte, ſo ſchien auch ihrem Lehensträger die Ruhe verſagt zu ſein. Vier und achtzig Jahre waren über ſeinem Haupte dahingerauſcht, zwei Generationen waren um ihn her in's Grab geſunken, und er ſtand noch da, mitfühlend und beobachtend. Er ſelbſt ſagte ſcherzend: er ſei Ahasver, der nimmer Ruhende. Da erfüllte ſich endlich auch an ihm das Geſetz der Natur, und der Tod zerbrach dieſes zähe Daſein am 17. Mai 1838. Fabeln und lügenhafte Journalſagen bildeten ſich über ſeinem Sterbelager zu einem Wolkennebel, in welchem der Kronos der Revolution verſchwand. So ſoll er vor ſeinem Tode ſich dem Papſte brieflich unterworfen, und ſein geiſtliches Gelübde erneuet haben. Der König der Franzoſen widmete ihm ſeine volle Theilnahme; aber Frankreich hatte ihn vergeſſen, und blickte kalt, faſt wegwerfend auf ſeinen Sarg. — Große Geiſtesgaben gingen in dieſer vierundachtzigjährigen Mumie zur Gruft. Wie in den Nerven gewiſſer Thiere Gewitter oder Erdbeben ſich voranzeigen, ſo durchzitterte auch ihn jedes künftige politiſche Gewitter oft lange vor ſeiner Entladung, und in ſeinem Auge lag etwas Prophetiſches, doch ohne die Weihe von oben. Dem Drange des Augenblicks zu weichen gewöhnt, und daher von ſeinen Gegnern nicht mit Unrecht die politiſche Wetterfahne genannt, ward er, ſtatt der Schöpfer und Lenker ſeiner Zeit, ihr Geſchöpf und Sclave, der, ängſtlich in den Mienen der Gegenwart leſend, jede ihrer Launen mit haſtiger Gefälligkeit in Vollzug ſetzte. Keiner höheren Idee gehorchend, von keiner großen ſittlichen Vorſtellung geleitet, durchſteuerte er das ſtürmiſche Meer der Politik, ohne eine feſte Richtung, ohne die Hoffnung, irgendwo dauernd Anker zu werfen. Daher jene kalte, atomiſtiſche Philoſophie in ſeinen Staatspraktiken, die, Alles mechaniſch bemeſſend und den moraliſchen Impuls der Dinge gänzlich ignorirend,

allerdings einen Fehler härter, als ein Verbrechen rügen, und in der menſchlichen Sprache nur ein Mittel wahrnehmen konnte, um ſeine Gedanken zu — verbergen!

Gottfried August Bürger.

Geboren 1748. Geſtorben 1794.

Schwül, niederdrückend und dunkel, faſt ohne Licht und Freude, iſt das Bild des Lebens dieſes Dichters, der einſt der Liebling der deutſchen Nation war, und deſſen friſche, herrliche Volksgeſänge noch jetzt durch nichts Beſſeres erſetzt ſind. Der Sohn eines Predigers zu Wolmerswende bei Halberſtadt, und daſelbſt am Neujahrstage 1748 geboren, machte er körperlich und geiſtig langſame Fortſchritte, und zeigte im Lernen weder Luſt, noch beſondere Anlagen. Aber die Fantaſie regte ſchon damals ihre Schwingen in ihm; ſie trieb ihn gern hinaus in Wälder und Einöden, und flößte ihm ein eigenes ſchauerliches Behagen an Einſamkeit oder Finſterniß ein. Das Verſemachen fand ſich von ſelbſt, belohnte ſich aber an dem Knaben nicht beſſer, als an dem Manne; denn ein Epigramm auf den Haarbeutel eines Primaners zog ihm weibliche Schläge zu, und verjagte ihn aus der Schule von Aſchersleben auf das Halle'ſche Pädagogium. Hier ging es mit den Studien beſſer; aber die Theologie, welche er daſelbſt auf den Wunſch ſeines Großvaters ſtudiren mußte, behagte ihm nicht; auch zog der Umgang mit Göckingk ihn noch entſchiedener zur Dichtkunſt hin, während die Verbindung mit dem berüchtigten Klotz nicht eben vortheilhaft auf ſeine Sitten wirkte. Sein Großvater, der zugleich ſein Unterſtützer war, zerfiel darüber mit ihm, ließ ſich aber wieder beſänftigen, und geſtattete, daß ſein Enkel die Theologie aufgeben und dafür in Göttingen die Rechtswiſſenſchaft ſtudiren durfte. Bürger's angeborner Leichtſinn riß ihn aber auch hier zu jugendlichen Fehltritten hin, die ihm die Liebe und die Unterſtützung ſeines Großvaters entwanden, und nur die Verbindung mit trefflichen Männern und Jünglingen, wie Boje, Bieſter, Sprengel, Hölty, Miller, Voß, die beiden Stolberge, Cramer, Leiſewitz — Mitglieder des damals in Göttingen entſtandenen und ſpäter auf die deutſche Litera-

tur ſo einflußreich gewordenen Dichtervereins — erhielt ſein beſſeres Selbſt über dem Abgrunde. Einige ſeiner vorzüglichſten Dichtungen, z. B. »die Nachtfeier der Venus,« »Herr Bacchus,« fallen in dieſe Zeit. Auf Boie's Empfehlung ernannten ihn 1772 die Herren von Uslar zu ihrem Juſtizbeamten zu Altengleichen im Fürſtenthume Calenberg, welche Stelle, obſchon proſaiſch und kärglich, ihm doch den nothdürftigen Unterhalt gewährte. Sein Großvater, erfreut, daß ſein Enkel jetzt eine ſolide Richtung nehme, verzieh ihm alles Frühere, und ſchaffte die erforderliche Caution herbei. Aber wo Bürger's eigene Schuld aufhörte, da trat ſein böſes Geſchick ein. Ein treuloſer Freund betrog ihn um das Geld, welches jene Caution bilden und Bürger's Schulden decken ſollte, und ſtürzte ihn dadurch in finanzielle Sorgen, von welchen er ſich nie mehr zu befreien vermochte. Verworrene Lebensverhältniſſe kamen hinzu. Er vermälte ſich 1774 mit der älteſten Tochter des hanöver'ſchen Beamten Leonhart zu Niedeck. Als er mit ihr vor den Altar trat, wurde, vermöge einer wunderlichen Selbſtirrung des Gefühls, ihm erſt klar, daß nicht ſeine Braut, ſondern deren Schweſter, Auguſte, der Gegenſtand ſeiner heißen Liebe ſei, und ſo, zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft getheilt, trug er durch zehn Jahre dieſe verzehrende Flamme im Herzen, ohne daß ſie jemals abkühlen wollte. Die Liebe erſchuf ſich ihre eigenen Geſetze; „die Angetraute entſchloß ſich" — wie er ſelbſt erzählt — »ſein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere, es zu ſein.« Als ſeine Gattin endlich ſtarb, trat Auguſte auch vor der Welt in jene Rechte ein, aber nur, um ſchon nach einem Jahre durch den Tod von der Seite eines Gatten geriſſen zu werden, der mit ſo vielen Opfern und auf ſo verworrenen Wegen ſie errungen hatte. Der Stachel des Schmerzes über dieſen Verluſt wich nicht mehr aus ſeiner Seele; unter dem Namen „Molly" hat er, ein zweiter Petrarca, in vielen ſchönen Liedern ſeine Auguſte lebend und todt gefeiert. Auch in anderer Hinſicht geſtaltete ſich ſein trüber Lebenshorizont nicht heiterer. Er hatte ſchon früher ſein, durch mancherlei Chicanen ihm verleidetes Amt aufgegeben, und war wieder nach Göttingen gegangen, wo er durch die Herausgabe des »Muſenalmanach's« und durch Vorleſungen über Aeſthetik das Nothdürftigſte gewann. Der Verluſt ſeiner Molly beraubte ihn auch noch des Muthes und der Kraft, die ſeine Arbeiten erforderten. Unfruchtbare Ehren waren es, daß die Univerſität ihm 1787 die Doctorwürde ertheilte und ihn zwei Jahre ſpäter zum außerordentlichen Profeſſor ernannte; denn er bezog dafür nie den geringſten Gehalt, und mußte ſein

Leben durch Lohnüberſetzungen für Buchhändler friſten. Die Krone ſetzte ſeinem Unglücke eine nochmalige Ehe auf, welche er mit einer Stuttgarterin ſchloß, die, angeblich von der Schönheit ſeiner Gedichte hingeriſſen, ihm auf romanhafte Weiſe öffentlich ihre Hand anbot, um ihm dann durch Verſchwendung, Heuchelei und Untreue das Leben zu vergiften. Nach ſechszehnmonatlicher Qual trennte er dieſe unſelige Verbindung. Menſchenſcheu, krank und im Innerſten verbittert, zog er ſich von allem Umgange zurück; ein Geſchenk der hanöver'ſchen Regierung rettete ihn vor dem ärgſten Mangel. Am 8. Juni 1794 befreite den armen, kranken, ſchwermuthvollen Dichter der Tod von ſeinen Leiden. — Die Zahl und der Gehalt deſſen, was er in einem kurzen Leben und in ſtetem Kampfe mit Kummer, Mangel und Widerwärtigkeit geleiſtet, legt ein vortheilhaftes Zeugniß für ſeine Standhaftigkeit und Seelenſtärke ab, die ſich nur widerſtrebend von dem Unglücke niederbeugen, von jeder ſcheinbaren oder vorübergehenden Freude ſich ſchnell aufrichten ließ. Seine ausgeprägte Sinnlichkeit, die im wirklichen Leben oft einen kranken und überreizten Charakter annahm und eigentlich der dunkle, Unheil ſpinnende Faden war, der ſein ganzes Daſein durchzieht, ſchlägt in ſeinen Gedichten eine friſchere, geſundere Richtung ein, wenn ſie auch häufig das poetiſche Element unter der Wucht der Materie erſtickt. Der idealiſche Schiller fühlte ſich hiervon tief und unangenehm berührt, und ſprach in ſeiner bekannten Recenſion ſich ſtreng, ja hart darüber aus. Bürger empfand dieſen Tadel wohl nicht ſo ſchmerzlich, als man gewöhnlich erzählt; vielmehr ſoll er, nach dem Zeugniſſe ſeines Schweſterſohnes Müllner, es nur beiläufig übel genommen haben, daß ein junger Menſch, der eine Räuberkomödie geſchrieben, jetzt über ſeine Gedichte herfalle. Auf Idealiſiren verſtand Bürger ſich freilich nicht; aber ein froher, kraftvoller, genußbedürftiger Naturſinn, der allerdings bisweilen an's Animaliſche ſtreift, weht aus ſeinen Liedern. Darum wurden ſie auch vom Volke, das ſinnlichen Eindrücken am zugänglichſten iſt, ſchnell begriffen und geliebt. Und in dieſer Macht über den Menſchen im einfachſten, urſprünglichſten Zuſtande, beruht Bürger's Größe und Eigenthümlichkeit. Er ſchmeichelt allen Neigungen des Naturmenſchen; er reizt ihn durch lebendige, bunte Farben, durch gefällige, hin und wieder beinahe frivole Schilderung ſchöner Formen, er erregt in ſeiner Meiſterballade: »Leonore,« den im Volke wurzelnden Sinn für das Schaurige und Unheimliche, ſingt ihm im „Lied vom braven Mann" ein Exempel ſchlichter, hausbackener Tugend vor, und ahmt ihm, wie einem gelehrigen

Kinde, in beiden Liedern das Heulen des Sturmes, das Krachen und Berſten der Eisſchollen, den Schall der Huftritte des Geiſterroſſes nach; kurz, er beſtrickt den Sinn des Volkes durch ſeine Bilder, wie durch die ausdruckvolle Muſik ſeiner Sprache, die ſelbſt dem todten und verworrenen Naturlaute eine harmoniſche und rythmiſche Deutung verleiht. So war Bürger zwar keiner der erhabenen Dichter, aber ein Volksſänger im vollen Begriffe des Wortes.

Alexander Pope.

Geboren 1688. Geſtorben 1744.

Mehr glänzend, als wärmend, iſt das Geſtirn dieſes Dichters, den England ſtets mit verdienter Auszeichnung nennen wird. Zu London von katholiſchen Eltern geboren, ſchwächlich von Natur, trat er, ſchon als Knabe, der Welt mehr mit ſeinem geiſtigen, als mit ſeinem körperlichen Selbſt gegenüber. Schon damals weckten die erſten engliſchen Verſe, welche er aus Ueberſetzungen des Homer und des Ovid kennen lernte, ſein lebhaftes Entzücken, und auf der Schule zu Hydeparkcorner veranlaßte der öftere Beſuch des Theaters ihn bereits zu eigenen dramatiſchen Verſuchen, deren Stoff er aus Homer nahm, und die er mit ſeinen Mitſchülern aufführte. Zwölf Jahre alt, ließ er ſein erſtes Gedicht, eine Ode an die Einſamkeit, erſcheinen, welches jedoch mehr durch die metriſche Form, als durch Gefühl und Fantaſie, Anſpruch auf Anerkennung hatte. Ohne ſich ſeitdem einer einzelnen Wiſſenſchaft ausſchließend zu widmen, folgte er allein ſeiner Neigung in der Wahl geiſtiger Beſchäftigungen, verſuchte ſich jedoch am meiſten in mannigfaltigen Nachbildungen und Ueberſetzungen der geleſenen ausländiſchen Dichterwerke, und dichtete in ſeinem fünfzehnten Jahre ſeine, wegen ihres reinen Versbaues oft belobten Hirtengedichte. Die unwürdigen Anſichten eines ihm befreundeten Schöngeiſtes und Pedanten, Namens Cromwell, über das weibliche Geſchlecht, ſcheinen einen ungünſtigen Einfluß auf Pope und deſſen oft ſchonungsloſe Herabſetzung der Frauen gehabt zu haben; doch ſuchte er auch ſchon damals ſolche Verbindungen anzuknüpfen, welche ihm ſelbſt Anſehen und Auszeichnung verſprachen. In ſeinem Gedichte: »Essay of Criticism,« welches

vielfache Beleſenheit, Schärfe und Richtigkeit des Urtheils beurkundet, ohne jedoch dem Anfangs ihm beigemeſſenen Werthe zu entſprechen, griff er nicht nur den als Kritiker gefürchteten John Dennys, ſondern auch den Dichter Ambroſe Philipps an, und wurde mit Beiden in eine heftige literariſche Fehde verwickelt, welche bleibende Feindſchaft zwiſchen ihnen zur Folge hatte. Ueberhaupt charakteriſirte ihn frühzeitig ein gewiſſer ſtreitſüchtiger Uebermuth und eine, auf fremdes Verdienſt geringſchätzend oder mißgünſtig hinblickende Selbſtgefälligkeit, wie wenig auch mit ſeiner ſteten Schlagfertigkeit ſich die große Empfindlichkeit für ſeine eigene Perſon vertrug. Bei ſolcher Sinnesart hatte ihn gleichſam ſchon die Natur zur Satyre hingewieſen, und ſeine dauernden Lorbeern hat er vorzugsweiſe auf dieſem Felde gepflückt, da in anderer Hinſicht der Mangel an innerer Poeſie ſich auch unter prunkenden Verſen und ſchönen Formen nicht verſtecken ließ. Großen Ruhm erwarb er daher durch ſein ſatiriſches Epos: »der Lockenraub,« wozu er ein gewöhnliches Ereigniß benutzte, welches er mit allem Reichthume des Witzes und der Satyre ausſtattete, und beſonders gegen den Leichtſinn des weiblichen Geſchlechts richtete. Von jetzt an ſuchte er nebſt dem Ruhme auch den Gewinn, und kündigte daher die Herausgabe einer Ueberſetzung der Ilias an. Sie wurde mit großem Beifalle aufgenommen, trägt aber von der Einfachheit des Originals keine Spur. Den großen Gewinn, welchen er aus dem Werke zog, benutzte er theilweiſe zum Ankaufe des durch ihn berühmt gewordenen Hauſes zu Twickenham. Bei der »Epistle from Eloisa to Abelard,« welche Bürger meiſterhaft in das Deutſche übertragen hat, benützte er die vorhandenen Briefe dieſer Liebenden. Das Gedicht iſt, in Hinſicht des reinen Versbaues und der Behandlung des Gegenſtandes, ſein vollendetſtes zu nennen. Aus Gewinnſucht, die mit ſeiner Ruhmgier gleichen Schritt hielt, unternahm er hierauf eine Herausgabe des Shakeſpeare, welcher er aus Mangel an den Eigenſchaften eines Kritikers nicht gewachſen war, und ſich deshalb dem gerechten Tadel des hierin ihm weit überlegenen Theobald ausſetzte, mit welchem er hierüber in endloſe Streitigkeiten gerieth. Später trat er meiſtentheils als Satyriker und Moraliſt auf, und gab im Jahre 1727, im Vereine mit Swift, die »Miscellen,« eine vorzugsweiſe humoriſtiſche Zeitſchrift, heraus, worin er ſeinen »Treatise of the Bathos or Art of Singing« aufnahm. Da er zur Erläuterung ſeiner ironiſchen Lehren darin viele Beiſpiele aus noch lebenden Dichtern aufgeſtellt hatte, und dieſe ſeinem Spotte die heftigſten Angriffe entgegenſetzten, ſo ſuchte er ſie insgeſammt durch

Bekanntmachung der „Dunſiade" dem allgemeinen Spotte preiszugeben. Obgleich ihm dies zum Theil gelang, ſo vermehrte er doch damit nur die Zahl ſeiner Feinde, ſo wie ihm die im Jahre 1731 herausgegebene perſönlich ſatyriſche »Epiſtel über den Geſchmack« allgemeinen Tadel zuzog. Er macht darin die Geſchmackloſigkeit und Prahlerei eines Edelmannes, dem er den Namen Timon beilegt, und unter welchem man den, wegen ſeiner Wohlthätigkeit und menſchenfreundlichen Geſinnungen allgemein verehrten Herzog von Chandos verſtehen zu müſſen glaubte, lächerlich, wenn auch Pope dieſe Beſchuldigung ſtets von ſich abzuwenden ſuchte. Nach dem Tode des Königs Georg I. entſchieden auf die Seite der Tories tretend, ſchrieb er auf Bolingbroke's Rath ſeinen ſo berühmt gewordenen »Verſuch über den Menſchen," eines der ausgezeichnetſten moraliſchen Lehrgedichte, das in der ſcharfſinnigen Darſtellung des Gegenſtandes und in der poetiſchen Gewandtheit der Sprache ſchwer zu übertreffen ſein möchte. Hierauf gab er ſeine „Nachahmungen des Horaz" heraus, welche eine ſatyriſche Richtung haben, und fügte ihnen moraliſche Briefe oder Charakterſchilderungen von Männern und Frauen, Lehren über den Gebrauch des Reichthums u. ſ. w. bei. Spöttiſche Angriffe auf ſeine Gegner, ja ſelbſt auf frühere Freunde, bezeichnen auch dieſe Geiſteswerke. Seine dichteriſche Laufbahn beſchloß er mit zwei Satyren, deren Titel: »Siebenhundert und acht und dreißig," von dem Jahre ihrer Abfaſſung entnommen iſt, und in welchen er beſonders den damals gekrönten Dichter Colley Cibber hart mitnahm, ihm auch ſpäter den erſten Platz unter den „Dunſen" einräumte, und mit dem vierten Buche der „Dunſiade." Pope ſtarb am 30. Mai 1744, und wurde zu Twickenham beerdigt, wo ihm Warburton ein Denkmahl ſetzen ließ. — An Wohlklang und Reinheit des Versbaues, an Anmuth und Würde der Sprache dürfte ihn keiner der Dichter Englands übertroffen haben, wenn ihm auch nicht mit Unrecht Armuth und Mangel ſchöpferiſcher Kraft vorgeworfen worden iſt. Als Menſch zeigte er ſich eitel und beifallſüchtig, war ſehr empfindlich gegen Tadel und Beleidigungen, ſehr empfänglich für Schmeichelei, und leicht zur Rache gereizt; Fehler, welche vielleicht zum Theil aus Kränklichkeit und Schwäche hervorgingen. Er liebte die Unabhängigkeit, den Gewinn, den Lebensgenuß und den Umgang mit höheren Ständen, und zu ſeinem Ruhme muß geſagt werden, daß, wenn er unverſöhnlich in der Feindſchaft, dafür auch ſeine Freundestreue keinem Wechſel unterworfen war.

Inhalts-Verzeichniß

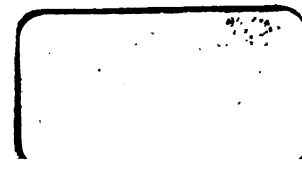
des zweiten Bandes.

	Seite
Bacon, Roger, Mathematiker und Physiker	342
Balzac, Honoré de, franz. Romandichter	230
Beaumarchais, P. A. C. de, franz. Dramatiker	277
Boerhave, Hermann, berühmter holländ. Arzt	312
Boileau, A., franz. Dichter	275
Buffon, Georges Louis Leclerc, Graf von, berühmter Naturforscher	117
Buonarotti, Michel Angelo, florentinischer Maler und Bildhauer	188
Bürger, Gottfried August, deutscher Dichter	367
Byron, George, Englands größter neuerer Dichter	147
Camoens, Portugals einziger Dichter	116
Canova, Antonio, berühmter Bildhauer neuester Zeit	107
Carnot, L. A. M., franz. Mathematiker und Kriegsminister	320
Cervantes, Miguel Saavedra, spanischer Dichter	120
Chateaubriand, P. A. Vicomte, Pair und Staatsminister	131
Christina, Königin von Schweden	168
Clauzel, Bertrand Graf v., Marschall von Frankreich	328
Columbus, Christoph, der Entdecker von Amerika	19
Cook, James, berühmter Weltumsegler	24
Correggio, Anton Allegri da, einer der größten Maler Italiens	28
Cosmas von Prag, böhmischer Geschichtsschreiber	243
Cousin, Victor, franz. Staatsmann und Philosoph	263
Cuvier, Georg, Pair von Frankreich, großer Naturforscher	179
Dante Alighieri, Gründer italienischer Dichtkunst	87
Dobrowsky, Joseph, hochverdienter slavischer Literat	241
Espartero, Don Baldamero, Herzog de la Victoria	200

Seite

Fichte, J. H., deutscher Philosoph 270
Fouché, Joseph, Herzog von Otranto, franz. Polizeiminister 361
Fox, Charles James, einer der größten Staatsmänner und Redner Englands 225
Franz I., König von Frankreich 249
Friedrich I., Barbarossa, römisch-deutscher Kaiser 301
Gall, Franz Joseph, Erfinder der Schädellehre 104
Gellert, Christian Fürchtegott, deutscher Dichter 244
Gouvion-Saint-Cyr, Marschall von Frankreich 325
Gustav Adolf, König von Schweden 235
Gustav Wasa, König von Schweden 231
Händel, G. P., deutscher Komponisteur 138
Harrach, Karl Graf von, einer der edelsten Menschenfreunde 298
Haydn, Joseph, einer der größten Komponisteure 138
Heber, Reginald, Bischof von Calcutta 55
Heinrich IV., König von Frankreich und Navarra 79
Heinrich VIII., König von England 174
Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, Ludwig Aloys Fürst von, Marschall von Frankreich 185
Hölty, Ludw. Heinr. Christ., deutscher Dichter 97
Hugo Grotius, philosophischer, juristischer und historischer Schriftsteller . 340
Hugo, Victor, franz. Dichter und Dramatiker 227
Hume, David, Englands großer Historiker 115
Huß, Johannes, böhmischer Reformator 211
Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans 159
Joseph II., römisch-deutscher Kaiser 9
Istvánfy, Nicolaus, ungar. Staatsmann und Historiograph 264
Julius II., römischer Papst 73
Kleber, Jos. Baptist, franz. Feldherr 293
Klinger, Friedr. Max., russischer General-Lieutenant und berühmter deutscher Schriftsteller 98
Klopstock, Friedrich Gottlieb, religiöser Dichter 246
Konradin von Schwaben, der letzte Hohenstaufe 306
Lafayette, Marie Paul Jos. Marquis de 315
Lafontaine, Jean de, berühmter franz. Dichter 351
Lamartine, Alphonse de, franz. Dichter und Staatsmann 135
Lauriston, J. A. B. Law, Marquis v., franz. Marschall 330
Lavater, Jos. Kaspar, Begründer der Physiognomik 100
Leo X., römischer Papst 62
Lesage, Alain René, franz. Klassiker 349
Londonderry, Heinr. Robert Marquis von, engl. Staatsmann 168
Lorenzo von Medici, Staatsmann und Kunstmäcen 71

	Seite
Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich	354
Ludwig XI., König von Frankreich	357
Ludwig XIV., König von Frankreich	253
Lyndhurſt, Lord John Singleton, engl. Pair und Staatsmann	166
Makintoſh, Sir James, Staatsmann und Schriftſteller	118
Maria Thereſia, römiſch-deutſche Kaiſerin	1
Maſſena, Andrea, Fürſt von Eßlingen, Marſchall von Frankreich	336
Mazarin, Jules, Cardinal und Staatsminiſter	128
Melbourne, Viscount William, engl. Premierminiſter	40
Mendelsſohn, Moſes, philoſ. Schriftſteller	278
Meyerbeer, Jakob, deutſcher Compoſiteur	154
Milton, John, engl. Dichter	86
Moore, Thomas, der erſte Barde Irlands	228
Moreau, Jean Victor, franz. Feldherr	287
Mouton, Georg Graf von Lobau, franz. Marſchall	328
Murillos, Bartolomeo Eſteban, ſpaniſcher Maler	51
Ochſenheimer, Ferdinand, berühmter Schauſpieler und Entomolog	344
O'Connell, Daniel, Parlamentsredner für Irland	258
Oehlenſchläger, Adam, däniſcher Dichter	126
Palmerſton, Henry John Viscount, engl. Miniſter	38
Paskewitſch, Joſ. Fedorowitſch, Fürſt von Warſchau	206
Pázmány, Peter, ungar. Staatsmann und Cardinal	284
Pfeffel, Gottl. Conrad, deutſcher Dichter	98
Poniatowsky, Joſ. Ant. Fürſt von, franz. Marſchall	182
Pope, Alexander, engl. Dichter	370
Rafael Sanzio, Italiens größter Maler	42
Rákóczy, Georg, Fürſt von Siebenbürgen	280
Rembrand van Rhyn, Paul, holländiſcher Maler	31
Richard I., Löwenherz, König von England	170
Richelieu, Armand du Pleſſis, Cardinal und Staatsminiſter	124
Roscoe, William, engl. Hiſtoriker	64
Roſſini, Gioachimo, italieniſcher Compoſiteur	150
Rouſſeau, Jean Jacques, berühmter Schriftſteller	192
Scott, Walter, engl. Romandichter	144
Seume, J. G., deutſcher Dichter	65
Sevigné, Marie Marquiſe von	218
Shakeſpeare, William, Europa's größter tragiſcher Dichter	84
Staël-Holſtein, Anne Germaine v., berühmte Schriftſtellerin	219
Stein, G. P. J. Freih. v. und zum, einer der größten Staatsmänner Deutſchlands	94
Sternberg, Kaſpar Graf von, Naturforſcher	296

Seite

Suchet, Louis Gabriel, Herzog von Albufera, franz. Marſchall 338
Sully, Maximilian Herzog von, einer der größten Helden und Staatsmänner Frankreichs 60
Széchényi, Franz Graf, Stifter des ungar. Nationalmuſeums 267
Talleyrand, Ch. M. Fürſt, berühmter Diplomat 364
Taſſo, Torquato, einer der größten Dichter Italiens 33
Theophraſtus Paracelſus, Arzt und Chemiker 310
Thorwaldſen, Albert, däniſcher Bildhauer 110
Tieck, Ludwig, Dichter und Kritiker 128
Treitſchke, Friedrich, dramatiſcher Dichter und Entomolog 346
Turenne, Henri de la Tour d'Auvergne, einer der größten Feldherren Frankreichs 57
Vernet, Joſeph Claude, franz. Seemaler 187
Voltaire, einer der größten Dichter und Schriftſteller Frankreichs 196
Waſhington, William, der Begründer der nordamerikaniſchen Unabhängigkeit 90
Wilberforce, William, Begründer der Aufhebung des Sklavenhandels . 53
Wilhelm III., Erbſtatthalter von Holland, König von England 76
Zwingli, Ulrich, ſchweizeriſcher Reformator 214